Biogr.
2 h (2

(Richelieu)

Lebensgeschichte

Geheime Lebensgeschichte

des

Marschalls von Richelieu

oder

Erzählung

seiner Abenteuer, Liebschaften, Intriguen

und

all desjenigen, was auf die verschiedenen Rollen Bezug hat, die dieser merkwürdige Mann in einem Zeitraume von mehr als achtzig Jahren spielte.

Aus dem Französischen übersetzt.

Zweyter Band.

Mit Churfächsischem gnädigstem Privilegio.

Bayreuth,
in der Zeitungsdruckerey daselbst
1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wahre
geheime Lebensgeschichte
des
Marschalls von Richelieu.

Zweyter Theil.

Erstes Kapitel.

Ludwig XV geht nach Flandern. Einnahme von Cortrick. Krankheit des Königs zu Metz. Ungnade der Herzogin von Chateauroux. Richelieu's Betragen zu dieser Zeit. Tod der Frau von Chateauroux. Unser Held bringt nach seiner Zurückkehr aus Languedoc eine Nacht bey dem Könige zu, um mit ihm den Verlust dieser Günstlingin zu beweinen.

Endlich ging der König, durch die dringenden Ermahnungen *) der Herzogin von Chateauroux bewogen, zu seinem Heere in Flandern, wo er am 12. May 1744 zu Lille oder Ryssel eintraf. Er hatte acht Generaladjutanten bey sich, die alle seine Vertraulichkeit genossen. Richelieu wurde zum Erstern bestimmt und hoffte daher, in balden seinem Gebiether zu zeigen, daß er eben so von dem Mars, wie von der

*) Eine so großmüthige, ja selbst heldenmäßige That, verdient allerdings, wie Friedrich der Große mit Recht erinnert, um so mehr eine Stelle in den Jahrbüchern der Geschichte, da Madame de Chateauroux die Angelegenheiten ihres Herzens und ihres eigenen Glücks für ihr Vaterland aufopferte, die andern Maitressen aber, die ihre Vorgängerinnen waren, ihr Ansehn bloß zum Verderb des Königreichs angewendet hatten. Anmerk. des Uebers.

Göttin der Liebe, begünstiget würde. Die Einnahme von Cortrick und Ypern *) ward jetzt durch die Gegenwart des Königs beschleunigt, die allerdings den Muth der Truppen vermehren mußte; und zweifelsohne wäre dieser erste Flandrische Feldzug sehr glorreich gewesen, hätte man nicht die traurige Nachricht vernommen, daß nicht nur der Prinz Karl über den Rhein gegangen wäre, sondern daß auch verschiedene Detaschementer von dem Heere desselben, bis nach Elsaß zu streifen, sich unterstünden. Während der Belagerung von Cortrick empfing die Herzogin von Chateauroux, die ihrem Geliebten nach Ryssel folgen sollte, beständig die zärtlichsten Briefe von ihm. Allein sie wartete mit Sehnsucht auf dasjenige Schreiben, welches das Zeichen zum Aufbruche seyn sollte, und ging indessen nach Piazenza zu einem gewissen Herrn von Brunoi. Der König überlieferte diese Depeschen seinem Vertrauten, dem Herzoge von Richelieu, der solche durch einen Bedienten an seine Freundin schickte.

Kurz darauf ward Flandern vom Könige verlassen, der mit dem Marschalle von Noailles, dem Befehlshaber des größten Theils der Armee, nach Elsaß ging. Der Marschall von Sachsen blieb in Flandern zurück, wo er nahe bey Cortrick sein Lager aufschlug, und sich gegen die Feinde zu erhalten wußte. Ueberhaupt wird diese defensive Campagne von den Kennern der Kriegskunst als ein Werk betrachtet, das

*) Das Merkwürdigste bey der Belagerung von Ypern war unstreitig dieses, daß der Prinz von Clermont, Abt von St. Germain-des-Pres, bey den Hauptangriffen befehligte. Seit den Cardinälen de la Valette und Sourdis hatte man in Frankreich Niemand gesehen, welcher Theologie und Kriegswissenschaft mit einander verband. Der Prinz von Clermont erhielt diese Erlaubniß vom Papst Clemens XII, welcher mit Recht glaubte, daß bey einem Urenkel des großen Conde der geistliche Stand der Würde eines Feldherrn nachstehen müßte. Siehe le Siecle de Louis XV par M. de Voltaire. Dreßd. Ausg. S. 155. Anmerk. des Uebers.

das auf ihre Bewunderung die gerechtesten Ansprüche zu machen im Stande ist.

Jetzt reißte die Frau von Chateauroux, die man zur Oberaufseherin über den Hofstaat der künftigen Dauphine bestellt hatte, mit ihrer Schwester, der Herzogin von Lauraguais, ab, um Zeugin der glücklichen Waffen des Königs zu seyn. Denn sie glühte für Begierde, die Früchte ihres Werkes einzuärndten und an dem glanzvollen Ruhme Theil zu nehmen, der ihren Liebhaber zu umstrahlen bereit stand, besonders da schon die Hauptstadt von dem Lobe des Monarchen wiedertönte. Nie wurde eine Reise mit größerer Freude unternommen, und nie verursachte eine Reise so unzähligen Kummer. Die Günstlingin kam den 4. August bey dem Könige zu Metz an; allein vier Tage nachher zogen die Beschwerlichkeiten des Feldzugs und ein leichter Sonnenstich diesem Prinzen einen schrecklichen Kopfschmerzen, nebst einem Anfall vom Fieber zu. Sogleich verbreitete sich überall das Gerücht davon; jeder, der um den König war, hielt das Uebel für größer; die überspannte Einbildungskraft vermehrte die Gefahr, und der Kranke selbsten, der auf allen Gesichtern das Zeichen des Schreckens las, wurde durch die mitgetheilten Besorgnisse äußerst beunruhigt. Nur allein der Herzog von Richelieu versicherte ihm, daß diese Krankheit von keiner Bedeutung wäre, und daß etwas Diät und einige leichte Abführungsmittel ihm seine Gesundheit wiedergeben könnten. Doch dießmahl scheiterte die Beredsamkeit unsers Helden; der König ward immer unruhiger, und dadurch gelangte das Uebel zur Wirklichkeit.

Die Herzoginnen von Chateauroux und Lauraguais verließen nicht einen einzigen Augenblick das Bette des Monarchen; unser Duc aber verweigerte als Oberstkammerherr allen denjenigen, die nicht zum innern Dienst gehörten, den Eintritt ins Krankenzimmer. Sogar der Bischof von Soissons konnte nicht zum Könige gelangen, und der Herzog von Chatres bekam selbsten eine abschlägliche Antwort.

Natürlich mußte dieses Betragen, welches den Regeln der Politik äußerst entgegen war, und das nur allein mit der Furcht: den König zu erschrecken, konnte entschuldigt werden, die unruhigen Besorgnisse von ganz Frankreich verdoppeln. Man zitterte, Ludwig XV der Sorgfalt zweyer Frauenzimmer anvertraut zu sehen, denen man öffentlich seine gegenwärtige Krankheit Schuld gab; man ärgerte sich über den Anblick des Herzogs von Richelieu, den man als einen sittenlosen und irreligiösen Menschen und mithin als den Urheber der Verirrungen des allzuschwachen Monarchen betrachtete, ja, der sogar die Gesundheit und das Gewissen Seiner Majestät unumschränkt zu beherrschen vermöchte. Kein Wunder also, daß man jetzt über Ruchlosigkeit schrie, daß besonders die Priester überall Kabalen anspannen und das Gerücht zu verbreiten bemüht waren: der König würde ohne Sacramente dahin sterben. Die Feinde der Favorite und unsers Helden vereinigten sich mit diesen Schreyern, und so war es bald unmöglich geworden, sie von dem Bette des Kranken zurück zu halten.

Der Zustand des Königs wurde übertrieben, man rieth ihm sogar: die Sacramente zu empfangen; denn man wußte wohl, daß er diese Religionshandlung nicht unternehmen konnte, ohne die Herzogin von Chateauroux zu entfernen, und dieses war alles, was ihre ränkevollen Gegner verlangten. Nur allein der Herzog von Richelieu stellte dem Monarchen vor, daß keine Gefahr vorhanden sey, und wirklich hatte er denselben in seinem Entschlusse: sich berichten zu lassen, wankend gemacht; bald aber brachten neue Angriffe von Seiten der Kabale den König auf andere Gesinnungen. Zwar wandte unser Held alle seine Beredtsamkeit an, um dieß Vorhaben seines Gebiethers zu hintertreiben; aber umsonst! Der König gab ihm nur folgende Antwort: „Was „wollen Sie von mir? Der allgemeine Wunsch nöthigt „mich ja schlechterdings zu diesem Schritte; allein ich „empfehle Ihnen die Herzogin von Chateauroux.“ Diese

Dame

Dame war nähmlich in Metz gemißhandelt worden, und man mußte sie also in Zukunft vor der Wuth des Volkes zu verbergen suchen, das in ihr weiter nichts als ein Weib erblickte, welches die Einigkeit zwischen dem Monarchen und seiner Gemahlin störte und noch überdieß den Tod dieses angebetheten Fürsten verursachte. Die Handlung, die sie bewirkt hatte, gereichte bloß ihrem Liebhaber zum Vortheile; denn man betrachtete ihn als das Opfer der Liebe zu seinen Unterthanen, die er in eigner Person hätte vertheidigen wollen, und der Franzose, dem immer in Rücksicht auf Tadel oder Lob die goldne Mittelstrasse unbekannt ist, setzte wegen dieser vorgeblichen Tugend Ludwig XV unter die Reihe der größten Könige *). Aber o gutherziges Volk, wie sehr betrügt man dich! und wie schuldvoll ist der Souverain nebst seinen Gehülfen, wenn er sich nicht mit ihnen zugleich um dein Glück bekümmert, da es doch so wenig braucht, um deine Liebe zu erwerben.

Die Königin, die jetzt eben so, wie der Dauphin, zu Metz ankam, beschleunigte natürlich die Abreise der Herzogin von Chateauroux, die ihren Geliebten nicht verlassen konnte, ohne alles für verlohren zu halten. Diese religiösen Zubereitungen, ihre Flucht und noch mehr die Verzweiflung, die sie auf allen Gesichtern las, verdoppelten ihre Besorgnisse; sie vergrößerte nach dem Beyspiele der Uebrigen die Gefahr des Königs. Zwar gab ihr unser Held die Versicherung: daß jedermann sich täusche, aber vergebens; nichts vermochte die Unruhe ihres Herzens zu stillen und sie schrieb fol-

*) Die Nation ertheilte ihm damahls den Nahmen Ludwig der Vielgeliebte (Louis le Bien - aimé); eine Benennung, die ungleich mehr werth ist, als die Beynahmen der Heilige oder der Große, die nur die Schmeicheley und selten die Wahrheit den Königen beylegt. Aber schade nur, daß der gedachte Fürst durch so manche seiner Handlungen sich dieses ehrenvollen Nahmens unwürdig machte! Anmerk. des Uebersetzers.

genden Brief an den Herrn von Bernage, ersten Leibarzt des Monarchen:

„Nur auf Sie allein noch ist meine Hoffnung gerichtet, denn sonsten scheinen alle, die um den König sind, den Verstand verlohren zu haben. Ich fordere Sie also auf, alle Ihre Geschicklichkeit aufzubiethen, besonders da man Sie erst in der äußersten Gefahr herbey rief; denn wenn sich ja das Unglück ereignen sollte, so würde Ihnen sicher Niemand die Schuld beymessen können. Ich verdanke Ihnen schon einmahl das Leben; wenn Sie auch das Seinige zu retten vermöchten, so würde ich Ihnen doppelt dankverpflichtet seyn. Und gewiß ist mir die Verlängerung seiner Tage weit kostbarer, als der Meinigen. Uebrigens können Sie sicher auf meine zärtliche Freundschaft rechnen."

Die Herzogin von Chateauroux.

Wie ein einziger Augenblick die Lage der Dinge zu ändern vermag! Die Herzogin von Chateauroux, die nur vor Kurzem noch im Pallaste des Königs als unumschränkte Gebietherin befahl, konnte jetzt nicht einmahl ein gemeines Fuhrwerk bekommen, um sich den Beschimpfungen zu entziehen, welche das Volk ihr zufügte. Man verweigerte ihr sogar einen Wagen aus dem kleinen Marstalle, und doch lagen die Personen, welche diese Befehle ertheilten, nur vor einem Augenblick noch zu ihren Füssen. Keiner wollte jetzt mehr den Schein einer Bekanntschaft mit ihr haben; unzählige Ausflüchte waren fast durchgehends die Begleiter der abschläglichen Antworten. Richelieu konnte nur einen einzigen Wagen hergeben, und man bedurfte doch noch eines andern für die Herzogin von Lauragais. Endlich befreyte sie der Marschall von Belle-Isle von dieser Sorge, indem er ihr eine von seinen Karossen lieh.

Vielleicht mag der Herzog von Richelieu, der sich bey diesen Umständen unter allen als Freund bewieß, sie begleiten zu können gewünscht haben; da aber seine Gegenwart

bey

bey dem Könige unumgänglich nöthig war, so vertraute er sie zweyen von seinen Leuten an, welchen er einen Umweg zu nehmen befahl, um nicht auf die Königin zu stoßen, die ihren Gemahl besuchen wollte. Man verboth den Bedienten aufs Strengste, den wahren Nahmen und Stand der beyden Schwestern zu nennen; und diese hatten also auf dem ganzen Wege den Kummer, die schrecklichsten Verwünschungen gegen sich ausstoßen zu hören. An unterschiedlichen Poststationen wurden ihnen die Pferde verweigert, weil der Herr von Argenson die gemessensten Befehle gegeben hatte, sie nur für die Königin allein aufzubehalten. Die Leute unsers Helden gaben also vor, daß die von ihnen begleiteten Personen Schwestern ihres Herrn wären, welche der Monarchin entgegen gingen, und ihre Livrée machte dieses glaublich. Endlich kamen unsere Flüchtlinge, zwar mit der äußersten Unruhe erfüllt, aber doch befreyt von der Besorgniß: bey jedem Schritte beleidigt zu werden, glücklich in Paris an.

Unterdessen sehnte sich der König mit dem Himmel aus. An dem Tage, wo derselbe die Sacramente empfangen sollte, erhielt der Herzog von Richelieu einen anonymischen Brief, in welchem ihm der Rath gegeben wurde: die Stadt Metz zu verlassen. Man stellte ihm vor, daß es äußerst gefährlich für ihn wäre, länger an einem Orte zu bleiben, wo er nicht nur ungern müßte gesehen werden, sondern wo auch die Einfältigen glaubten, daß er sich dem Seelenheile des Königs entgegen gesetzt hätte. Allein diese Warnung bewirkte nicht, was sie bewirken sollte, vielmehr begab sich unser Held auf der Stelle zu seinem Gebiether. Der Graf von Argenson, welcher Ludwig XV — der, wie bekanntlich alle seine Minister ins Feld mitnahm — auf diese Reise begleitet hatte, ging, sobald er unsern Duc gewahr wurde, auf ihn zu und führte ihn in das Zimmer des Herrn le Bel, wo er ihn beschwur: nach Paris zu gehen, um dort vor seinen Feinden gesichert zu seyn; er gab beynahe die nähmli-

chen Gründe an, die schon in dem anonymischen Briefe befindlich waren, und besonders nahm er seine Vertraulichkeit mit der Herzogin von Chateauroux zum Vorwande. Allein Richelieu, der ihm nicht viel Gutes zutraute, versicherte ihn, daß er nicht nur über diesen Beweiß von Freundschaft gerührt wäre, sondern solchen auch zu schätzen wüßte; daß er aber keineswegs das Zimmer des Monarchen verlassen würde, bloß um seinen Feinden zu zeigen, daß er, trotz aller ihm bevorstehenden Gefahren, seine Pflichten zu erfüllen vermöchte. Zwar setzte der Herr von Argenson hinzu, daß er als Freund ihn warnte, weil er gehört hätte: der Bischof von Soisons, welcher dem Könige die Sacramente reichen würde, wollte ihm sogar öffentlich den Vorwurf machen: die Ursache der Krankheit desselben zu seyn; zwar gedachte der Minister seiner Rede mehr Gewicht zu geben, wenn er den Herzog umarmte und ihn mit Thränen in den Augen bäte, einen für ihn so gefährlichen Aufenthalt zu verlassen: allein Richelieu, fest in seinem Entschlusse, und eben so listig, als Argenson, ersuchte ihn bloß, mit in das Zimmer des Königs zu gehen. Denn er sah zum voraus, daß seine Entfernung ihm den Untergang bereiten müßte, wenn der Monarch von seiner, im Geringsten nicht bedenklichen, Krankheit wieder aufstünde, weil man alsdann sicher nicht ermangeln würde, ihn bey dem Wiedergenesenen wegen seiner Entweichung anzuschwärzen; und dieser anscheinende Undank müßte ihn wahrscheinlicher Weise auf immer der Liebe seines Gebiethers berauben. Sollte aber, wider alle Erwartung, die Krankheit tödlich werden, so wäre es gleichviel, ob er da bliebe, oder sich entfernte, ja, er müßte durch Hintansetzung seiner Pflichten wirklich schuldvoll scheinen.

Der Herzog von Richelieu verglich bey dieser Gelegenheit das Zimmer des Königs mit dem Parterre des Schauspielhauses, wenn solches mit Menschen erfüllt ist. Und wirklich konnt' er sich kaum durch diese Ebb' und Fluth hin-

durch-

durchdrängen. Als es ihm aber gelang, das Bette des Monarchen zu erreichen, da versicherte er, nachdem er demselben vor jedermanns Augen den Puls befühlt hatte*), daß das Fieber nicht allzuheftig und nicht die mindeste Gefahr vorhanden wäre. Hierauf besprach sich der König lange mit ihm, worüber natürlich die Anwesenden aufmerksam wurden. Endlich kam der Bischof von Soisons mit der Geistlichkeit herbey; aber Richelieu entfernte sich nicht, sondern sah diesen Priester starr an, der auch deßwegen bey seiner Ermahnung, seiner mit keinem einzigen Worte gedachte.

Unser Held wiederhohlte es oftmahls, daß mit dieser Krankheit Ludwigs XV zu Metz nicht die geringste Gefahr wäre verbunden gewesen; er hatte sich vielmehr überzeugt, daß die Kabale der Priester, die bloß die für sie so furchtbare Herzogin von Chateauroux entfernen wollten, diese Gelegenheit benutzt hätten, um das Herz eines schwachen Fürsten in Furcht zu setzen. Ja, er behauptete sogar, daß diese Krankheit sehr einfach gewesen und bloß in einer starken Ermüdung **) bestanden wäre, wozu sich noch ein leichter Sonnenstich vereiniget hätte, durch welchen die Blutsäfte ***) in Unordnung wären gebracht worden, und versicherte zugleich, daß etwas Diät und labende, die Feuchtigkeiten des Körpers flüßiger machende, Getränke die Genesung sicher bewirkt hätten. Ueberdieß wäre der Puls des Königs von ihm zu oft befühlt worden, als daß er nicht die eigentliche Beschaffenheit des Fiebers, welches niemahls von Bedeutung gewesen wäre, hätte kennen lernen. Zuletzt gestand er, daß die Zufälle mehr oder minder heftig gewesen wären, er schob aber die Schuld auf die Eindrücke, welche

der

*) Ja, er soll sich sogar mit der Medizin befaßt haben, wie schon im 1. Th. S. 232 bemerkt wurde. Anmerk. des Uebers.

**) une forte courbature.

***) l'humeur.

der König bekommen hätte. Denn es wäre unmöglich gewesen, demselben die Trennung von der Geliebten seines Herzens und zugleich die Nothwendigkeit: sich berichten zu lassen, anzukündigen, ohne ihn einer heftigen Gemüthsbewegung Preis zu geben. Die gegen ihn bezeigte Unruhe hätte natürlicher Weise auch die seinige rege gemacht und wenn er, wie schon oben bemerkt worden, nicht von lauter Leuten wäre umgeben gewesen, die ihm, ihres Vortheils wegen, Furcht eingejagt und seine vorgebliche Bekehrung beschleuniget hätten, so wäre sicher die Sache nicht so weit gekommen. Mit einem Worte: unser Held betrachtete alle diese Ereignisse als ein wahres Schauspiel, dessen Entwickelung in dem Falle der Günstlingin bestanden wäre.

Bekanntlich wurde dieser Zeitpunct, der sicher eines Königes würdig war, welcher das Glück: geliebt zu werden, zu schätzen weiß, das Zeichen einer allgemeinen Trauer. Weiber, Kinder, Greise, alles lief in die Tempel, um von Gott die Erhaltung eines so theuren Monarchen zu erflehen; männliche und weibliche Heilige, kurz: jeder, der nur in einigem Credit bey der Gottheit zu stehen schien, wurde mit unaufhörlichen Bitten bestürmt. Der Weyhrauch loderte, die Wachskerzen brannten und die Kirchengewölbe hallten von Klaggesängen wieder. Man fragte jeden Courier bald mit einer ängstlichen Besorgniß, bald mit zitternder Hoffnung; und sicher würde ein König, der weit mehr das Glück seiner Unterthanen befördert hätte, keine zärtlichern Beweise von der Liebe desselben bekommen haben. Plötzlich änderte sich alles, die trunkne Freude herrschte durch ganz Frankreich; Ludwig war wieder genesen *) und schien zu er=

*) Aber weder die letzte Oelung noch die Sacramente retteten diesem Fürsten das Leben. Ein ganz gemeiner Wundarzt erschien, und versicherte, daß er den König wieder herstellen würde, wenn man ihm nur freye Hand lassen wolle. Keiner trat zum Wettstreit auf, und vermittelst einer guten Dosis eines Brechmittels genas der

erkennen, wie entzückend es wäre, die Wonne seines Volkes zu seyn. Dennoch legte dieser Liebling seiner Untergebenen die Beweggründe der Ankunft des Dauphins sehr verschieden aus, da er solche überhaupt als einen Beweiß von dessen Kindesliebe hätte ansehen sollen; denn er glaubte, daß dieser Prinz nur aus Herrschsucht nach Metz gekommen wäre, um sich von dem Tode seines Vaters zu vergewissern und sich alsdann sogleich die Krone aufzusetzen. Der König sandte ihn also einige Tage darauf zurück, und sein Oberhofmeister, der Herzog von Chatillon, wurde nebst seiner Gemahlin vom Hofe verbannt, weil er ohne Befehl seinen Zögling hieher geführt hatte. Seit dieser Zeit ward der Monarch immer gleichgültiger gegen den Dauphin und betrachtete ihn nur als einen Nachfolger, dessen Gegenwart ihm wenig Vergnügen gewährte.

Mit Unwillen sieht man daher, daß Ludwig XV, den man uns immer als einen gütigen Fürsten schilderte, so wenig mit den Gefühlen der Natur bekannt war. Er entfernte sogar lange Zeit den Dauphin von der Führung der Staatsgeschäfte, gleich als ob ein Prinz, wenn er den Thron besteigt, in Rücksicht des Reiches, das er beherrschen soll, unwissend bleiben müßte. Aber zweifelsohne ist dieses der größte Fehler in der Erziehung unserer Souveraine gewesen, daß ihre Hofmeister entweder sie auf eine Weise erzogen, die ihnen immer die Obergewalt versicherte und ihre Zöglinge gleichsam zur Unterwürfigkeit gewöhnte, oder daß die Väter derselben sich eifrigst bestrebten, das Steuerruder des Staates allein zu lenken und ihren Söhnen daher niemahls erlauben wollten, sich mit den Kenntnissen einer guten Regierung

zu

der König von dieser Krankheit, die bloß aus einer Unverdaulichkeit entstanden war. Die Hofärzte verlohren durch diese Geschichte ihren Ruf; aber die allgemeinen Staatsangelegenheiten litten noch mehr darunter. S. Fried. II. Gesch. m. Z. B. 2. S. 84.
Anmerk. des Uebers.

zu beschäftigen *). So stiegen sie also auf den Thron, zwar bisweilen mit Liebe zum Guten, aber ohne alle Wissenschaft und Erfahrung. Sie waren daher genöthigt, Personen um Rath zu fragen, deren Vortheil es heischte, ihre Gebiether zu hintergehen. Unfähig, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden, unterzeichneten sie viele Verordnungen, die sie für Wohlthaten hielten, wenn solche nur das Werk der Tyranney waren. Jeder Minister regierte seines Theils an der Stelle des Souverains. Weil dieser fast immer die Unwissenheit selbst war, so mußte er alles mit den Augen seiner Agenten betrachten, und jede Sache ihren Entscheidungen überlassen. Sie waren wie Blinde, die eines Wegweisers bedurften und glücklich, wenn ihre Führer sie vorsichtig leiteten; aber so vernachlässigten sie oft das Wohl ihrer Unterthanen, weil die Minister nur mit der Vergrößerung ihrer eigenen Gewalt und ihres Vermögens beschäftigt waren. Diese betrachteten nur die Nation als ein Lastthier, dem sie unerträgliche Bürden auflegen könnten, wenn sich ihre Bedürfnisse vermehrten. Die kurze Dauer ihrer Stelle, besonders unter der Regierung Ludwigs XV, war die alleinige Ursache, warum sie nur immer an sich selbst gedachten; ein Jahrgehalt von 40,000 Livres bezahlte fast immer die Entfernung eines räuberischen und niederträchtigen Ministers; man beneidete seinen Posten, auch wenn er ihn verlohr, weil die Belohnung dafür so gesichert war. Geistestalente und Unwissenheit, Verdienste und Intriken, Tugenden und Laster, alles hatte daran gemeinschaftlich Theil genommen. Endlich kam nach solchen ununterbrochenen Räubereyen der Staat durch ungeheure Schuldenlast an den Rand des Verderbens, und das Uebel wurde unheilbar. Zwar glaubte man, durch heimliche oder öffentliche Darlehen demselben wieder aufhelfen zu können, aber umsonst! es war nur ein Scheinmittel, welches bloß auf einige Zeit die Schmerzen lin-

*) Wie zum Beyspiel Ludwig XIV.

linderte, um solche nachher nur desto mehr zu verstärken. Das Volk trug den Minister im Triumph, weil er ihm keine neue Schatzung aufgelegt hatte; aber es merkte nicht, daß ein Darlehen, welches die Nationalschuld vermehrt, über lang oder kurz diese Schatzung nothwendig macht. Es glich einem Kranken, dessen Leiden nur durch Opium gelindert wird, und der also die Dosis verdoppeln muß, wenn er anders die Wirkung davon verspüren will. Man braucht also kein großer Rechenmeister zu seyn, um zu wissen, daß man nach Vermehrung der Ausgabe auch die Einnahme vervielfältigen müsse, und die Regierung wußte auf keine andere Weise diese Operation zu bewirken, als wenn dem Volke noch mehrere Lasten aufgelegt würden. Endlich erschien der Augenblick, wo die Nation dieses Joch zu schwer wurde, und man kann also mit Zuversicht hoffen, daß die Franzosen, die ihre Herabwürdigung einsahen und daher jene schmählichen Fesseln zerbrachen, auch künftig den Muth besitzen werden, die mühsam errungene Freyheit zu behaupten.

Wir eifern bloß deßwegen wider die, Ludwig XV gegebene, Erziehung, weil solche, wenigstens nach unserer Meinung, größtentheils die Unfälle des Staates verursachte. Ein Souverain, der an die Arbeit gewöhnt ist, läßt sich keineswegs durch die vielen Geschäfte zurückschrecken, die ihn erwarten; er gewöhnt sich vielmehr, alles mit eignen Augen und besonders mit richtiger Sachkenntniß zu betrachten. Zwar kann er von seinem Minister einige Zeit lang hintergangen werden; aber bald ist er im Stande, die Betrügereyen desselben aufzudecken, und die Strafe, die gewöhnliche Begleiterin des gemißbrauchten Zutrauens, hindert immer den Nachfolger eines schurkischen Staatsbedienten, seinem Vorgänger ähnlich zu werden. Ein König braucht nur zweyerley zu wissen: zu belohnen und zu strafen; jenes ist ein Antrieb zur Tugend und dieses ein Schreckbild des Lasters. Umsonst preißt man einen Souverain als gütig; denn wozu nützt mir seine Güte, wenn ich unglücklich bin,

wenn er seine Obergewalt Buben überläßt, die solche zu meinem Schaden mißbrauchen, die mich unter seinem Nahmen in ein unterirrdisches Gefängniß werfen lassen, die mir mein Vermögen entreissen und die Nationaleinkünfte verschwenden, die von aller Rechenschaft frey bleiben, weil auf ihr Anstiften ein neuer Cabinetsbefehl erscheint, wodurch ich genöthigt werde, dasjenige zu bezahlen, was ich nicht schuldig bin? Wenn jemand so viele Geduld besäße, die Edicte, Befehle und Declarationen zu sammeln, die Ludwig XV unterzeichnete, so würde man sehen müssen, daß er zwar Pläne schuf, aber solche in kurzem wieder zertrümmerte. Denn wie oft both er nicht die Bedienungen der Municipalbeamten feil, und wie oft wurden sie nicht wieder abgeschaft? Mit einem Worte: sein ganzes Leben schien aus beständigen Widersprüchen zusammengesetzt, und man erstaunt daher mit Recht, daß eine Nation so leichtgläubig seyn und sich auf die Versprechungen ihres Souverains verlassen konnte, wenn solcher auch zwanzigmahl schon sein Wort gebrochen hatte. Sicher würde ein König, der alle diese ärgerlichen Veränderungen selbsten hätte beurtheilen können, in Baldem die niederträchtige Rolle gemerkt haben, wozu ihn seine Rathgeber verleiteten; er hätte gewiß den, allen Rechtschaffenen angebohrnen Grundsatz: daß man nie ohne erhebliche Ursache sein Wort brechen dürfe und daß besonders ein König das Seinige heilig erfüllen müsse, auszuüben gesucht; kurz: es müßte ihm einleuchtend gewesen seyn, daß seine Versprechungen eine Ehrenschuld wären, von welcher er sich nicht los zu machen vermöchte, ohne an seinen Unterthanen den unverzeihlichsten Diebstahl zu begehen. Was soll man aber von einem Monarchen denken, der selbsten die Papiere verruft, die von seinen Gesetzen als gültig erkannt werden, welcher deßhalb nicht nur zu seinen Vertrauten sagt: nehmt hierinnen keine Rücksicht auf mich, denn sie haben nicht den mindesten Werth, sondern der auch nach denjenigen strebt, die am meisten ihm eintragen? Sicher nichts

anders, als daß er aus Sorglosigkeit und an das Geschwätze gewöhnt: die Habe seiner Unterthanen gehöre nur ihm zu, ihr Vermögen und Glück als ein Spielwerk betrachtete. Volk von Frankreich! laß daher besser deine Fürsten erziehen, damit sie der Ehre: dich zu beherrschen, würdig werden und fühlen mögen, wie schön und ruhmvoll es ist, deine Gesetze in Ausübung zu bringen!

Bekanntlich wollte der König nach seiner Wiedergenesung mit der Belagerung von Freyburg den dießjährigen Feldzug beschliessen. Die Festungswerker dieser Stadt *), die sich einen Monath nach Eröfnung der Laufgräben ergab, wurden auf Befehl des Monarchen, eben so, wie die zu Cortrick, geschleift. Während diesen Operationen hatte die Herzogin von Chateauroux, deren Hofnung durch die wiederhergestellte Gesundheit ihres erlauchten Liebhabers aufs neue belebt wurde, unsern Helden in einem Briefe gebeten, ihr nicht nur alle Ereignisse, sondern auch die Nachricht zu melden, ob die Seele des Königs noch immer mit ihr beschäftigt wäre. Denn bald schmeichelte sich diese Dame, Ludwigs Zärtlichkeit wieder zu erlangen, bald hielt sie sich gänzlich vergessen.

Richelieu, der auch im Unglück ihr Freund blieb, suchte nachher bloß in den Augen des Königs zu lesen, ob derselbe noch an die Leidende dächte; denn er getraute sich anfangs nicht, mündlich von der Sache zu sprechen; aber zuletzt siegt' er über alle seine Bedenklichkeiten und gestand freymüthig heraus, daß ihm die Herzogin geschrieben hätte. Seine Majestät erklärten nicht nur hierauf, daß Sie in eben dem Augenblicke Willens gewesen, mit ihm von derselben zu reden, sondern Sie bezeugten auch zugleich Ihren Kummer über den Ver-

*) Die Belagerung Freyburgs begann zu Anfang des Septembers 1744 und nur erst den 6. November steckte der Commandant dieser Festung, General Damnitz, die weiße Fahne aus. Siehe Voltaire a. a. O. S. 178. Anm. des Uebersetzers.

Verlust einer so zärtlichen Freundin. Doch wurde der Monarch von Menschenfurcht zurückgehalten, daß er sich keineswegs überwinden konnte, sein vor kurzem öffentlich geleistetes Gelübde zu brechen; er begnügte sich bloß, sein Mißvergnügen darüber denjenigen merken zu lassen, welche dieses Opfer gefordert hatten, und schwur bey sich selbsten, alle, der Geliebten seines Herzens zugefügte Beleidigungen wieder zu vergüten.

Unser Held bath sofort den König um die Erfüllung seines Versprechens: ihn als Bothschafter nach Spanien zu senden, um die Infantin, die zur künftigen Gemahlin des Dauphins bestimmt ward, von dorther abzuhohlen. Vermöge einer sonderbaren Grille aber schien der Monarch, der übrigens ihn immer als Freund behandelte, seines Günstlings zu vergessen, und dieser besaß allzuviel Eigenliebe, um seine Bitte zu wiederhohlen. Natürlich also, daß ein Anderer jenen Auftrag erhielt. Richelieu beklagte sich deßhalb in einem seiner Briefe an die Herzogin von Chateauroux, die ihm aber zur Antwort ertheilte, daß der Gebiether immer etwas besonderes haben müsse.

Nach vorhergegangener Untersuchung des Zustands seiner Truppen und nach Ertheilung einiger Befehle in Rücksicht der Winterquartiere, hielt es der König für seine Schuldigkeit, sich wieder zu seinem liebevollen Volke zu begeben. Vorzüglich aber warteten die Pariser mit Ungeduld auf die Wiederkehr eines Prinzen, der ihnen so viele Thränen gekostet hatte. Zwar ließ jede Stadt, durch welche sein Weg giena, ihre Freude blicken; zwar wollte es jede der andern an Pracht zuvorthun, aber Paris, das unstreitig mehrere Hülfsquellen besitzt, zeichnete sich unter allen am meisten aus. Weil man schon die wichtigsten Nachrichten über diesen Gegenstand gesammelt hat, so wäre es gewiß eine sehr vergebliche Mühe, wenn auch wir dabey zu verweilen gedächten; wir wollen also nur das Einzige hinzusetzen, daß nie ein König dergleichen Augenblicke vergessen sollte, beson-

ders

ders da hundert Siege nicht den Werth dieser allgemeinen Ehrfurcht und Liebe aufwiegen können.

Der Herzog von Richelieu hatte nach der Einnahme von Freyburg den König verlassen und sich nach Languedoc begeben, wo die Versammlung der Landstände seine Gegenwart erforderte. Bey seiner Abreise glaubte er an seinem Gebieter nicht das geringste Verlangen nach dem Anblick seiner Favorite zu bemerken, und er verzweifelte also an ihrer Wiederaussöhnung; er theilte sogar diese Meinung der Herzogin von Chateauroux mit, die aber äußerst darüber unwillig war, daß er alles auf der schlimmsten Seite betrachtete, denn ihre Hoffnung übertraf die seinige bey weitem. Jedoch war sie auf das festeste entschlossen, nicht eher nach Versailles zurück zu kehren, bis sie der König durch einen Minister abhohlen und diejenigen bestrafen liesse, die sie so grausam behandelt hätten. Allein in einem andern Briefe schien sie zu einer gänzlichen Vergebung geneigt, denn sie äusserte bloß den Wunsch: ihren Geliebten wieder zu sehen.

Uebrigens war noch nicht der geringste Anschein zu ihrer Zurückberufung vorhanden. Die Neigung des Monarchen schien nicht mehr lebhaft zu seyn; man konnte sogar glauben, daß die Herzogin von Chateauroux zum Theil wäre vergessen worden, wofern ihn nicht der Wohlstand zurückgehalten hätte, welcher Umstand jedoch zwey Jahre nachher bey seiner Verbindung mit der Frau von Etioles wegfiel. Zudem war unser Richelieu abwesend und also nicht im Stande, seiner Freundin zu dienen. Ihre wechselseitigen Briefe zeugen daher von Ungewißheit, und man sieht sogar aus denjenigen unsers Helden, daß er nicht die geringste Hofnung mehr hatte, die Zärlichkeit des Königs gegen seine bisherige Geliebte aufs neue erweckt zu sehen. Indeß fanden sich doch gegen das Ende des Novembers einige Unterhändler zwischen ihr und dem Souveraine, so daß ihre Zurückberufung nicht mehr zweifelhaft schien. Dadurch aber erwachten die Besorgnisse ihrer Feinde wieder, die sich für verlohren hielten

und daher, allem Anscheine nach, alle mögliche Mühe anwendeten, um die Favorite zu hindern, ihres Triumphes zu genießen. Zwar war das angebliche Bedürfniß des Königs: eine erklärte Freundin zu haben, allerdings für den Staat ein sehr großes Unglück; aber die Herzogin von Chateauroux war mit kühner Thatkraft und Seelengröße begabt. Sie hatte nicht nur ihrem Geliebten den Weg zum Ruhme gezeigt, sondern ihm auch mit entschlossenem Muthe die Wahrheit gesagt, und man hat alle Ursache zu glauben, daß er — hätte er ihren Vorstellungen Gehör gegeben — mit mehrerem Rechte den Nahmen des Vielgeliebten würde verdient haben, der von den freudetrunkenen Franzosen nach seiner Wiedergenesung an ihn verschwendet wurde. Vergleicht man die Herzogin von Chateauroux mit der Marquisin von Pompadour, so erregt das Absterben der Ersteren ungleich schmerzhaftere Empfindungen; denn Ludwig XV. schien ganz dazu gebohren zu seyn, um beherrscht zu werden, und Niemand vermocht dieses besser zu thun als ein Frauenzimmer, welches muthig genug war, ihm seine Pflichten zu zeigen.

Man sieht hieraus, daß der Herzog von Richelieu, der sich damahls zu Montpellier befand, zu der Zurückkehr der Frau von Chateauroux nicht das Geringste beytragen konnte. Aus eben diesem Grunde kann man auch die Unrichtigkeit der folgenden Nachricht beweisen, die sich sogar in viele Bücher verbreitete, daß nähmlich der Graf von Argenson derselben ihre Zurückberufung gemeldet nnd sie zugleich von Seiten des Königs um die Liste derjenigen gebethen hätte, deren Bestrafung von ihr wäre verlangt worden, daß er aber, als er sich selbst an der Spitze der Angeklagten erblickte und deßwegen jede Wiederaussöhnung unmöglich fand, die Mätresse hätte vergiften lassen. Doch die Briefe, welche diesem Bande angehängt sind, werden hoffentlich den besten Aufschluß geben, und wirklich ist alles bloße Erdichtung, was man bisher über diesen Gegenstand geschrieben hat. Die Herzogin von

Cha-

Chateauroux war noch überdieß keine persöhnliche Feindin des Herrn von Argenson, und dieser, der zwar eine irrige Meinung von dieser Dame haben konnte, wäre dennoch der größte Bösewicht gewesen, wenn er etwas zu dem Tode derselben beygetragen hätte; ja, er müßte sogar die versteckteste Heucheley mit dem schändlichsten Verbrechen verbunden haben. Wir wollen dieses aus einem seiner Briefe an den Herzog von Richelieu beweisen. Zwar war dieser Letztere sein ganzes Leben hindurch der Meinung, daß die Herzogin von Chateauroux wäre vergiftet worden; allein in seinen zurückgelassenen Papieren findet sich nicht das Geringste, was einigen Bezug auf die Urheber dieser Vergiftung hat. Nur die Frau von Mauconseil versicherte einem glaubwürdigen Manne, von unsern Helden gehört zu haben, daß die Frau von Chateauroux das Schlachtopfer der Priesterkabale geworden wäre.

Dem sey nun, wie ihm wolle, genug, sie wurde in eben dem Augenblicke, wo ihre Wiederaussöhnung mit dem Könige bekannt ward, von einer schrecklichen Krankheit befallen, die schon des andern Tages tödlich zu werden schien. Der Prinz, der bisher sehr wenig Verlangen bezeugt hatte, ihr seine Gunst wieder zu schenken, fühlte jetzt die Liebe zu ihr aufs Neue erwachen; die Gefahr belebte seine Zärtlichkeit wieder und der kummervolle Gedanke: einer so zärtlichen Freundin beraubt zu werden, fachte seine Leidenschaft zu der heftigsten Gluth an. Denn der Verlust eines Guthes pflegt immer die Wirkung zu haben, daß unsere Begierde nach der Wiedererlangung desselben gereitzt wird. Dann sieht ein Mann, dem ein Frauenzimmer mit Gewalt entrissen wird, welches er von selbsten verlassen hätte, seine Zärtlichkeit in einem Grade zurückkehren, der fast alle Wahrscheinlichkeit übersteigt.

Der trostlose König ließ sich also alle Stunden nach dem Befinden seiner Mätresse erkundigen, und fast immer zerrissen die erhaltenen Nachrichten sein Herz. Auch der

Herzog von Richelien, der über die Nothwendigkeit: zu Montpellier bleiben zu müssen, äußerst betrübt war, sandte Couriere über Couriere ab, um von dem Zustande seiner Freundin Erkundigungen einzuziehen. Selbst bey der Gelegenheit, wo er dem Herrn von Argenson von den Beschwerden der Provinz Bericht abstattete, ging seine erste Sorge dahin, nach der Frau von Chateauroux zu fragen, worauf ihm der Minister folgende Antwort ertheilte:

Versailles, den 2. December 1744.

„Ich kann Sie unmöglich von etwas andern unterhalten, als von der Unruhe, worein uns die Frau von Chateauroux versetzt hat. Sie werden wohl noch neuere Nachrichten, als die meinigen, davon erhalten, weil ich morgen schon wieder in Paris eintreffen, und Ihnen daher noch diesen Abend schreiben muß, wenn ich anders Ihren Courier nicht verabsäumen will. Nur wünsche ich, daß solche tröstlicher seyn und in der folgenden Nacht kein neuer bedenklicher Umstand sich bey der Patientin ereignen möchte. Zwar empfindet dieselbe noch immer das schrecklichste Kopfweh, dennoch antwortet sie auf alle ihr vorgelegte Fragen so ziemlich vernünftig. Selbst Vernage versichert, daß bey dieser Krankheit, die jetzt in Paris fast allgemein ist, die meisten Personen, die sie überstanden haben, weit heftigere Zufälle dieser Art ertragen mußten, als bisher die Frau von Chateauroux. Man darf also, seinem Vorgeben nach, die Lage der Kranken nicht ganz als rettungslos ansehen, selbst wenn dieser Unfall sich vergrössern sollte. Die Ausleerungen des Unterleibs gingen seit einigen Tagen sehr gut von statten, es ist aber sehr unangenehm, daß es heute nicht eben so ist. Inzwischen ist dieses kein entscheidender Umstand und man darf sich überhaupt nicht wundern, daß die Ausleerungen sich zu vermindern anfangen, wenn solche vorhero stark gewesen sind. Erinnern Sie sich nur, lieber Herzog, daß wir bey der Krankheit des Königs die nähmlichen Verände-

rungen

rungen erfuhren, und zweifelsohne gibt es noch Mittel genug, wodurch der Stuhlgang befördert zu werden vermag.“

„Sie sehen also die gegenwärtige Ursache unserer Besorgnisse und Hoffnungen, und können also von dieser Lage der Sachen auf den Gemüthszustand des Monarchen und derjenigen schließen, die ihm wahrhaft ergeben sind. Unmöglich kann ich Ihnen ausdrücken, wie sehr ich Ihren Kummer theile, den sie für ihn und seine Geliebte und für alle diejenigen fühlen, die eben so denken, als wir. Wie unwillig bin ich daher auf die heimliche und versteckte Schadenfreude niederträchtiger Menschen, die ich unaufhörlich mit der Miene der Traurigkeit um ihn herum erblicke, die sich der Qual ihres unglücklichen Gebiethers freuen und sogar wünschen, daß solche die höchste Stufe erreichen möchte. Gott gebe nur, daß seine Gesundheit nicht unterliege! Wirklich sieht er schon so übel aus, daß man schlechterdings für sein Leben bangen muß, und doch bringt er den größten Theil des Tages in dem herzzerreissendsten Tiefsinne zu. Ich würde kein Ende finden, wenn ich Ihnen diesen traurigen Gegenstand gehörig schildern wollte, von dem Sie ohnehin zur Stöhrung Ihrer Ruhe nur allzu viel werden sprechen hören.“

„Ich kann Ihnen in Rücksicht des Herrn de la Deveze *) nicht das mindeste sagen. Der König entdeckte mir, daß Sie ihn geschrieben hätten, aber nichts weiter. Ich fühle ganz das Gewicht der von Ihnen ihm vorgelegten Trostgründe, und ich bin wahrhaft über seinen Kummer gerührt. Uebrigens habe ich noch keine Gelegenheit gefunden, deßhalb mit dem Monarchen zu sprechen, und zwar meiner vielen Geschäfte wegen, die, wie Sie sich leicht vorstellen können, bisher außerordentlich unterbrochen wurden.“

„Was den Erzbischof von Toulouse betrifft, so erwähne ich dessen Neffen bey jeder Gelegenheit, wo der König ein

*) Intendant von Languedoc.

Regiment vergibt, und ich schwöre Ihnen, daß es mein heissester Wunsch ist, sein Verlangen zu befriedigen."

„Doch sollte derselbe kein Dragonerregiment in Bretagne verlangt haben, I. weil wir in der That eher Infanterie, als Dragoner bedürfen; II. weil der Generalcontrolleur, der in diesem Lande Alles in Allem ist, von solchen Einrichtungen eben nicht günstig denkt, besonders da er sie für die Provinzen nicht minder drückend hält, als die Geldunterstützungen, von welchen er jedoch ein größerer Freund ist. Auch ich getraue mir Niemanden zu finden, welcher diese Sache einzuleiten verstünde, die gewiß von allen Landständen würde verworfen werden, es wäre also in diesem Falle beynahe unmöglich meine Entwürfe durchzusetzen und die ganze Operation würde mithin keinen glücklichen Erfolg haben."

„Uebrigens können Sie den Languedocker zu ihrem Troste sagen, daß die Bretagner nicht das Geringste dabey gewinnen, und man ihnen auf der einen Seite dasjenige wieder nehmen würde, was sie auf der andern erhalten*)."

„Ich weiß nicht, was ich mit Ihrem kleinen Rathe machen soll, und kann mir fast gar nicht vorstellen, wie, einige Jahre hindurch im Parlamente gesessen zu seyn, einen Feldzug unter den Königlichen Haustruppen aufwiegen könne, um augenblicklich eine Rittmeisterstelle zu erhalten. Ich vermag also einem jungen Manne, der einen so hohen Flug nehmen will, nicht den mindesten Rath zu geben. Wäre es Ihnen etwa gefällig, im Anfange eines Feldzugs sich seiner als Adjutant zu bedienen, so würde es dennoch sehr schwer halten, in eben diesem Feldzuge seinen Zweck zu erreichen. Wenn ich aber die Wahrheit sagen soll, so dürfte ihm wohl

Jeder,

*) Ein herrlicher Trost für eine gedrückte Provinz, eine andere in gleicher Lage zu sehen! Die Herren Ministers sind doch immer so glücklich gewesen, dergleichen treffliche Heilmittel aufzufinden!

Jeder, der ihn auf andere Gedanken brächte, wenigstens nach meiner Meinung, den größten Dienst erweisen.“

„Anfangs glaubte ich nicht, alle Artikel Ihres Briefes beantworten zu können. Doch zum Unglücke ist mein gegenwärtiges Schreiben nicht sowohl eine Antwort auf die mir von Ihnen vorgelegten Puncte, als vielmehr eine Zurückerinnerung derselben. Ich wünschte nur, in einigen Tagen das Vergnügen zu haben, mich mit Ihnen über wesentlichere Gegenstände zu unterhalten. Sie kennen meine Freundschaft und Liebe zu Ihnen, und ich versichere Sie heilig, daß ich solche nie lebhafter empfinde, als wenn ich Ihnen dadurch nützlich werden und etwas zu Ihrem Troste beytragen kann. Denn ich werde mein ganzes Leben hindurch zu Ihnen das nähmliche Zutrauen fühlen, besonders da ich Sie als einen aufrichtigen Freund betrachte, der nie seine Gesinnungen gegen mich ändern wird. Uebrigens bin ich in Verzweiflung, daß Sie bey gegenwärtiger traurigen Lage der Sachen hier nicht zugegen sind. Welcher Unterschied zwischen einer solchen Ereigniß und derjenigen, die Ihre Abwesenheit hervorbringen sollte, und deren Anfang einen überaus glücklichen Erfolg prophezeihte.“

Die unaufhörlichen Besorgnisse des Königs und der Anhänger der Herzogin von Chateauroux verwandelten sich jedoch sehr bald in eine traurige Gewißheit; sie starb den 8. December mit den heftigsten Convulsionen, wodurch der Verdacht einer Vergiftung desto wahrscheinlicher wurde. Ein Anhänger des Herzogs von Richelieu, der keinen einzigen Augenblick die Strasse du Bac, wo sie wohnte, verließ, meldete ihm zuerst diese traurige Nachricht, die hernach von den Freunden unsers Helden bestättigt wurde. Keine Feder vermag die Trostlosigkeit zu schildern, welche der Duc bey dieser Bothschaft empfand, und ganz natürlich! Denn er verlohr die sicherste Stütze am Hofe, und wäre er für Freund-

schaft empfänglich gewesen, eine liebende Freundin, deren Verlust er ewig bedauern sollte.

Auch der König zeigte die größte Betrübniß. Nach dem Tode einer geliebten Person, erinnert man sich immer ihrer guten Eigenschaften und der Schmerz, den man bey der Entreissung derselben empfindet, vervielfältigt solche sogar in unsern Augen. Daher fühlte jetzt der Prinz, daß er mehr, als eine Mätresse verlohren hätte, so oft ihm die Briefe der Herzogin zu Gesichte kamen, die von ihrer Freymüthigkeit und von ihrem Verlangen zeugten, ihn zu einem glorreichen Herrscher zu bilden. Ueberhaupt kann man nicht in Abrede seyn, daß er nach ihrem Verluste sie glühender liebte, als vor der Wiederaussöhnung mit ihr; denn sicher würde ein zärtlicher Liebhaber, auch wenn er dem Wohlstande nachgegeben hätte, Mittel und Wege gefunden haben, heimlich ein Frauenzimmer zu sehen, dem er für die erlittenen Beschimpfungen hinlängliche Schadloshaltung schuldig war. Hätte er sich aber ja gefürchtet, sie persönlich zu sehen, so konnte er sich ja schriftlich mit ihr unterhalten; aber so hat Ludwig XV keines von beyden gethan, denn die Briefe der Frau von Chateauroux sind deßhalb die überzeugendsten Beweise. Diejenigen, die mit der Allgewalt der Liebe bekannt sind, werden hoffentlich mit uns übereinstimmen, daß die Zärtlichkeit des Königs von keinem Belange war; mit einem Worte: nur allein die Entreissung seiner Geliebten erweckte seine Leidenschaft wieder, und war die Ursache seines nagenden Kummers.

Uebrigens gab der Herzog von Richelieu die drey Wochen hindurch, die er nach dem Absterben der Günstlingin zu Montpellier hinzubringen gezwungen war, öffentliche Merkmahle von seiner Traurigkeit. Denn er ging nicht nur sehr wenig in Gesellschaft, sondern er weinte auch wahrscheinlicher Weise, ohne auf seinen Vortheil Rücksicht zu nehmen, der Freundschaft einige Thränen. Besonders hatte er den Plan entworfen, sich des neuen Ansehens der Herzogin von

Cha=

Chateauroux zur Wiederherstellung der Connetableswürde zu bedienen. Ob er gleich nur erst Generallieutenant war, so glaubte er nichtsdestoweniger, daß, wenn auch jetzt dieser Posten nicht aufs neue für ihn errichtet würde, er doch in der Folge Ansprüche darauf machen könnte. Dem zufolge hatte er bereits ein Memoire übergeben, worinnen er zu beweisen suchte, daß man diese Stelle ohne die geringste Schwürigkeit wieder in Gang bringen könnte. Hier folgen einige Bruchstücke daraus:

„In einem monarchischen Lande, wo es mit dem Souverain so beschaffen ist, wie in Frankreich, genießt jede Staatswürde nur so viel Ansehen und Gewalt, als der König damit verbinden will, und es hat noch keine einzige gegeben, die nicht seit ihrer Errichtung unzählige Veränderungen, sowohl in Rücksicht ihres Werthes, als ihres Wirkungskreises, erlitten hätte. Der in der Folge so ehrenvolle Posten eines Connetables, bestand ursprünglich nur in der Oberaufsicht der Königlichen Ställe, und der damit Bekleidete wurde comes stabuli genannt. Die Marschälle waren etwas mehr, als die Stallknechte, und wurden in Ansehung der Kenntnisse, die sie von den Pferden haben sollten, besonders von denjenigen geprüft, welche die geringe Soldateske des Königs im Kriegsdienste unterrichten mußten. Man kannte in jenen Zeiten keine andern Truppen, als nur die Kavallerie; allmählich wurden die Marschälle die Anführer derselben und verrichteten die Dienste der heutigen Marschälle von Frankreich. Doch blieb der Connetable immer ihr Vorgesetzter. Diese Würde war wichtig oder unwichtig, je nachdem die Umstände und die Fähigkeiten derjenigen beschaffen waren, die solche in jenen barbarischen Zeiten bekleideten, wo Frankreich durch bürgerliche Kriege zerrüttet wurde. Der Connetable Anna von Montmorency, der einzige, der die Vorrechte seiner Würde am meisten vermehrte, und welchem Jedermann den Titel Monseigneur gab, ertheilte selbsten diesen Nahmen dem Herzoge von Guise, der ihn aber nicht

anders,

anders, als mit Herr Marschall begrüßte, und seine Briefe gewöhnlich mit den Worten: Ihr guter Freund, schloß. Dieser Connetable wurde, seiner Würde ungeachtet, mit der Landesverweisung bestraft, und Montmorency, der außer dieser Stelle noch den Posten eines Admirals und Großmeisters bekleidete, mußte nach Ecouen wandern, ohne der Obergewalt widerstehen zu können; und dieses geschah sogar zu einer Zeit, wo man die unglückliche Gewohnheit hatte, sich der Herrschaft seines rechtmäßigen Gebiethers zu entziehen. Allein diejenigen Partheyen, die am meisten zur Insubordination geneigt waren, bedurften immer eines Anführers, und man liest in der Geschichte, daß sich fast jederzeit an der Spitze der Empörer ein Prinz vom Geblüthe befand, welchen die Großen des Reichs und die Städte, die sich zu dieser Parthey schlugen, zu ihrem Oberhaupte gewählt hatten. Doch glaube ich mit leichter Mühe zeigen zu können, daß zu der gegenwärtigen Zeit kein Prinz vom Geblüthe, wenn er auch noch so angesehen wäre, nicht ein einziges Bataillon und selbst die unruhigste Rotte nicht, gegen den Regenten zum Aufruhr bewegen könne; wie viel weniger ein Connetable mit allen seinen Marschällen, oder der mächtigste Gouverneur über eine Provinz. Unmöglich kann man daher von der Wiederherstellung der Connetableswürde gefährliche Folgen befürchten; bloß die Minister allein können darüber in Sorge gerathen und durch den Glanz einer solchen Stelle sowohl, als durch das Verdienst des Besitzers derselben, beleidiget werden."

„Ueberhaupt würden die Franzosen, die nicht nur einen unwiderstehlichen Hang zu den Waffen und eine wahre Verehrung gegen diejenigen fühlen, die sich im Kriege berühmt machten, sondern welche auch durch den äußern Schimmer von Ehrenstellen geblendet zu werden pflegen, lieber einem Connetable, als dem größten Minister gehorchen. Dieses veranlaßte den Cardinal von Richelieu zur Aufhebung dieser Würde, und den Cardinal Mazarin zur Bekräftigung dieser

Auf=

Aufhebung. Auch Herr von Louvois verhinderte, von gleichem Interesse getrieben, die Wiederherstellung desselben. Dessen ungeachtet both Ludwig XV dem Herrn von Turenne sie an, wenn sich derselbe zur Catholischen Religion bekehren wollte, und hätte der Tod nicht den Herrn von Vendôme von dieser Erde hinweggerafft, so hätte sie dieser erhalten. Man könnte von dieser Thatsache hinlängliche Beweise anführen, besonders da der Secretair des letztern, Herr Magnani, noch lebt, dem auch die kleinsten Umstände davon bekannt sind."

„Es ist noch ein wichtigerer Grund vorhanden, den mehrgedachten Posten aufs neue zu bestätigen, um unter dem hohen und niedern Adel *) einen gewissen Grad von Nacheiferung zu erwecken, zumahl die andern Ehrenämter eine sehr große Herabwürdigung erfahren haben. Der größte Widerstand, den man bey der Wiedererrichtung desselben zu erwarten hätte, würde ohne Zweifel von den Gerichtspersonen und Rechtsgelehrten herrühren, weil der Connetable den Vorrang vor dem Canzler zu haben pflegt, und das gesammte Korps dieser Leute (die unfehlbar nach **) hundert Jahren den Adel gänzlich verdrängen werden) auf eine solche Art miteinander verbunden ist, daß es nicht nur in dem größten Einverständnisse lebt, sondern auch ein ausgezeichnetes Vorrecht, das seinen Vorsteher über alle Würden und Bedingungen, die je ein Edelmann erlangen kann, erhebt, aus allen Kräften vertheidigen wird."

„Der wichtigste Vorzug eines Connetables besteht endlich in dem willkührlichen Oberbefehl über alle Festungen; doch könnte man diese Gewalt verringern, wenn solche gefähr-

*) la Noblesse et les Seigneurs.

**) Im Originale vermuthlich durch einen Druckfehler avant statt après. Denn das voranstehende infailliblement scheint schlechterdings meine Verteutschung zu rechtfertigen.

Anmerk. des Uebers.

fährlich schiene, und dann würde das Uebrige sich bloß auf einen äußerlichen Schimmer einschränken, der gar nicht bedenklich seyn könnte. Ueberhaupt braucht ein Connetable in seinem Hause niemanden den Vorgang zu lassen, ja, er erhält sogar den Titel Monseigneur von Jedem, der vom Kriegsstande ist, auch wenn derselbe noch so groß wäre, selbst von den Marschällen von Frankreich."

Man sieht aus dem Auszuge dieses von unserm Helden eigenhändig geschriebenen Memoire's, wie sehr er nach Ehrenstellen geitzte; doch zu allem Unglücke lebte seine Beschützerin nicht mehr, und die Minister waren im geringsten nicht seiner Meinung. Nach der Eroberung von Mahon machte er noch einige Versuche in Rücksicht der Wiederherstellung der Connetableswürde; allein der Monarch hatte nicht so viel eignen Willen, um Richelieu's Absichten zu begünstigen, ob er ihn gleich zu seinem Lieblinge gewählt hatte, und der Duc fand bey den Ministern ganz unbesiegbare Schwürigkeiten zu bekämpfen, die noch dazu von der regierenden Mätresse, der Frau von Pompadour, vermehrt worden.

Richelieu, der durch seine Geschäfte noch einige Tage zu Montpellier war zurückgehalten worden, kam den Abend vor Weihnachten zu Versailles an, wo er sogleich dem Könige seine Aufwartung machte, und von diesem wie ein Freund empfangen wurde, dem man den Kummer seines Herzens anzuvertrauen wünscht. Denn der Monarch geboth demselben: ihn nach der Mitternachts-Messe in seinem Zimmer zu erwarten.

Der Herzog, der immer sehr pünctlich die Befehle seines Gebiethers befolgte, fand sich also um die bestimmte Stunde bey ihm ein. Er erinnerte sich nicht nur, daß er dem Könige noch vor einigen Jahren eine ganz verschiedene Zusammenkunft verschaft hätte, sondern er dachte auch an das Vergnügen, das ihm damahls zu Theil geworden war, als er die

Frau

Frau von Chateauroux für den geliebten Gegenstand des Monarchen erkannte, und diese Zurückerinnerung, die ihm den erlittenen Verlust so ganz wieder vor Augen stellte, entlockte ihm einige Thränen.

Jetzt begab sich Ludwig XV, als das eitle Ceremoniel seines Coucher's *) vorüber war, mit unserm Richelieu in ein besonders Cabinet, wo er seine Königswürde ablegte, und ein Vergnügen daran zu finden schien, sich ganz in seiner Menschenschwachheit zu zeigen. Denn er sprach von nichts anderm, als von der Herzogin von Chateauroux, von der Größe ihrer Liebe zu ihm, von ihrer Krankheit und letzten Augenblicken, und der Gebiether sowohl, als der Unterthan, weyhten der Verstorbenen die wehmuthsvollsten Thränen. Besonders machte der König sich die bittersten Vorwürfe, daß er so lange die Wiederaussöhnung mit ihr verzögert hätte und gestand freymüthig heraus, daß nur die schreckliche Leere, in welcher sein Herz seit ihrem Absterben wäre versetzt worden, ihn erst von der wirklichen Liebe zu ihr überzeugen könnte. So bald die Seele ihre Empfindungen nicht mehr zu fassen vermag, so ergießt sie sich in Lobeserhebungen über den geliebten, uns entrissenen, Gegenstand; daher war auch jetzt die Frau von Chateauroux in den Augen unserer beyden Klagenden mit lauter Vollkommenheiten begabt, und die Nacht verstrich unter beständigem Rühmen dieser Vorzüge. Der Herzog versicherte dem Könige, daß er nur um seiner selbst Willen wäre geliebt worden, und daß die Frau von Chateauroux seine redlichste Freundin gewesen wäre. Ja, sie hätte sogar den Ruhm ihres Liebhabers ihrem persönlichen Vortheile vorgezogen und wäre als Schlachtopfer dieser überschwenglichen Zärtlichkeit gestorben. Auch benachrichtigte er ihn

*) Sonst auch le petit coucher du Roi, welches die Zeit bedeutet, von da an, da der König den Anwesenden in seinem Zimmer gute Nacht sagt, entkleidet wird und sein Schlafgewand anzieht, bis er vollends zu Bette gehet. Anmerk. des Uebers.

ihn von all dem Leiden, das sie in jenem Augenblicke gefühlt hätte, wo Seine Majestät zu Ihren liebevollen Parisern zurückkehrten und schilderte ihn zugleich den Zustand ihres Herzens, das von Wünschen und dem unaussprechlichsten Kummer zerrissen ward, als sie sich so nahe bey ihrem Geliebten befand, ohne vor seinen Augen erscheinen zu dürfen. Hingerissen im nahmenlosen Zuge ihrer Leidenschaft, hätte sie nicht mehr der Stimme der Vernunft geachtet, hätte vergessen, daß sie vielleicht erkannt und von einem ungerechten Pöbel könnte aufgeopfert werden, der, nicht vertraut mit der Güte ihres Herzens, die Ergebenheit gegen ihren Souverain ihr zum unverzeihlichsten Verbrechen machte, und wäre im einfachsten Gewande und von einer einzigen Kammerfrau begleitet, zu jenen Plätzen hingeeilt, wo sie den Mann ihrer Seele anzutreffen gehoft hätte; mit einem Worte: sie hätte es für das unaussprechlichste Glück gehalten, daß sie sich von der Wiedergenesung ihres Ludwigs und von der Liebe des Volkes zu ihm mit eigenen Augen hätte überzeugen können.

Nach einer solchen Schilderung von der Zärtlichkeit der Herzogin von Chateauroux zu ihm, blieb dem Könige kein einziger Zweifel in Rücksicht der Wahrheit mehr übrig; er erinnerte sich aller Reden seiner Günstlingin und des heimlichen Unwillens gegen sie, wenn sie mit ihm von Staatsgeschäften gesprochen hatte. Ich ward unwillig, rief er, auf sie, wo ich ihr hätte danken sollen; sehen Sie lieber Herzog, fuhr er fort, indem er ein Kästchen öffnete und einige Briefe, die sich darinnen befanden, auf den Tisch hinwarf, sehen Sie, wie sehr sie mich liebte und in welchem Grade mir die Wahrheit von ihr gesagt wurde.

Jetzt wurden alle diese kostbaren Ueberreste durchgelesen, und es ist ohne Zweifel äußerst verdrüßlich, daß diese Briefe verbrannt wurden. Nur einen einzigen hatte der Marschall abgeschrieben, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Sire!

Sire!

„Der Grad der Höhe, zu welcher mich Euer Majestät zu erheben geruhten, muß mir zu jeder Zeit mißgünstige Feinde erwecken. Hätte auch die Ehrsucht meine Schritte geleitet, um diesen Gipfel des Glücks zu erreichen, so würde sicher die Liebe in kurzem das Uebrige gethan haben. Sie wären kein König, wenn Sie es nicht verdienten, um Ihrer selbst willen geliebt zu werden; urtheilen Sie also von meinen Empfindungen, wenn Sie nur etwas von dem Glanze, mit dem Sie umgeben sind, auf mich zurückfallen lassen. Sie haben mir öfters erlaubt, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und ich fühle mich muthig genug, dieses in dem gegenwärtigen Briefe zu thun.“

„Wir wollen daher von Ihren Ministern anfangen, über welche mich gestern Euer Majestät zu befragen, die Gnade hatten. Zwar ehre ich allerdings Ihre Wahl, die nicht anders, als gut seyn kann; zwar klage ich keinen einzigen derselben an, aber doch soll ein König der Erste seyn, der für die Obergewalt, die er andern überträgt, hinlänglich sorgen muß. Vor allen, Sire, setzen Sie in Ihre Güte ein vorsichtiges Mißtrauen; denn sie verleitet Sie dazu, von sich auf Andere zu schließen. Kann es aber nicht geschehen, daß Privatinteresse sehr oft diese Personen verhindert, den Willensmeinungen Euer Majestät zu entsprechen? Ihre wohlthätigen Absichten können dann nicht immer erreicht werden! Sollte Ihr Volk Ursache zu klagen haben, so treffen Sie Anstalten, daß seine Stimme sich Ihrem Throne nahen kann; sollte etwa durch Zufall Jemand, von den Dienern Ihrer Obergewalt, unterdrückt werden, so nehmen Sie Ihren ganzen Muth zusammen, um den Eingebungen Ihres Herzens zu folgen, und Sie werden immer die Pflicht: Gutes zu thun, erfüllen. Ach! Sire, welch ein seliger Zustand für einen König, von lauter Glücklichen umgeben zu seyn!“

„Wenn ich Euer Majestät den Vorschlag zu machen wagte: Ihre Armee in eigner Person zu befehligen, so war ich weit davon entfernt, Sie zu bereden: Ihre Lebenstage auf das Spiel zu setzen, denn diese gehören dem Staate, und ein guter Vater muß sich für seine Kinder zu erhalten suchen. Aber Ihre Gegenwart, Sire, wird Ihre Truppen mit neuem Muthe beleben, wird ihnen Zutrauen einflößen und sie überwinden lehren; sie wird eine ganze Armee und den besten Feldherrn aufwiegen. Herr Orry versicherte mir, daß es nicht an Geld fehlen würde, weil sich dessen genug in der Schatzkammer Euer Majestät befände, und daß man mit leichter Mühe die Summen wieder ersetzen könnte, die zur Bestreitung des nächsten Feldzugs nöthig wären. Ich wage es daher, einen glücklichen Erfolg desselben zu prophezeihen, wenn Sie sich nur entschließen könnten, selbst Hand an das Werk zu legen. Was die ökonomischen Projecte zu der Abreise Euer Majestät betrifft, so behaupte ich zuversichtlich, daß solche von ganz Frankreich müssen gebilligt werden. Wenn Dieselben nicht schon lange sich die Herzen Ihrer Unterthanen zu eigen machten, so bin ich gewiß, dieser Schritt wird Ihnen solche unterwerfen.“

„Verzeihen Sie, Sire, meine Freymüthigkeit; Sie können mir aus der Liebe zu Ihrem Ruhme kein Verbrechen machen. Warum sollte ich befürchten, daß Ihnen die Wahrheit mißfällig seyn möchte? Wenn man sie fordert, so fürchtet man sie nicht. Soll ich aber aufhören, mich für Ihre Größe zu interessiren, so würde ich sicher keine Liebe mehr fühlen. Doch ich glaube, Sie versichern zu können, daß mein ganzes Leben hindurch diese selige Leidenschaft mir immer die zärtlichsten und ehrfurchtvollsten Empfindungen einflößen wird.“

Der König gestand dem Herzog von Richelieu, daß die Offenherzigkeit der Frau von Chateauroux ihm nicht immer angenehm gewesen wäre, und er warf sich also aufs

neue

neue sein ihr angethanes Unrecht vor. Unser Held benutzte den Augenblick dieser Herzensergießung, um den Monarchen zu fragen, ob er nicht einem neuen Feldzuge beyzuwohnen gedächte, und er sah mit der innigsten Freude, daß die Günstlingin auch im Tode noch einigen Einfluß auf ihren Geliebten hätte. Der König schien fest entschlossen zu seyn, nach Flandern zurück zu kehren und den Dauphin mit sich zu nehmen, der sich aus den Armen einer zärtlichen Gemahlin reissen sollte, um Zeuge von dem glänzenden Schauspiel eines Siegs zu werden, und zu gleicher Zeit all das schreckliche Unglück zu betrachten, welches gewöhnlich die Siege zu begleiten pflegt. Der Herzog wurde hierauf in seiner Würde als Generaladjutant des Königs bestätigt, und der Tag überraschte unsere beyden Freunde, ohne daß sie die Länge der Zeit gemerkt hätten, die ihnen so unversehens verstrichen war. Der Monarch verließ ihn mit Mühe; denn er glaubte ihm noch immer etwas neues von seiner Günstlingin sagen zu müssen, und Richelieu, welchen dieses freundschaftsvolle Zutrauen entzückte, bildete sich ebenfalls ein, noch nicht genug von ihr gesprochen zu haben.

Zweytes Kapitel.

Liebschaft des Herzogs von Richelieu mit der Frau de la Popeliniere. Schlacht bey Fontenoi. Rückkehr des Herzogs nach Paris, wo er ein Haus, neben der Wohnung des Finanzraths, miethet und einen sogenannten Drehcamin machen läßt, durch welchen er in das Zimmer der gedachten Dame gelangt. Er läßt ein Mädchen in das Gefängniß setzen, weil dasselbe seinen Kammerdiener ihm vorgezogen hat.

Der Herzog von Richelieu, welcher den Herrn de la Popeliniere, einen sehr reichen Finanzier, bey der Frau de la Marteliere hatte kennen lernen, bezeigte sich ungemein höflich gegen ihn, weil er wußte, daß derselbe eine Gattin von außerordentlicher Schönheit besäße. Herr de la Popeliniere hatte sie aus dem niedrigsten Stande hervorgezogen, in der Meinung: sein Vermögen würde dasjenige ersetzen, was ihm an körperlichen Reitzen abginge. Er überredete sich, daß Dankbarkeit sich mit der Liebe vereinbaren würde, die er seinem jugendlichen Weibe noch einzuflößen hoffte; allein er vergaß, daß das Herz in Rücksicht der Zärtlichkeit zu keinen Betrachtungen, noch viel weniger zu Ausrechnungen, seine Zuflucht nimmt.

Zu Paris war sein Haus der Sammelplatz der Großen und der Leute von Genie. Der ausgesuchteste Luxus war daselbst verbreitet, und immerwährende Feste bezeugten die Pracht des Besitzers. La Popeliniere war nicht mehr jung, war störrisch sogar, und doch bildete er zuweilen sich ein, daß er der Liebkosungen gegen seine Gattin entübrigt seyn könnte, weil er unzählige Summen an sie verschwendete. Sie war von lauter großen Herren umgeben, die alle nach ihrem Besitze strebten. Der Marschall von Sachsen, der Marquis von Meuse und besonders unser Richelieu, rangen nach dem

Glück:

Glück: ihr gefällig zu werden. Obgleich der Letztere sich nicht mehr in den Jahren der ersten Jugend befand, die für die Damen so gefährlich ist, so besaß er doch die Fähigkeit zu überwinden und kannte jede List der Verführungskunst; er war also in seinem 49. Jahre den Schönen eben so furchtbar, als er es in seinem 30. gewesen war, und die Frau de la Popeliniere ward in kurzem überzeugt, daß er, wo nicht der Jüngste unter ihren Anbethern, doch wenigstens der Liebenswürdigste wäre.

Ihr Mann, von der kleinen Eitelkeit beherrscht: mit Höflingen Umgang zu pflegen, ward übrigens nicht im geringsten gewahr, daß seine Frau die Lockspeise wäre, wodurch sich dieselben in seinem Hause versammelten. Er glaubte ihren Besuch nur sich selbsten und der Güte seiner Tafel zu verdanken zu haben, und lebte also in der größten Sicherheit, indeß der Herzog von Richelieu ihm das Herz seines Weibes auf immer verschloß. Diese Dame, die schon die ersten Beweise der Zärtlichkeit von ihrem Liebhaber erhalten hatte, sah in jedem Gegenstande nur ihn, und schien nur für ihn allein zu leben. Auch der Duc, der sich von einem so artigen Frauenzimmer angebethet fand, erfuhr an sich selbsten, daß der Schmerz ein Ziel hätte, und der Gedanke an seine verstorbene Freundin schwand allmählig aus seiner Seele; er war ganz mit seiner Leidenschaft erfüllt, die er auf alle mögliche Weise zu befriedigen suchte. Denn nicht zufrieden, bey Tage seiner Göttin zu huldigen, wollte er auch ganze Nächte hindurch die Mysterien der Liebe feyern. Der Thürhüther des Finanziers ward also bestochen; wenn sich schon Jedermann zur Ruhe begeben hatte, so klopfte der Herzog ganz leise an dem Fenster desselben an und wurde heimlich in das Cabinet seiner Schönen eingelassen. Eine dienstfertige Kammerfrau — Mademoiselle Dufour — wurde mit in das Spiel gezogen, und diese verstand sich so trefflich auf dergleichen Geheimnisse, daß sie allemahl, wenn sie den Thron der Wollust bereitet hatte, aus dem

Zimmer schlüpfte, um den Liebenden das Vergnügen zu gewähren: sich ungestört ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit zu überlassen.

Gewöhnlich ließ sich der Herzog auf seinen nächtlichen Wanderungen von einem einzigen Kammerdiener, Nahmens Stephano, begleiten, der überhaupt von einem sehr reitzenden Körperbau war. Diesem gab er den Auftrag: die gutwillige Dufour zu verführen, und Stephano erwarb sich in baldem, bloß aus Gefälligkeit gegen seinen Gebiether, den Besitz über das Herz und der Person der gedachten Kammerfrau; aber er gab doch einer gewissen Mademoiselle Aimée, der Maitresse des Herrn von Panche, der damahls die Stelle eines Oberkriegszahlmeisters *) bekleidete, den Vorzug. Diese doppelte Intrike aber war für die Liebenden von sehr unglücklichen Folgen, wie wir weiter unten hören werden.

Richelieu genoß einige Monathe hindurch ganz ruhig die Gunstbezeugungen eines artigen Frauenzimmers, das noch dazu erst 24 Jahr alt war. Sein Kammerdiener erwartete ihn in seinem Wagen unter den Schwiebbogen Colbert, und da la Popeliniere in der Strasse Richelieu wohnte, so ging der Liebhaber meistens zu Fusse zu seiner Kutsche zurück. Als man ihm aber eines Tags die Nachricht meldete, daß der Eheherr seiner Geliebten von der bisherigen Intrike wahrscheinlich einige Spur haben müßte und ihm deßwegen auflauern ließe, da sah er in der Strasse Colbert einen Menschen, der auf einer Bank eingeschlafen war und statt in seinen Wagen zu steigen, eilte er mit der Pistole in der Hand sogleich auf ihn zu, um ihn zu erschießen, weil er ihn für einen Spion hielt. Zwar wollte der Kammerdiener seinen Gebiether von dieser Gewaltthat zurückhalten, doch aus Furcht vor dem Zorne desselben, wagte er nur zitternd die Vorstellung, daß durch diesen Schuß die ganze Nachbarschaft könnte aufgeweckt werden. Allein, ohne auf ihn zu mer-

*) tréſorier de l'extraordinaire des guerres.

merken, schlägt der Herzog den Schläfer so ungestüm mit den Laufe des Geschosses, daß dieser Unglückliche erwachte und, da er die Gefahr erblickte, die ihm bevorstand, aus allen Kräften zu schreyen anfing. Hier ergrif der Kammerdiener die Hand unsers Helden, den er wider Willen zu seinen Wagen hinzog und dadurch jenem, zweifelsohne unschuldigen, Manne Zeit gab, sich auf das schnellste zu retten.

Dieser Kammerdiener mußte auch noch eine andere Rolle spielen. Denn da der Duc auf seine Geliebte eifersüchtig geworden war und gerne die Gewißheit erfahren wollte, ob dieselbe noch außer ihm einen begünstigten Liebhaber besäße, so schickte er jede Nacht, die er nicht bey ihr zubrachte, diesen Menschen ab, um alle diejenigen auszuspähen, die sich in das Haus der la Popeliniere begeben würden. Derselbe legte sich also in eines von den Fässern, die zur Aufbehaltung des Wassers für die Miethpferde dienen, und bezahlte deßwegen eine Mann, der solche ausleeren und ihm erlauben mußte, sich darinn verstecken zu dürfen. Uebrigens trug er zwey Pistolen bey sich, um sich im Nothfalle vertheidigen zu können, und des andern Morgens stattete er allemahl dem Herzoge von seinen Beobachtungen den umständlichsten Bericht ab. Diese Nachrichten lauteten für die Frau de la Popeliniere nicht ungünstig, und so kehrte bald die Ruhe in das Herz des besorglichen Liebhabers wieder zurück. Inzwischen aber wurde doch von ihnen beschlossen: in Zukunft noch vorsichtiger in der Anwendung der Mittel zu seyn, die ihre heimlichen Zusammenkünfte befördern sollten.

Die Freudenfeste, die bey der Vermählung des Dauphins mit der Spanischen Infantin gegeben wurden, verschafften unsern Liebenden zwar öftere Gelegenheiten, einander zu sehen; allein mitten unter diesen Vergnügungen entdeckte der Herzog seiner Geliebten den ihm zu Theil gewordenen Verdruß, indem man ihn der Ehre beraubt hatte, die Prinzessin nach Frankreich abzuhohlen. Denn er war schon

vorher zu dieser Gesandtschaft ernannt worden und sah also ganz scheel dazu, daß ein Anderer diesen Auftrag erhielt. Daher wußte er sich keineswegs das Betragen des Königs zu erklären, der ihm, ungeachtet des Scheins einer fortdauernden Freundschaft, dennoch dieses Mißvergnügen verursacht hatte.

Der Unmuth, welchen unser Held über diese Art von Herabwürdigung empfand, schadete seiner Liebe nicht im geringsten; er schien vielmehr der Frau de la Popeliniere ganz ergeben zu seyn. Inzwischen hatte er doch Zeit genug, sein Liebesverständniß mit den Frauen von Portail und Maucon-seil fortzusetzen. Durch diese Letztere, welche die Lieblingin des Herrn von Argenson war, erfuhr Richelieu, alle Unternehmungen des so eben gedachten Ministers und benutzte immer die Augenblicke, wo sich das Herz seiner Freundin zutrauensvoll aufschloß. Zweifelsohne schöpfte Argenson einigen Verdacht gegen ihn, und dieses mag wohl die Ursache gewesen seyn, daß sich die Freundschaft, die bisher zwischen ihnen Statt zu haben schien, allmählig verringerte. So viel ist aber gewiß, daß jener, ohne sich öffentlich für seinen Feind zu erklären, ihm bey vielen Gelegenheiten zuwider war.

Allein diese verschiedenen Intriken verhinderten ihn nicht, an der Vertraulichkeit von vier Liebenden Theil zu nehmen, die öffentlich den Schleyer zerrissen, welcher bisher ihre Verbindung umhüllte. Frau von Boufflers liebte den Herrn von Luxemburg, und Frau von Luxemburg fand den Herrn von Boufflers liebenswürdiger, als ihren Gemahl. Zwar war anfangs dieses Einverständniß verborgen; als aber die beyderseitigen Eheleute dasselbe entdeckt hatten, und sich also durch die nähmlichen Fehltritte mit einander verbunden sahen, so glaubten sie jeden Vorwurf verbannen und diese Begebenheit zum Vortheile der Freundschaft benutzen zu müssen. Die Bande wurden also noch enger geknüpft und der tyrannische Zwang unter ihnen verdrängt. Bey der

An-

Ankunft des Herrn von Luxemburg oder des Herrn von Boufflers verschwand jederzeit der Gemahl, um die Gattin des Abwesenden zu trösten. Trafen sie in der Oper, oder in einem andern Hause, zusammen, so both immer der Herr von Boufflers seinen Wagen der Frau von Luxemburg an, deren Gemahl hingegen die Frau von Boufflers zurück begleitete. Beyde hatten in der Strasse Cadet aux Porcherons Häuser gemiethet, die einander gegen über waren, und jeder wußte, wo sich seine Gattin befand, vermöge der Gegenwart oder Abwesenheit des Wagens des Liebhabers derselben.

Während dieser Zeit kaufte Richelieu ein Haus in der Strasse Clichi, welches er in der Folge nur seinen Pavillon*) nannte, und das vorher dem Herrn de la Boissiére, Schatzmeister von Languedoc, zugehört hatte. Dieses Haus lag in der Nähe desjenigen, welches Herr de la Popeliniere in der nähmlichen Gegend besaß, und diese Nachbarschaft hatte unsern Helden zu dem Ankaufe desselben bewogen. Hier war es, wo er, um sich an die Zeiten der Regentschaft zu erinnern, jene Bacchantenfeste wieder erneuerte, welche die Lieblingsbeschäftigungen des Herzogs von Orleans ausmachten. Voltaire befand sich öfters dabey und suchte sie dadurch auf die Nachwelt zu bringen, daß er diese Freuden, an denen er Theil genommen hatte, besang.

Herr de la Popeliniere begab sich oft in sein Haus zu Clichi, woselbst er einen vortrefflichen Garten hatte, und seine Gemahlin nützte die Nachbarschaft, um heimliche Liebkosungen von ihrem Anbether zu erhalten, der jetzt sehr selten ihren Mann besuchte, dessen Eifersucht sich jetzt immer vermehrte. Selbst der Thürhüther hatte seinen Abschied bekommen, weil der Finanzier wahrzunehmen glaubte, daß derselbe mit seiner Gattin im Einverständnisse lebte, und derjenige, der auf ihn folgte, war unbestechbar geblieben. Herr

*) Lusthaus.

de la Popeliniere, der bisher keine Gewißheit von dieser ganzen Intrike erhalten hatte, lebte noch immer mit seiner Gemahlin auf einem ziemlich guten Fusse, welche deßhalb glaubte, in Zukunft vorsichtiger seyn zu müssen.

Richelieu, den immer die Hindernisse, die er zu überwinden hatte, mit neuer Liebe belebten, suchte jetzt alle Mittel hervor, um nach Herzenslust einen Ehemann zu täuschen, der ununterbrochen jeden seiner Tritte belauerte. Schon dachte er seiner Sache gewiß zu seyn, wenn er ein Haus in der Strasse Richelieu miethen könnte, welches an die Wohnung des argdenklichen Hahnrey's stieß; doch der Zufall begünstigte dießmahl nicht im geringsten seine ungeduldigen Wünsche. Er glaubte daher, sich bey der Frau von Boufflers trösten zu können, und es gelang ihm wirklich, diese Dame dem Herrn von Luxemburg ungetreu zu machen. Doch behielt der bisherige Liebhaber noch immer seine Rechte, und die Marquisin vermochte also über das Verdienst dieser beyden Nebenbuhler zu entscheiden. Denn da sie es wahrscheinlicher Weise nicht wagte, dem Einen vor dem Andern einen ausgezeichneten Vorzug zu geben, so faßte sie doch den klugen Entschluß: beyde in ihren Fesseln zu halten, um nachher ein sicheres Urtheil fällen zu können.

Dem Herzog, der es bekanntlich sehr gern sah, wenn seine Handlungen in Jedermanns Munde waren, gnügte es nicht im geringsten, in einer Haushaltung triumphirt zu haben, er wollte sich auch in der andern einen neuen Sieg erwerben. Frau von Luxemburg wurde daher angegriffen; umsonst war ihr Widerstand, denn ehe ein Monath verging, mußte sie unter Richelieu's Joch sich schmiegen. Doch dieser zufrieden damit, dem bisherigen Liebhaber vorgezogen worden zu seyn, willigte keineswegs in dessen Verabschiedung; Boufflers blieb also noch immer an dem Siegeswagen der Frau von Luxemburg gefesselt, uud war nicht weniger glücklich, weil er ihre Treulosigkeit nicht wahrnahm. Unser Duc begnügte sich bloß, an einem und eben demselben Tage die bey=

beyden Freundinnen zu besiegen, und sich an den Gesprächen ihrer Liebhaber zu ergötzen, welche die Treue derselben zu besitzen wähnten.

Diese Intrike dauerte nur kurze Zeit. Der Herzog, den jetzt neue Vergnügungen riefen, störte nicht mehr diese vier Liebenden, deren zärtlicher Umgang durch den Tod der Frau von Luxemburg bald darauf seine Endschaft erreichte; aber das folgende Jahr verschaffte das Absterben des Herrn von Boufflers eine gänzliche Freyheit den Hinterbliebenen, die nur das eheliche Band zur Erfüllung ihrer Wünsche bestimmt glaubten.

Der König, welcher den Frieden liebte, glaubte mit Zuversicht: nach dem Tode Kaiser Karls VII die Waffen niederlegen zu können, die er zur Unterstützung der Wahl desselben ergriffen hatte. Doch die Engländer, die als Verbündete der Königin von Ungarn unzählige Geldsummen für sie verschwendet hatten, und deßwegen an der Wiederbezahlung derselben verzweifelten, wollten sich jetzt durch die Zerstörung der Französischen und Spanischen Seemacht hinlänglich dafür entschädigen. Es blieb also Ludwig XV kein anderes Mittel übrig, als noch immer die ansehnlichsten Kriegszurüstungen zu machen, und ungeachtet des in den vorigen Feldzügen erlittenen Verlustes, war dennoch die Flandrische Armee, zu der er sich begeben sollte, die glänzendste und zahlreichste *), die man seit langer Zeit gesehen hatte.

Man schränkte sich zwar anfangs auf einen Defensiv-Krieg in Teutschland ein. Allein der Marschall von Sachsen, der das Flandrische Heer befehligte, täuschte durch verschiedene Märsche und Gegenmärsche die vereinigte Armee der Verbündeten und ließ hierauf ganz unvermutheter Weise die Stadt Doornick berennen **). Die Feinde beschlossen daher ein Treffen zu wagen, um diesem Platze zu Hülfe zu kom-

*) Sie bestand in 80,000 Mann. Anmerk. des Uebers.

**) Durch den Herzog von Harcourt. Anmerk. des Uebers.

kommen. Der König langte in Begleitung des Dauphins, der sich den Armen einer zärtlichen Gattin entrissen hatte, in eben dem Augenblicke an, wo alles eine nahe wichtige Ereigniß verkündete. Er hatte seine ehemahligen Generaladjutanten bey sich, und Richelieu freute sich unendlich darüber, daß dieser Feldzug ihm Gelegenheiten: sich hervor zu thun, zu verschaffen schien.

Den 11. May rückten die Alliirten in Schlachtordnung an und das Treffen begann früh um 6 Uhr. Der rechte Flügel der Franzosen lehnte sich an den Flecken Antoin, der Linke an das Gehölze von Barry und das Centrum stand zu Fontenoi. Wir wollen jedoch keine umständliche Beschreibung von dieser berühmten Schlacht liefern, besonders da sie schon von vielen Schriftstellern geschildert wurde; uns gnügt es, nur das einzige anzuführen, daß der Herzog von Cumberland, der die Engländer und Holländer befehligte, durch ein bewundernswürdiges Manöuver eine dichte Colonne formiren ließ, die eben so unerschütterlich durch ihre Standhaftigkeit, als durch den Muth derjenigen wurde, aus welchen sie zusammen gesetzt war.

Wenn wir uns über die Art, womit solche angegriffen wurde, einige Bemerkungen erlauben wollten, so könnten wir vielleicht zu der Meinung verleitet werden, daß der Marschall von Sachsen, dessen Ruhm wir jedoch keineswegs zu schmälern gedenken, durch seine schmerzenvolle Krankheit gehindert, nicht ganz die Gegenwart des Geistes behauptete, die sonsten das Eigenthum seiner großen Seele war. Was setzte er dieser furchtbaren Colonne entgegen, die nicht nur aus mehr denn 30,000 Mann bestand, sondern die auch vieles Geschütz mit sich führte und von dem Terrain selbsten unterstützt ward? Nichts, als einige Regimenter, die zwar Wunder der Tapferkeit thaten, aber dennoch aufgeopfert wurden, und obgleich frische Truppen an ihre Stelle rückten, so mußten doch diese in baldem das nähmliche Schicksal erfahren. Dadurch erfolgte eine allge-

mei-

meine Bestürzung, zumahl jener unförmliche Hause im Vorrücken blieb, und man hielt schon das Treffen verlohren. Ja, man faßte sogar den Entschluß schon, den König und den Dauphin zu entfernen; allein diese beyden Prinzen waren muthig genug, sich diesem furchtsamen Rathe zu widersetzen, der, wenn er wäre befolgt worden, sicher eine gänzliche Niederlage nach sich würde gezogen haben. Richelieu, welcher das Glück hatte, den schrecklichsten Gefahren entgangen zu seyn, sprach hierauf den Furchtsamen Muth ein; denn er versicherte nicht nur, daß sich Fontenoi noch hielte, sondern daß auch diese bisher unbezwingbare Colonne in balden müßte getrennt werden, wenn man an einem Orte, den er bezeichnete, einige Canonen aufpflanzen wollte, weil alsdann die Königliche Leibgarde und die andern Truppen mit leichter Mühe sich durchschlagen könnten *).

Dieser Rath wurde befolgt und die Verbündeten, die sich als Sieger betrachteten, erhuben schon ein Freudengeschrey, welches bis nach Doornick gehört und von den Belagerten erwiedert wurde; allein sie sahen in einem einzigen Augenblick ihre Lorbeern in Cypressen verwandelt. Das Artilleriefeuer war so lebhaft und verwüstend, daß diese Colonne sich trennte; die Königlichen Haustruppen mit unserm Richelieu an der Spitze, drängten auf sie los, die Carabiniers brei-

*) Dieses bestätigt Voltaire, sowohl in seinem Siecle de Louis XV. S. 225 u. f. als in seinem Gedichte über diesen Gegenstand, wo er noch überdieß unserm Helden übermäßigen Weyhrauch streut. Allein Friedrich II. gedenkt bey der Beschreibung dieses Treffens mit keiner einzigen Sylbe dieses Umstandes; er spricht bloß von einigen in der Eile aufgeworfenen Batterieen, ohne des Herzogs von Richelieu zu erwähnen. Und selbst der ungenannte Verfasser der entlarvten Bastille ist wegen der Haupturſache dieses Sieges ungewiß, ob es der Marschall von Sachsen, oder die Befolgung des in unserm Texte angeführten Raths unsers Ducs, oder die Gegenwart des Königs oder die Tapferkeit seiner Haustruppen war. S. das zweyte Heft dieses Werks in der Note, S. 127. der Bayreuther Uebersetzung. Anmerk. des Uebers.

breiteten ihre Glieder aus, und die Niederlage der Engländer ward also in balden entschieden. Nichts widerstand jetzt mehr der Wuth der Franzosen, die um desto größer wurde, weil sie bisher eine Gegenwehr gefunden hatten, die ihnen unbesiegbar zu seyn schien. Diejenigen, die dem Schwerdte des Fußvolks entgingen, wurden das Opfer der Reuterey; ganze Haufen von Todten bedeckten die Ebene, und dieses unerwartete Glück war das Werk von einigen Secunden.

Der König zeigte diese noch ganz blutvolle Wahlstatt dem Dauphin mit den Worten: hier könne er sehen, wie theuer ein Sieg zu stehen komme *). Versunken in Gefühlen, klopft' er dem Herzog von Richelieu auf die Schulter und versprach ihm: niemahls seine, zu Fontenoi geleisteten, Dienste zu vergessen. Mehr denn 20,000 Mann hatten von beyden Seiten ihr Leben verlohren. Doornick ergab sich zehn Tage **) nach diesem Treffen und der König gab daselbst eine öffentliche Audienz.

Richelieu kam nach Paris zurück, um daselbst die Früchte seines Ruhmes einzuerndten. Man wußte wohl, daß man größtentheils den glücklichen Erfolg dieses Treffens seinem heilsamen Rathe zu verdanken hätte, und er theilte also die Lobeserhebungen, die mit Recht an den Marschall von Sachsen verschwendet wurden. Zwar sollte er auch von der Liebe gekrönt werden; allein die unzähligen Hindernisse, die ihm

*) Friedrich II. führt bey dieser Gelegenheit die eigenen Worte Ludwigs XV folgendermassen an: Du siehst hier, mein Sohn, welche Schlachtopfer der Staatsfeindschaft und der Leidenschaften unsrer Feinde gefallen sind; behalte das immer in deinem Gedächtniß, um nie das Leben deiner Unterthanen unnütz aufs Spiel zu setzen, noch ihr Blut in ungerechten Kriegen zu vergeuden! S. Gesch. m. Z. 2. B. S. 166. Anmerk. des Uebers.

**) Nach Friedrich II kapitulirte diese Stadt den 19. Junius, welche Angabe aber vermuthlich ein Gedächtniß oder Druckfehler ist, denn auch Voltaire spricht a. a. O. nur von einigen Tagen.
Anmerk. des Uebersetzers.

ihm die Eifersucht des Herrn de la Popeliniere in den Weg stellten, setzten dennoch seinem Glücke ein Ziel. Zufälliger Weise befand sich eines von den Häusern leer, die an die Wohnung des Finanziers stießen; er ließ solches also unter einem erborgten Nahmen miethen und setzte zur Aufseherin darüber eine gewisse Frau Gérard, deren Sohn Polizeykundschafter war. Bey der Untersuchung des innern Zustandes dieses Hauses traf es sich, daß eines von den Zimmern von dem Cabinette der Frau de la Popeliniere nur durch eine Mauer unterschieden war. Es wurde also beschlossen, den Camin durchbrechen zu lassen, um zu der Gattin gelangen zu können, ohne in dem Hause des Gemahls gesehen zu werden. Ein gewisser Desnoyer, der in dergleichen Intriken ein ausgelernter Böswicht war, erhielt von unserm Helden den Auftrag zur Ausführung dieser Operation.

Dieser suchte daher zwey Steinmetzen auf, denen er eine ansehnliche Belohnung versprach, wenn sie diese Arbeit in einer einzigen Nacht, und ohne allzugroßes Geräusch, vollbringen wollten. Desnoyer verband ihnen die Augen und ließ sie in eine Kutsche bringen, die einen großen Umweg machen mußte und endlich in der Strasse Richelieu still hielt. Bey ihrer Ankunft in dem Zimmer, wo sie arbeiten sollten, nahm man ihnen die Binde von den Augen und sogleich fingen sie an, das ihnen aufgetragene Geschäfte auszuführen. Gewinnsucht, 50 Louisd'or, die zum Lohn ihrer Mühe bestimmt waren, verdoppelten die Thätigkeit dieser Handwerksleute. Die Oefnung wurde also ohne alles Geräusche gemacht, und man legte die eiserne Platte des Camins in Angeln, so daß, wenn sie herum gedreht wurde, man ziemlich bequem hindurch schlüpfen konnte. Alles ward so künstlich veranstaltet, daß in dem Zimmer der Frau de la Popeliniere nicht die geringste Spur von dieser Arbeit zu sehen war, und nach Vollendung derselben führte man die Steinmetzen mit eben der Vorsicht wieder zurück, deren man sich

zu ihrer Herbringung bediente, so daß ihnen also der Ort, wo sie gearbeitet hatten, unbekannt blieb.

Schon in der folgenden Nacht lag der Herzog, ohne den mindesten Argwohn zu erregen, in den Armen seiner Geliebten, die über diese treffliche Erfindung äußerst entzückt war. Sein Kammerdiener schlief in dem Zimmer, wo sich die Oefnung in dem Camine befand, und Mademoiselle Dufour stattete durch den nähmlichen Schlupfort, dessen sich sein Herr bedient hatte, ihre zärtlichen Besuche bey dem liebenswürdigen Stephano ab. Dieser empfing immer die gemessensten Befehle: die Zofe in Athem zu erhalten, allein sie wurde doch in baldem gewahr, daß sie nicht im geringsten geliebt würde, und daß dieser, seines Gebiethers so würdige, Kammerdiener einem andern Mädchen den Vorzug gäbe.

Mademoiselle Dufour klagte dieses also der Frau de la Popeliniere, die unsern Richelieu sogleich davon benachrichtigte. Der Duc wollte hierauf die Ursache von Stephano's weniger Zuneigung entdecken; aber in balden erfuhr er, daß ein gewisses Mädchen mit Nahmen Aimée, dessen Liebe besäße. Diese wohnte in der Strasse St. Louis au Marais, und er erstaunte daher nicht mehr über die häufigen Besuche, welche sein Kammerdiener daselbst abstattete. Nach Befriedigung seiner Neugierde: dieses Frauenzimmer zu kennen, fand er, daß Stephano einen ziemlich guten Geschmack hätte. Denn es war eine ein und zwanzigjährige, lebhafte und reitzende Blondine. Der Herzog, der in einem jeden Stande die Schönheit liebte, glaubte mit Zuversicht, die Demoiselle Aimée würde der Huldigungen eines Mannes von seinem Ansehen unendlich sich freuen und einen Pair von Frankreich dem Bedienten desselben vorziehen. Doch die Liebe, die des eitlen Unterschieds der Menschen zu lachen pflegt, hatte es anders beschlossen. Das Mädchen, das ihren Stephano schon einem Finanzier vorzog, opferte ihm auch mit leichter Mühe eine Excellenz auf. Der gnädige Herr ward also

verabschiedet, und der bescheidene Stephano glücklicher, als jemahls.

Zwar unterdrückte Richelieu die ersten Aufwallungen seines Zorns, besonders da er sich einbildete, durch seine fortdauernden Liebkosungen ein durch Leidenschaft geblendetes Mädchen auf andere Wege bringen zu können. Als er aber endlich überzeugt ward, daß alle seine Bemühungen umsonst wären, da faßte er den niederträchtigen Entschluß: sie ins Verderben zu stürzen. Er bath deßwegen den Polizeylieutenant und Unterminister, Herrn Berryer, um einen Königlichen Befehl zur Verhaftnehmung dieses Mädchens; zu gleicher Zeit wollte er auch seinen Kammerdiener bestrafen, weil er mehr als sein Gebiether, von der gedachten Schöne, begünstigt worden war, und ersuchte ebenfalls den Polizeylieutenant, denselben nach For-l'Eveque setzen zu lassen. Es ward also beschlossen, die beyden Liebenden mit einander zugleich einzuziehen und ihnen deßhalb die Mittel zu ihren Schäferstunden zu erleichtern.

Der Herzog stellte sich hierauf, als wenn er eine Reise nach Versailles vornehmen müßte und nahm einen andern Kammerdiener mit sich; dem Stephano hingegen erklärte er, daß er in drey oder vier Tagen seiner nicht nöthig hätte. Dieser lief also eiligst zu seiner Geliebten, um ihr diese frohe Bothschaft zu bringen, und wirklich theilte sie ihre Zeit so gut ein, daß sie ihm auf den Abend ein Soupé, und für die Nacht, eine Schlafstelle in ihrem Bette versprach. Auf dieses lauerten nur die Werkzeuge der Polizey; denn kaum waren die Verliebten bey Tische so mußten sie auf wiederhohltes Anklopfen die zugeschlossene Thüre öffnen, und ein Polizeygefreyter mit seinen Gehülfen, der ihnen von Seiten des Königs mitzugehen befahl, ließ dem armen Stephano kaum so viel Zeit, sein Kleid wieder anzulegen, welches er ausgezogen hatte. Zwar berufte sich Letzterer auf den Herzog von Richelieu, sagte, daß er sein Kammerdiener wäre, und bath, ihn nach dessen Pallaste zu bringen; allein die

ganze Antwort bestand darinnen, daß man ihn in eine Miethkutsche schleppte, die bey dem großen Chatelet still hielt, um die unglückliche Aimée daselbst abzuliefern; Stephano hingegen sah sich nach For-l'Eveque in das Gefängniß gebracht.

In den ersten Augenblicken wußte er nicht, wem er sein Unglück zuschreiben sollte, denn er hatte kein Verbrechen begangen; bey dem Gedanken an die stolze Rachsucht seines Gebiethers aber konnt' er länger nicht zweifeln, daß er das Schlachtopfer der Erbitterung desselben geworden wäre. Ob er gleich heimlich für Wuth schäumte, so wagte er es doch nicht, öffentlich seine Meinung zu sagen; er wollte ihn bloß verlassen und Kriegs-Dienste nehmen, wenn sich anders die Werber mit einem Bedienten des Richelieu befassen wollten. Endlich sah er nach fünf oder sechs Tagen den theuern Desnoyer in sein Gefängniß kommen, der ihm die Versicherung ertheilte, daß der Herzog äußerst um ihn bekümmert wäre und ihn deßwegen überall hätte suchen lassen. Dessen Empfehlung, setzte der Bothschafter hinzu, hätte Stephano allein seine Freyheit zu verdanken.

Wo kommst du denn her? fragte ihn Richelieu, indem er den Zurückgekommenen erblickte. Sie wissen es ja schon lange, gnädiger Herr, antwortete der kummervolle Stephano. Ich für meine Person beklage mich keineswegs; aber es ist doch schrecklich, ein unschuldiges Mädchen einsperren zu lassen: ich bitte Sie also unterthänigst um ihre Befreyung.

Wüthend über diese Rede jagte der Herzog ihn fort, mit dem Beysatze: daß, wenn er sich nicht schleunigst entfernen würde, er Hände und Füsse ihn binden und so nach Italien, seinem Vaterlande, wollte schleppen lassen. Der Unglückliche verbarg sich hierauf vierzehn Tage bey dem obenbemeldeten Desnoyer, ohne daß er es wagte, aus dem Hause zu gehen. Mittlerweile ließ Richelieu die ge-

gen

gen ihn so spröde gewesene Schöne nach dem Hospitale *) bringen, ungeachtet sie ihn schriftlich um Verzeihung gebethen hatte. Und was das Schrecklichste für sie war, sie konnte nicht einmahl dem Herrn von Panche ihre Klagen mittheilen. Zwar fand nachher Stephano Gelegenheit, den Schatzmeister durch einen anonymischen Brief von ihrer traurigen Lage zu benachrichtigen; allein dieser, der nicht nur keineswegs das gute Einverständniß mit seiner Gemahlin unterbrechen wollte, sondern noch überdieß das mächtige Ansehen des Herzogs befürchtete, getraute sich nicht, das geringste zu Gunsten dieser Unglücklichen zu unternehmen, welche das Schlachtopfer der gemißbrauchten Obergewalt geworden war. Sie mußte anderthalb Jahre in diesem Gefängnisse ausharren, und erhielt nur dann erst ihre Freyheit wieder, da der Herzog als Abgesandter nach Dresden ging und sie mithin vergessen hatte. Ihre Vermögensumstände waren durch die lange Gefangenschaft in gänzlichen Verfall gerathen; man hatte ihre Meublen verkauft und ihre Weigerung: die Wünsche eines Großen zu befriedigen, ward also die Quelle ihres Elends. Stephano hingegen wurde durch seine traurigen Umstände gezwungen, seinen Gebiether um Vergebung zu bitten, wenn er anders nicht brodlos seyn wollte; aber er konnte lange nicht die niederträchtige Behandlungsart desselben vergessen.

Er trat also aufs neue seine Dienste an, und pflegte unsern Helden wieder zu der Frau de la Popeliniere zu begleiten, bey welchen Gelegenheiten er aus politischen Gründen mit Mademoiselle Dufour sich wieder auszusöhnen suchte; allein diese wurde in kurzem gewahr, daß die Unglücksfälle ihrer Nebenbuhlerin ihr keine größern Rechte auf das Herz ihres Liebhabers gaben. Deßwegen verwandelten sich also ihre Vorwürfe in den unversöhnlichsten Haß, und dieses war eine von den Hauptursachen, die das Ver-

*) Ein Zucht- und Arbeitshaus in Paris. Anmerk. des Uebers.

derben der Frau de la Popeliniere beförderten, welchen Umstand wir unsern Lesern in der Folge erzählen werden.

Im Anfange der Verbindung des Herzogs mit der Frau de la Popeliniere glaubte man, daß er ihr den Hof in dem Nahmen eines Andern (par procuration) machte, und diese Generalpachterin für den König bestimmt hätte, um denselben wegen des Verlustes der Frau von Chateauroux zu trösten. Richelieu, sagte man, habe diese Dame den Armen des Herzogs von Agenois entrissen, um sie zum Eigenthume Seiner Majestät zu machen. Das Publicum war davon überzeugt und man verfertigte über diesen Gegenstand viele Spottgedichte, welche die aufrichtigen Hof-Freunde des Herzogs sorgfältigst zu verbreiten suchten. Unter einem dieser Lieder befand sich das Sinnbild eines Schmetterlings, der, von Blume zu Blume fliegend, von einem Vogelsteller gefangen wird, der ihm, zur Bestrafung seines Leichtsinns, die Flügel beschneidet. Amor erhebt deßwegen ein Klaggeschrey und eilt sofort zum Jupiter hin, um Rache zu fordern; dieser Gott lächelt über den Zorn Cupido's, verspricht ihm, zur Stillung seiner Klagen, den Schaden wieder gut zu machen und gibt ihm die Flügel Mercurs, um solche seinem Lieblinge zu bringen.

Inzwischen sah man jedoch, daß Richelieu nur für sich allein gearbeitet hätte, und wirklich genoß er ganz ruhig seines Siegs. Auch der Herr Gemahl war mittlerweile sehr friedfertig geworden; man sprach fast gar nichts mehr von dieser Intrike, denn der Drehcamin schützte die Liebenden gegen allen Verdacht. Eines Abends aber wäre durch einen unglücklichen Zufall dieses Geheimniß beynahe verrathen worden. La Popeliniere befand sich nähmlich in dem Cabinette seiner Gattin, als Richelieu an den Camin klopfte, welches das Zeichen zum Aufmachen war. Die erschrockene Generalpächterin bemühte sich ihre Furcht unter dem Scheine von Unwillen zu verbergen, und beklagte

sich,

sich, als die Schläge verdoppelt wurden, über die Nachbarn, die bisweilen des Abends sie durch Lärmen aus dem Schlafe zu stören suchten. Sie nahm also sogleich mit der Miene des Zorns die Feuerzange zur Hand und schlug mit den Worten: daß sie Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, an den Camin. Dieses war das Zeichen der Gefahr, und Richelieu, der dadurch von diesem verdrüßlichen Zufall benachrichtiget ward, beobachtete daher das tiefste Stillschweigen. Der betrogene Ehemann, den selbsten die immer rege Eifersucht seines Herzens nicht auf den Gedanken bringen konnte, daß unter dem Camine irgend ein Geheimniß verborgen wäre, glaubte nun in allem Ernste den Reden seiner Gemahlin und begab sich hinweg. Aber die Liebenden zögerten nicht lange, sich für den ausgestandenen Schrecken hinlänglich zu entschädigen.

Der Herzog stand mit den Herren von Beaufremont, Bouillon und Gontault in einer sehr genauen Verbindung. Sein getreuer Desnoyer verschaffte ihnen gemeinschaftlich, je nachdem sie es wünschten, Frauenzimmer und Mannspersonen und erwarb sich durch dieses schändliche Geschäfte beträchtliche Geldsummen. Er besaß noch überdieß ihr Vertrauen, — denn ein solcher Mensch wird immer von den Großen geliebt — und mißbrauchte solches, um alle diejenigen zu tyrannisiren, die sich bey ihnen in Diensten befanden. Daher soll auch der Sohn der Frau Gerard, die von unserm Richelien zur Aufseherin über das von ihm gemiethete Haus war gesetzt worden, mit großem Unwillen gesehen haben, daß Desnoyer selbst dasjenige Geld behielt, was ihm nicht zugehörte, und deßwegen hätte er auch den Entschluß gefaßt, sich auf gleiche Weise welches zu verschaffen. Ja, man behauptet sogar, daß er ein Polizeyspion und von den schändlichen Auftritten, die zwischen unserm Helden und seinen Freunden vorfielen, wäre unterrichtet gewesen. Endlich soll auch derselbe jedem von ihnen insbesondere einen Brief geschrieben und solchen mit der Drohung geschlossen haben: daß er sie öffentlich angeben wollte, wenn sie nicht 25 Louisd'or unter einem Baume hinlegen lies-

sen, den er in den Elisäischen Feldern bezeichnete. In der Ueberzeugung: daß ihnen die Polizey nicht das mindeste anhaben könnte, theilten unsere vier Freunde sich wechselseitig ihre Briefe mit und beschloßen hierauf: das geforderte Geld zwar unter dem bestimmten Baume hinlegen, aber auch zu gleicher Zeit den ungenannten Verfasser dieser Briefe durch verkleidete Kundschafter verhaften zu lassen. Der Plan ward also ausgeführt, aber niemand erschien; man hatte wahrscheinlicher Weise überlegt, daß man konnte belauert werden, und daher nicht für gut befunden, seine Freyheit auf das Spiel zu setzen. Desnoyer, welchen seine niederträchtige Rolle an der Vertraulichkeit dieser Herren Theil nehmen ließ, erhielt in baldem Nachricht von diesem Circular-Schreiben. Er war kein Freund des jungen Gerard und erweckte also den größten Verdacht gegen ihn, so daß Richelieu, der sehr selten zur Verzeihung geneigt war, durch seinen Vertrauten verleitet, den Herrn von Marville zu bewegen suchte, den Unglücklichen nach Bicetre setzen zu lassen. Zwar flehte die Mutter desselben die Barmherzigkeit ihres Gebiethers für einen Sohn an, dessen Verbrechen noch unerwiesen war, aber vergebens! ihre Bitten blieben unerhört, und Gerard mußte bis an seinen Tod in dem so ebengedachten Gefängnisse dahinschmachten.

Die neuen Mätressen unsers Richelieu waren jedoch kein Hinderniß für ihn, seine alten Liebschaften fortzusetzen; ja, es gab sogar unter diesen viele, für welche nie seine zärtliche Freundschaft erkaltete. Frau de la Marteliere war von dieser Anzahl und er besuchte sie oft, ungeachtet eine Auszehrung ihrem Leben drohte; sie freute sich über den Frohsinn ihres ehemahligen Liebhabers und der Erzählung seiner Abenteuer. Aber im Winter dieses Jahrs vermehrte sich ihre Krankheit so sehr, daß zur Wiedergenesung jede Hoffnung verschwand, und der Herzog mußte den Kummer erfahren, seine Freundin in eben dem Augenblicke zu verliehren, wo ihn die Versammlung der Landstände nach Montpellier hinrief.

Drittes Kapitel.

Richelieu wird zu Montpellier mit einer gewissen Frau Capon, der Gattin eines Consuls, bekannt. Er erhält Befehle, die Protestanten zu verfolgen. Sein kluges Betragen gegen dieselben, nebst einem zu Gunsten dieser Unglücklichen durch ihn an den König geschickten Memoire.

Bey seiner Ankunft in Languedoc dachte der Herzog nicht mehr an seinen, so eben erlittenen Verlust; Er war zu sehr mit den vom Hofe erhaltenen Befehlen beschäftigt, vermöge deren er die Protestanten mit der äußersten Strenge behandeln sollte. Herr von St. Florentin, ein Mann ohne Talente und Verdienste, gewohnt, über den ihm anvertrauten Theil der Regierung als Souverain zu herrschen, geboth im Nahmen seines Herrn, die in Verhaft genommenen protestantischen Geistlichen mit dem Tode zu bestrafen. Schon waren diese Befehle vollzogen, allein statt daß dadurch die Ruhe hergestellt werden sollte, verkündete die Gährung der Gemüther die schreckenvollsten Ereigniffe. Die Töchter einer gewissen Frau Clairet, die man in ein Kloster geschleppt hatte, um sie in der catholischen Religion zu unterrichten, empfanden häufige Anfälle von Unpäßlichkeiten, theils weil sie die strenge Lebensart, die sie daselbst führen mußten, nicht auszuhalten vermochten, theils weil die dasige Luft ihrer Gesundheit sehr schädlich war, und doch konnten sie auf keine Weise den Minister St. Florentin bewegen, sie an einen andern Ort bringen zu lassen. Ja, dieser Mann trieb sogar seinen Unverstand und Despotismus so weit, daß er glaubte, an den von ihm gegebenen Befehlen nicht das geringste abändern zu dürfen. Die Mutter dieser unglücklichen Mädchen, die nach und nach in Wahnsinn geriethen, nahm endlich ihre Zuflucht zu dem Ansehen des Landesgou-

verneurs, dem es auch gelang, die Veränderung ihres Aufenthaltes auszuwirken.

Ungeachtet der Härte, womit man die Protestanten behandelte, versammelten sich diese, jedoch mit Lebensgefahr, an solchen Orten, wo sie die Gebräuche ihrer Religion ungestöhrt in Ausübung bringen zu können glaubten. Allein viele von ihnen wurden in Verhaft genommen und, den Befehlen des Hofs zufolge, sollten die Geistlichen und die unruhigsten Köpfe zum Strange verurtheilt werden. Diese befanden sich in den Gefängnissen von Nismes, wohin sich der Herzog von Richelieu begab und mit der Miene des heftigsten Zorns und der größten Begierde: gegen diese Unglücklichen zu wüthen, dieselben in eigner Person verhörte; allein er ward mehr Verirrungen und Fanatismus, als eigentliche Verbrechen gewahr, und deswegen bewog er auch die angesehensten Frauenzimmer der Stadt, ihn um Begnadigung derselben anzuflehen.

Zwar schien er anfangs unerbittlich zu seyn; als aber die Gefangenen, die man bey dieser Gelegenheit hatte vorführen lassen, sich ihm zu Füssen warfen und das Gesetz, wodurch ihnen jede Art von Zusammenkünften untersagt war, zu befolgen versprachen, da ließ ihnen Richelieu, welcher den Zudringlichkeiten der Frauenzimmer nicht mehr ausweichen zu können schien, die Versicherung ertheilen, daß wenn sie wieder zu ihrer Pflicht zurückkehrten, sie Vergebung und Freyheit erlangen sollten. Freylich sprühte St. Florentin Feuer und Flammen, und wäre der Herzog bey dem Könige nicht in besondern Gnaden gestanden, so würde zweifelsohne diese menschenfreundliche Handlung die Quelle seines Unglücks gewesen seyn.

Mitten unter diesen Beschäftigungen hatte sich Richelieu eine gewisse Frau Capon, die Gattin des dasigen Consuls, ausgesucht, weil solche ungemein viele Reitze besaß. Der Ehemann, der sich durch die Besuche des Gouverneurs für geehrt hielt, schien in Ansehung der Beweggründe, die sie

verur=

verursachten, nicht das geringste zu merken. In baldem that diese Dame, durch Ehrgeitz und Liebe verführt, keinen Widerstand mehr, und nun war es jedem in der Stadt bekannt, daß sie der Gegenstand der zärtlichen Seufzer des Gouverneurs war. Eine Tochter soll sogar die Frucht ihrer unerlaubten Liebe gewesen seyn. Aber mag nun dieses Mädchen dem Consul oder unserm Richelieu zugehört haben, genug, dieselbe hatte, als sie heranwuchs, das Schicksal ihrer Mutter. Der Herzog verheirathete sie an einen gewissen Commis zu Bordeaux, Rousse mit Nahmen, und lebte öffentlich mit ihr. Diese Madame Rousse war aber seine letzte erklärte Maitresse, und er stellte ihr auch, bey ihrer Verheirathung, ein schriftliches Versprechen auf 100,000 Livres aus, die ihr nach seinem Tode sollten ausgezahlt werden.

Jetzt glaubte ein fanatischer Weltpriester, welcher die Protestanten schlechterdings wollte vertrieben haben, aber wegen der Sanftmuth des Herzogs von Richelieu an diesem Wunsche seines Herzen verzweifelte, ein Mittel zu ihrem Untergange zu finden, wenn er sie eines meuchelmörderischen Angriffs auf seine Person anklagen würde. Er gab sich daher verschiedene Messerstiche, die er aber so wenig gefahrvoll, als nur immer möglich gewesen, zu machen suchte, und sprengte dann aus, daß, als er einen seiner Collegen besucht hätte, er auf dem Heimwege von einem Haufen Protestanten wäre angefallen worden, die aber zu allem Glücke bey dem Geräusche einiger Pferde, die sie fern her kommen hörten, die Flucht genommen hätten. Die Bischöfe schrieen über Aergernisse und forderten Rache; fast jeder von ihnen verlangte, es möchte auch noch so viel kosten, die Ausrottung der reformirten Religion, und diese Diener jener Altäre, die zur Verkündigung eines Gottes des Friedens aufgerichtet sind, waren die Ersten, welche die Vergiesung des Menschenbluts anriethen und dadurch ihr allmächtiges

Oberhaupt beleidigten, indem sie solches eben so grausam abbildeten, als sie selbsten es waren.

Der Klage dieses Priesters zufolge wurden viele Unglückliche in Verhaft genommen, die ruhig in ihrem Hause gesessen waren und nicht im mindesten an diese Schandthat gedacht hatten. Man machte ihnen den Proceß mit der größten Erbitterung; die Begierde: sie schuldvoll zu finden, schuf sie zu wirklichen Verbrechern, und wäre nicht der Unschuldige hingerichtet worden, so hätte derselbe ohne Zweifel sehr lange in seinem Gefängnisse schmachten müssen. Glücklicher Weise aber hatte dieser abscheuliche Pfaffe die Unvorsichtigkeit begangen, dieses niederträchtigen Unternehmens, das er als eine gute Handlung betrachtete, — so furchtbar ist also jeder Fanatismus! — sich gegen einen seiner Freunde zu rühmen. Dieser gerieth in Unwillen darüber und konnte sich nicht enthalten, die ganze Sache einem Dritten zu entdecken. Bald ward das Gerücht davon allgemein; man befragte von neuem den Priester, seine Aussagen aber stimmten nicht mit einander überein. Aus diesem Grunde wurden auch die Stiche genauer untersucht, und es war schon, da alles verdächtig schien, die Rede von seiner eigenen Verhaftnehmung. Allein, die erschrockenen Bischöfe, die nur allzusehr an dem Fanatismus der Provinz Theil genommen hatten, schafften den Geistlichen auf die Seite und legten hernach der weltlichen Obrigkeit ein gänzliches Stillschweigen auf. Doch kostete es den Angeklagten, deren Unschuld durch diese Entweichung erwiesen war, unzählige Mühe, ihre Freyheit wieder zu erlangen.

Zwar hatte das friedfertige Betragen des Gouverneurs, der sich wenig um die Religionsmeinungen Anderer bekümmerte, die bisher in den Gemüthern herrschende Gährung einigermaßen gestillt; allein die Intoleranz der Geistlichkeit regte solche von neuem wieder auf. Jeden Tag fielen neue Auftritte vor. Herr von Bernage, neuerwählter Intendant der Provinz, suchte sich dem niederträchtigen St. Flo-

rentin gefällig zu machen, der, im Schoſe des Ueberfluſſes und Luxus ſitzend, ein Vergnügen daran fand: auch über das Gewiſſen des Volks unumſchränkt zu gebiethen, und ließ alſo verſchiedene Proteſtanten verhaften, von denen man glaubte, daß ſie eine beträchtliche Anzahl von Büchern zum Gebrauch der ſogenannten reformirten Religion hätten kommen laſſen. Man fand nähmlich dieſe Küſte an dem Strande von Cette; der Schiffsmann, der ſolche geführt hatte, ließ ſie ſogleich in das Meer werfen, als er ſich von der Schaluppe der Zollbedienten verfolgt ſah.

Alle dieſe ungerechten Handlungen reitzten die Erbitterung der Gemüther mit jedem Tage immer mehr und der Herzog von Richelieu muthmaßte deswegen mit Recht, daß ohne Zweifel in kurzem die Dragonaden und jene ſchreckliche, für Frankreich immer ſchaudervoll bleibende, Auftritte wieder erneuert würden, wo ein Bruder den andern ermordete, weil derſelbe in Anſehung des Gottesdienſtes von ihm verſchieden war.

Zwar hatte er ſchon deßhalb mit den Biſchöfen und Miniſtern geſprochen; aber bald faßte er den Entſchluß: dem Könige ein neues Memoire zu überreichen, das endlich die gewünſchte Wirkung hervorbrachte. Nach unſerer Meinung iſt ſolches ein unwiderlegbarer Beweiß von der Mäſigung und Menſchlichkeit des Herzogs von Richelieu, die er bey dieſen Umſtänden beobachtete. Nur wünſchten wir ihm immer ein ſolches rühmliches Zeugniß geben zu können. Dieſes Memoire, welches wir unſern Leſern hier mittheilen wollen, iſt faſt durchgehends ſo merkwürdig, daß es gewiß die Aufmerkſamkeit eines Jeden verdienen wird.

„Die weite Entfernung von Languedoc, die Geſtalt ſeiner Staatsverfaſſung, die eigene Denkart ſeiner Bewohner, und noch mehr die ſonderbare Lage der Cevennes und anliegenden Gegenden, ſind wahrſcheinlicher Weiſe in einem ganz falſchen Lichte vorgeſtellt worden, und dieſes mag wohl die einzige Urſache geweſen ſeyn, warum man bisher ſo wenige

Sorg-

Sorgfalt anwendete, den Unfällen zuvor zukommen, mit welchen diese Provinz bedroht wird. Sie erfuhr dieses schon in den entferntesten Zeiten, und zwar wegen verschiedener Religionszwiste; denn die Lebhaftigkeit der Languedocker ergriff oftmahls mit heftiger Begierde die Meinungen der Ketzer und behauptete solche sogar mit der größten Erbitterung."

„Der höchstseelige König widerrief das Edict von Nantes, wodurch die Secte der Calvinisten auf eine gesetzmäßige Weise war bestätiget worden, und erklärte durch diesen Widerruf, daß er in seinem Reiche keine andere Religionspartheі, als nur allein die Römischkatholische, zu dulden gedächte. Aber man fand — wider alles Vermuthen — daß eine äußerst große Anzahl von Bürgern auswanderte, von denen man sicher glaubte, daß sie größtentheils nur durch Gefälligkeit zu ihren Glaubensirrthümern wären hingezogen worden, und daher nicht im geringsten unwillig seyn würden, einen Vorwand zu haben, der ihnen die Verlassung ihrer Kezereyen erleichterte; ja, daß man sogar bey einem so außerordentlichen Falle sich mancher Hülfsmittel bedienen könnte, die eben so sonderbar schienen *). Man gab also Befehle, vermöge deren alle Calvinisten, — denen man den Nahmen der Neubekehrten zu ertheilen anfing — welche das Königreich verlassen und an den Grenzen würden angehalten würden, zu den Galeeren sollten verurtheilt, ihre Weiber hingegen eingezogen und mit lebenslänglicher Gefängnißstrafe belegt werden."

„Man sieht also hieraus, daß, wenn diese Unglücklichen blieben, sie nicht nur ihrem Glauben, sondern auch der Ehe und mithin der Erzeugung gesetzmäßiger Kinder entsagen mußten, und daß, wenn sie zu entfliehen gedachten, sie

augen=

*) So redet nähmlich ein Höfling zu dem Nachfolger eines Königs, welcher die Ursache des Uebels gewesen, und welcher demselben durch ein noch grausameres Gesetz abzuhelfen glaubt.

augenscheinlich Gefahr liefen, auf die Galeeren geschmiedet zu werden. Dieses allerdings strenge Hülfsmittel, das vielleicht für einen critischen Zeitpunct; bey welchem man sich dessen bedienen wollte, gut war, blieb noch immer das nähmliche, weil der Befehl, der solches verordnete, nicht widerrufen wurde."

„Der glückliche Erfolg des in dem Jahre 1688 geführten Kriegs und die damahlige Kraftlosigkeit der Calvinisten erlaubte ihnen nicht, sich zu erhohlen und einige Besorgniß zu erwecken. Auch der im Jahre 1697 geschlossene Friede verhinderte sie an dem geringsten Aufstande."

„Der Krieg von 1700 war jedoch nicht so glücklich; sie bezeigten drey Jahre nachher wieder Lust, mit mehrerer Freyheit ihre Religion zu bekennen. Ich will nicht jede dabey vorgefallene Begebenheit erzählen, weil sie beynahe allgemein bekannt sind, sondern nur das einzige anführen, daß der König genöthigt ward, seine Heere zu schwächen, um eines in Languedoc zusammen zu ziehen. Der Marschall von Villars gewann die berühmte Schlacht in der Ebene von Nages, in welcher er 15,000 reformirte Languedocker tödtete; dessen ungeachtet hielt es der König für dienlich, diesen Krieg nicht fortzusetzen und wollte ihn daher lieber durch einen Vertrag endigen, der gewiß sehr schimpflich hätte scheinen können, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit gerechtfertigt hätte."

„Zwar waren die Protestanten gedemüthigt und niedergebeugt, aber doch keineswegs ausgerottet. Es gibt deren noch heut zu Tage über hundert und sechzig tausend in einer kleinen, aber beynahe unzugänglichen, Provinz."

„Seit der oben gedachten Zeit hatten sie nicht das geringste unternommen, was eine ernsthafte Besorgniß erwecken konnte; zwar stellte ein Theil des Volks in den Wäldern und auf den Felsen nächtliche Zusammenkünfte an, um den Gottesdienst ihrer Religion zu halten, aber diese Versammlungen, die man niemahls verhindern konnte, waren nicht zahlreich und im Anfange nicht allzu häufig. Ihre

Geist-

Geistlichen verrichteten wenige Copulations = und fast gar keine Taufhandlungen, alle ihre Kinder wurden in der Kirche getauft; viele von ihnen unterwarfen sich gewissen Prüfungen, wodurch man auf ihren anscheinenden Katholicismus schließen konnte, vermöge dessen sie bey ihren Eheverbindungen sich nur der Priester von der römischen Kirchen bedienten."

„Die Untersuchung der Fragen: ob etwa die Härte dieser Prüfungen von den Bischöfen unmerklich wäre vermehrt worden und ob die Kinder, welche die katholischen Geistlichen nur als Bastarde tauften, die Calvinisten von der römischen Kirche entfernt und sie bewogen hätten, sich ihrer Pflicht zu entziehen, oder ob endlich die Toleranz, die man während des letzten Kriegs, in Ermangelung eines strengen Mittels, gegen sie auszuüben gezwungen war, die Protestanten gewöhnte, sich in eben so großer Anzahl zu versammeln, als sie es nachher thaten und sich in einen furchtbaren Stand zu setzen, ohne daß Jemand es wagte, sie durch die Gesetze des Königreichs einzuschränken, als bis man eine ansehnliche Macht bey der Hand hatte, — alle diese Fragen verursachten während der letzten Landtagssitzung eine heftige Debatte."

„Ich werde mich hier mit der Erörterung dieses Umstands keineswegs befassen, weil solcher nicht den mindesten Bezug auf gegenwärtiges Memoire hat, sondern Ew. Majestät nur daran zu erinnern suchen, daß ich die ganze Zeit über, da Allerhöchstdieselben mir die Statthalterschaft von Languedoc zu übertragen geruhten, unaufhörliche Vorstellungen über die Nothwendigkeit machte: den Unfällen abzuhelfen, die mir für die Zukunft gefährlich schienen."

„Vor ungefähr acht Jahren waren diese meine Vorstellungen ungemein lebhaft, und Ew. Majestät können unmöglich die wiederhohlten Bitten vergessen haben, womit ich Dieselben in Rücksicht dieses Gegenstandes belästigte, indem ich nie aufhörte, Allerhöchstdero Ministerium um die Verabfas-

sung

sung eines durchdachten Systems zu ersuchen, eines Systems, ohne welches, wenigstens nach meiner Meinung, das Uebel nie von Grund aus geheilt, und allem bisherigen und künftigen Schaden könnte vorgebeugt werden.“

„Man muß indessen gestehen, daß das System wichtige Hindernisse vielleicht zu bekämpfen gehabt hätte, wenn man die Delicatesse der Bischöfe mit demjenigen hätte vereinigen wollen, was der Wunsch der Politik der bürgerlichen Gesetze, in Rücksicht der Eheverbindungen der Protestanten, gewesen wäre. Diese Schwierigkeiten wurden jedoch keineswegs gehoben, die Zeit verschwand, die Volksversammlungen und heimlichen Zusammenkünfte vervielfältigten sich, der Religionseifer ward zum unseligen Fanatismus, und möglich daher, daß kein Unschuldiger mehr zu finden war. Es ist also sehr leicht zu sehen, daß, bey einer solchen Lage, ein neues System, wenn es auch die größte Mäßigung beobachtet hätte, ohne eine ansehnliche Macht sicher keinen glücklichen Erfolg würde gehabt haben; aber auch diese Macht hätte nur Märtyrer und Schlachtopfer geschaffen, wenn nicht zu gleicher Zeit etwas neues zur Besänftigung der Gemüther wäre erfunden worden.“

„Man machte vor zwey Jahren die Erfahrung, daß übermäßige und unüberlegte Strafexempel das Uebel sehr merklich vergrößerte. Man verhaftete nähmlich zwey protestantische Geistliche, von denen der eine aufgehangen ward, und nahm, den ehemahligen Befehlen zufolge, an den Versammlungsplätzen einige Hinrichtungen vor, und dieses ward die Ursache, warum sich ein Complott entspann, vermöge dessen vierzig katholische Priester auf die gewaltthätigste Weise sollten ermordet werden. Der Tag zu diesem Greuel war schon anberaumt, und nur durch einen einzigen Zufall unterlagen, nur drey den Händen ihrer Mörder; des einen Hauptthäters konnte man nicht habhaft werden, und er geht noch immer ungestraft im Lande herum.“

„Mit

„Mit Recht verbreitete dieſe Ereigniß einen allgemeinen Schrecken unter die Prieſter, die haufenweis ihre Landwohnungen verließen, um ſich in die Städte unter dem Schutze der Katholiken zu flüchten, und die Zurückgelaſſenen blieben alſo ohne jede Unterſtützung. Sogar einige Biſchöfe bedurften eines ſichern Geleites, um ſich zu der letzten Landtagsſitzung zu begeben.“

„Dieß war bey meiner Ankunft der Zuſtand von Languedoc. Einige Truppenbewegungen, die ich machen ließ, ſtillten, mit einigen Drohungen verbunden, in etwas dieſe Gährung; ich ſprach mit denen, die nach meiner Meinung vernünftigen Vorſtellungen Gehör geben und ſolche auch andern beybringen würden. Dazu kamen noch einige mäßige Strafen; es ward mir aber unmöglich, noch weiter zu gehen, und zwar wegen der Zahl der Soldaten, die, in Vergleich mit den Aufrührern, äußerſt unbeträchtlich war. Bey meiner Zurückkunft in Paris, die im letzt vergangenen Jenner erfolgte, ſchilderte ich die Größe des Uebels lebhafter, als ich bisher es that; ich überreichte Ew. Majeſtät bey dieſer Gelegenheit verſchiedene Memoires, und jetzt ſchien man, in einer bey dem Kanzler angeſtellten Verſammlung aller Miniſter, die Nothwendigkeit eines neuen durchdachten Syſtems und die Gefahr zu fühlen, welcher man ausgeſetzt ſeyn würde, wenn ſo viele Perſonen durch die obenangeführten Gründe in Verzweiflung geriethen; aber man bedurfte des Beytritts der Biſchöfe zu dieſem Syſtem, wegen der Eheverbindungen, die den Hauptartikel ausmachen.“

„Man beſchloß bey dieſer Conferenz, einige Perſonen in dieſer Sache um Rath zu fragen, und weil man ſo eben die Erfahrung gemacht hatte, daß übermäßige und unüberlegte Straferempel, bey welchen nicht eine gänzliche Gleichheit beobachtet würde, vergebens und vielleicht wohl gar gefährlich wären, wenn man nicht mit Gewalt und Vernunft zu Werke gehen könnte, ſo faßte man den Entſchluß, noch einige Zeitlang unthätig zu bleiben. Nichts war in der That

ver-

vernünftiger, als dieses; aber das System erschien nicht und die Unthätigkeit — blieb *). Die Straflosigkeit vermehrte die Kühnheit; ungestraft stellte man jetzt zahlreichere Versammlungen an, die Kopulationen und Taufen, mit einem Worte: die Ausübung der protestantischen Religion geschah beynahe öffentlich."

„Mit Recht beunruhigte dieser Zusammenfluß von Unordnungen den Staatsrath Ew. Majestät, welcher, dem Anscheine nach, die Verabfassung eines neuen und allgemeinen Verfahrungsplans und zugleich die Unterstützung desselben durch eine große Truppenanzahl, nie aus dem Gesichte verloh-ren hatte. Die Frage des Herrn von Argenson: wozu man entschlossen wäre? verursachte den 16. Julius bey dem Kanzler eine neue Conferenz, wobey der Erzbischof von Narbonne zugegen war. Zwar bestand ich auf meiner Meinung, von deren Richtigkeit Jedermann überzeugt ward; allein man sah bloß auf die Anzahl der nach Languedoc abzuschickenden Truppen, auf zwey und dreyßig Infanteriebataillons und drey Regi-

*) Man kann also hieraus sehr deutlich sehen, wie schwer es fiel, Gutes zu thun, wenn die Minister die unumschränkten Gebiether waren. Der Gouverneur einer Provinz konnte selbst als Günstling des Königs kaum in zehn Jahren so viel erlangen, daß er sich einiger Mäßigung in der Behandlungsart der Protestanten bedienen durfte. Zwar wandte er sich geradezu an den Monarchen, der am besten im Stande gewesen wäre, über die Billigkeit seiner Bitte zu entscheiden, der aber, als träger Schwächling, die Kenntniß der Angelegenheiten des Staats bloß seinen Ministern überließ, die nur ihren eigenen Willen befolgten. Dieses beweißt, wie äußerst nöthig es sey, daß ein Souverain selbst zu herrschen verstehe. Inzwischen wuchs das Uebel mit jedem Tage, und ohne Richelieu's Mäßigung würde sicher ganz Languedoc in Flammen gestanden seyn. Wenn aber ein Mann in seiner Lage nichts auszurichten vermochte, wie mußte es erst mit einem isolirten Privatmanne beschaffen seyn? Armes Volk, wie lange warst du doch das Schlachtopfer der Ungerechtigkeit, und wie verschwendetest du an deine Könige die unverdientesten Beynahmen!

Regimenter Dragoner, den Verfahrungsplan hingegen und die Wahl der Maßregeln, nach welchen dieses Corps agiren sollte, überließ man den künftigen Versammlungen."

„Nur allein die Minister Ew. Majestät können über die Wirkung entscheiden, welche dieser beträchtliche Truppenmarsch in Rücksicht auf die auswärtigen Angelegenheiten haben kann; aber eben so muß es Jedermann einleuchten, wie viel Ihrem Ruhme und dem Wohl Ihres Dienstes daran läge, daß solche nicht fruchtloß geschehe. Allein man läuft sicher diese Gefahr, und vielleicht noch größere, wenn diese Truppen ohne irgend einem Verfahrungsplan und bestimmte Maßregeln anlangen. Wenigstens würde die Zerstörung der Provinz sich unfehlbar ereignen, die ihre größten Vortheile aus der Handlung und den Manufacturen zieht, deren Arbeitsleute meistens Protestanten sind. Allerdings müßte dieses geschehen, wenn die Anstalten entweder übel getroffen wären, oder wenn man sogar ganz zwecklos handelte. Doch es ist, wie ich glaube, sehr leicht, mit etwas Zeit und klugem Betragen die Sachen wieder in den gehörigen Stand zu bringen; denn nur von der Wahl der Mittel allein und von einer unverzüglichen Entschließung hängt der glückliche Erfolg dieser Affäre ab, auf die ohne Zweifel die Augen von ganz Europa gerichtet sind."

„Jetzt kommt es nur darauf an, ein Volk zum Gehorsam zurück zu bringen, welches sich nur im Punct der Religion verirrte und nur allein die Eingebungen eines fanatischen Eifers befolgte."

„Man muß also, weil hier die Gewalt nichts auszurichten vermag, die Gemüther zu gewinnen suchen, und ihnen neue Gesetze vorschreiben, die aber nicht geradezu den bisherigen widersprechen oder die Menschlichkeit und die Vernunft beleidigen, sondern sie zu ihrer Pflicht zurückbringen können, ohne zur Empörung zu reitzen."

„Es scheint daher überaus schwer zu seyn, die Protestanten zu den Galeeren zu verurtheilen, wenn sie an eine

Auswanderung gedenken — oder denselben mit Gewalt solche Meinungen aufzudringen, welche den Vorurtheilen ihrer Religion schnurstracks entgegen sind."

„Im Falle sich auch Ew. Majestät erklärten, keine andern Unterthanen zu dulden, als nur solche, welche Anhänger der Römischen Kirche sind, und denjenigen, die ihre Religion nicht verändern wollten, die Freyheit ließen, ungestört auszuwandern, so glaube ich ganz gewiß behaupten zu können, daß dieses minder häufig geschehen würde. Denn diese Leute lieben ihr elendes Vaterland, wo sie nichts als Kastanien zu essen haben, fast eben so sehr, als nur immer ein Bewohner der fruchtbarsten Gegend das seinige zu lieben vermag. Sollte man sich noch überdieß bloß darauf einschränken, jede öffentliche Religionsübung und Zusammenkunft zu verhindern, und man ihnen die Mittel zu ihren Eheverbindungen erleichtern, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Angesehensten unter ihnen, mit diesem Schritte zufrieden, die Andern durch ihre Reden und Beyspiele eines Bessern überzeugen würden."

„Ueberhaupt haben Nachgiebigkeit und Ueberredungen nur allein Einfluß auf die Gemüther; Gewaltthätigkeit hingegen empört, aber bezwingt sie nicht. Bloß ein standhaftes Betragen, durch die Vernunft unterstützt, vermag den Sieg zu behaupten, besonders da keines des andern Hülfe entbehren kann."

„Endlich wird das Volk bloß von denjenigen geleitet, welche die Einsichtsvollsten sind, und diese werden daher das Beste wählen und sich zu allem bequemen, was sie ihrer Religion und ihrem Privatvortheile zuträglich halten. Diejenigen, die am meisten zu verliehren haben, sind immer am leichtesten zu gewinnen; wenn man ihnen also die Mittel an die Hand gäbe, wodurch sie die Andern überzeugen könnten, so würde man mit leichter Mühe seinen Zweck erreichen, wenn man ihnen aber nicht das geringste verstattete, so müßte man immer besorgen, daß sie sich mit ihren Gefährten verbänden."

„Im Falle das Volk allein die Versammlungen fortsetzte und die Vornehmen zu ihrer Pflicht zurückgekehrt wären, so würde, insbesondere zu Friedenszeiten, nicht das geringste zu befürchten seyn; wenn sich aber alle Protestanten ohne Unterschied empörten, so dürfte vielleicht die allgemeine Verzweiflung die Quelle unzähliger Besorgnisse werden.“

„Man kann also sicher glauben, daß wenn die Absendung der Truppen mit keinem neuen Verfahrungsplane begleitet ist, welcher die in diesem Memoire enthaltene Gegenstände in sich begreift, die Soldaten ein sehr gefährliches Schauspiel werden und eine, vielleicht noch gefährlichere, Wirkung hervorbringen könnten; wenn sie aber zur Unterstützung eines wohldurchdachten Systems bestimmt sind, so ist die gegründetste Hoffnung vorhanden, daß durch etwas Geduld und Mäßigung, die Ruhe wieder hergestellt, die Gemüther besänftigt und das ganze Land in seine vorige Ordnung wieder kommen werde.“

Wir wollen in Ansehung dieses Memoire's keine weitern Betrachtungen anstellen, denn es erhellt schon an und für sich sehr deutlich daraus, daß das einzige, von dem Ministerium zur Unterstützung seiner, mit den Nahmen der Königlichen Obergewalt ausgeschmückten, Tyranney, angewandte Mittel nur in Gewaltthaten bestand. Man bediente sich der Verhaftbefehle gegen isolirte Privatpersonen und der Truppen wider verbündete Unglückliche, welche den Muth hatten, sich über ihre Bedrückung zu beklagen; und deßwegen bedarf es auch hier keiner langen Räsonnements.

Viertes Kapitel.

Herr de la Popeliniere entdeckt das Geheimniß des Drehcamins und trennt sich deßwegen von seiner Gattin. Richelieu wird zum Befehlshaber bey der in England vorzunehmenden Landung ernannt. Absterben der Gemahlin des Dauphins. Der Herzog geht als außerordentlicher Abgesandter nach Dreßden, um den Dauphin eine zweyte Gemahlin zu verschaffen.

Indeß sich nun unser Richelieu mit der Wiederherstellung der Ruhe in Languedoc und mit den zur Erreichung dieses Zwecks nöthigen Mitteln beschäftigte, bereitete die Eifersucht der Frau de la Popeliniere zu Paris unendlichen Kummer. Sie hatte nähmlich die Unvorsichtigkeit begangen, die Demoiselle Dufour, ihre bisherige Vertraute zu verabschieden, und diese Schöne, die vom Stephano verlassen wurde, der mit leichter Mühe ihre Plaudereyen hätte verhindern können, dachte auf Rache, denn jetzt war der Zorn allein ihr Führer und deßwegen suchte sie auch den Finanzier auf, welcher in baldem durch sie den Mechanismus des Camins kennen lernte, der in einer kleinen Feder bestand, vermöge deren die eiserne Platte nach Art einer Thür in Angeln lag und wodurch eine Communication mit dem benachbarten Zimmer entstand. Da nun de la Popeliniere dem Bericht dieses Mädchens völligen Glauben beymaß, und deßhalb seine Gattin entfernen wollte, so führte er letztere in die Französische Comödie, von wannen er unter dem Vorwande: einen nothwendigen Besuch abstatten zu müssen, nach Hause zurückkehrte, wo ihn schon die verrätherische Dufour erwartete. Diese begab sich hierauf mit ihm in das Schlafzimmer ihrer bisherigen Gebietherin und weil sie besser, als irgend Jemand, mit dem Geheimnisse bekannt war, so bewies sie dem Herrn Gemahl die Wahrheit ihrer Aussage. Der General-

pächter, überzeugt von der Intrike, die er immer gemuthmaßt hatte, ergoß sich jetzt in Vorwürfen, welche die Wuth ihm gegen ein Weib eingab, für die er alles gethan hatte. Ueberdieß verschaffte ihm ein Schlüssel, den er in einem heimlichen Winkel gewahr wurde, die leichteste Gelegenheit, fernere Nachsuchungen anzustellen, und einige Briefe des Herzogs von Richelieu waren der überzeugendste Beweis von der Treulosigkeit seiner Gattin. Er gab also der Demoiselle Dufour, die noch besser bezahlt zu werden hoffte, einen Louisd'or; aber dieß war auch die ganze Belohnung für ihre Verrätherey. Zwar hatte er seiner Gattin versprochen, sie abzuhohlen; er erfüllte aber sein Wort nicht, ja er ließ sogar jeden angemeldeten Besuch verbitten und befahl endlich, alle diejenigen abzuweisen, die er zum Soupée eingeladen hatte. Denn er wollte durchaus mit seiner Gattin allein seyn, um ihr nach Herzenslust ihre niederträchtige Aufführung und Undankbarkeit vorzuwerfen.

Frau de la Popeliniere, deren Seele noch voll zärtlicher Empfindungen war, die sich bey einer Vorstellung des Cid's *) ihrer bemächtigt hatten, kam jetzt ganz ruhig nach Hause, ohne nur im geringsten das wider sie aufsteigende Gewitter zu muthmassen. Ihr Mann, der in seiner Wuth sie an den niedrigen Stand erinnerte, woraus er sie gezogen hatte, brach zuletzt, indem er die Briefe des Herzogs von Richelieu vorwies, in die Worte aus: Dieß ist also der Lohn für alle meine Gefälligkeiten! Voll sprachloser Bestürzung vermochte sie jetzt nicht die augenscheinliche Wahrheit zu läugnen; zwar war sie bemüht sich zu entschuldigen, aber vergebens; ihre Verwirrung erreichte sogar die höchste Stufe, als sie vernahm, daß ihr Mann von dem Drehcamine Wissenschaft hätte. Dieser Hahnrey mißhandelte seine Gattin auf

*) Corneille's berühmtestes Trauerspiel, von welchem der Uebersetzer dieses Werks in baldem eine neue Verteutschung zu liefern gedenkt. Anmerk. des Uebers.

auf alle nur mögliche Weise, und wurde in dieser angenehmen Beschäftigung nur durch das lebhafte Gespräche, das er an seiner Hausthüre hörte, unterbrochen. Der Marschall von Sachsen war nähmlich gesonnen, hier seine Abendmahlzeit einzunehmen und hatte sich daher von dem Pförtner nicht abweisen lassen. La Popeliniere, welcher seine Stimme erkannte, kam aus Achtung für ihn sogleich die Treppe hinunter und entschuldigte sich mit äußerst wichtigen Geschäften, die ihn genöthigt hätten, die Besuche derjenigen Personen, die ihn gewöhnlich mit ihrer Gegenwart beehrten, worunter sich auch der Herr Marschall befände, für dießmahl nicht anzunehmen. Indem er aber so sprach, so verrieth er immer mehr den Zorn seines Herzens. Als daher der Marschall den Finanzier um die Ursache dieser heftigen Unruhe befragte, da konnte der Letztere sich nicht enthalten, die ganze Lage der Sachen zu gestehen. Allein Moritz unterbrach ihn mit den folgenden Worten: „Du nennst also, „lieber Freund, die Nachricht von Deiner Hahnreyschaft Sa„chen von der größten Wichtigkeit. Aber sey klug und ma„che keinen Lärmen, denn es wird Dir nichts helfen; es gibt „noch andere rechtschaffene Männer, die von ihren Weibern „eben so, wie Du von der Deinigen, sind betrogen worden „und doch dazu stillschweigen. Der Herzog von Richelieu „schläft bey Deiner Frau! ich wünschte an seiner Stelle zu „seyn; man spricht von der Oeffnung eines Camins, nun „gut! laß ihn also wieder zumachen, und noch einmahl, „breite keine Sache aus, die nicht die geringste Folge haben „wird, wenn Du sie nicht erst durch Deine Klagen zu einer „Sache von Wichtigkeit machst. Hier hast Du also meine „Meinung und nun lebe wohl! Laß aber so bald als möglich „die einfältigen Untersuchungen bey Seite und gib, wie bis„her, Deine Gastereyen, wenn Dich nicht anders alle brave „Leute fliehen und auszischen sollen.“

Die Hochachtung, welche unser la Popeliniere für den Marschall empfand, erlaubte ihm zwar nicht, auf diese

Rede zu antworten; er ward aber dadurch nicht klüger, denn er machte einen solchen Lärmen, daß er sich von seiner Gattin trennen mußte, die er mit einem sehr mäßigen Jahrgehalte verabschiedete. Der Herzog von Richelieu, welcher zu Montpellier diesen ganzen Streithandel erfuhr, ward also gezwungen, diese Pension mit 1200 Livres des Monaths zu vermehren, von denen die Ausgestossene, die ihre Wohnung in der Strasse Ventadour aufschlug, auf eine, ihrem Stande angemessene, Weise leben konnte.

Zu dieser Zeitperiode wollte man das so oft entworfene, aber nie ausgeführte Project: eine Landung in England vorzunehmen, zur Wirklichkeit umschaffen. Man nahm also den Vorwand: den Enkel Jacobs II wieder auf den Thron zu erheben. Zwar wurde der Herzog von Richelieu zum Befehlshaber ernannt, aber die Anstalten zu diesem Feldzuge waren nicht hinreichend genug, nur eine einzige wichtige Unternehmung auszuführen. Unser Held blieb daher zu Boulogne in Unthätigkeit; die Engländer hatten das Meer inne und man war nicht hinlänglich gewaffnet, um einen Angriff auf sie zu wagen; der Prätendent, von jeder Unterstützung entblößt, ward in Schottland geschlagen und also gezwungen, nach Paris zurück zu kehren, wo er, nach wiederhergestelltem Frieden, zur Schande der Französischen Nation, beym Herausgehen aus der Oper, verhaftet wurde, bloß aus Gefälligkeit gegen die Engländer, die seine Zurücksendung nach Rom verlangten, wo sein Bruder, der Herzog von York, den Cardinalshuth erhalten hatte.

Aber plötzlich ward man wegen einer jungen Prinzessin in Trauer versetzt, die sich nur erst dem Throne genähert hatte. Die Dauphine, die an den Folgen einer unglücklichen Niederkunft dahinstarb, erregte in ganz Frankreich eine fast allgemeine Bestürzung; man erhob ihre guten Eigenschaften, ungeachtet man sie noch nicht genau hatte kennen

nen lernen. Der Prinz, ihr Gemahl, war über ihren Verlust untröstlich, besonders da er nur eine einzige Tochter mit ihr gezeugt hatte. Kaum war aber diese zärtliche Gattin beygesetzt, so wurde auch sogleich der Entschluß gefaßt: ihn durch eine neue Vermählung hinlänglich zu entschädigen.

Man warf die Augen auf eine Sächsische Prinzessin, und zwar auf die Tochter Augusts, Königs von Pohlen. Die Politik hatte das Staatsinteresse geändert, und die Königin sollte eine Schwiegertochter bekommen, deren Vater den ihrigen vom Throne gestossen hatte. Diese unwichtige Betrachtung hatte jedoch auf das Ministerium nicht den geringsten Einfluß, vielmehr beschloß man: durch einen außerordentlichen Abgesandten um diese Prinzessin werben zu lassen.

Es wurde schon oben gesagt, daß Richelieu als Bothschafter nach Spanien bestimmt war, und der König glaubte daher, ihn durch die Sächsische Gesandtschaft vollkommen schadlos zu halten. Der Duc befand sich damahls zu Montpellier; Seine Majestät empfahlen ihm dabey die größte Verschwiegenheit, denn man wollte nicht eher von der Vermählung sprechen, als bis sie völlig zu Stande gekommen wäre. Richelieu übersandte also dem Könige eine Note, worinnen er um Verhaltungsbefehle bath, und wozu der Monarch eigenhändig die Randglossen machte. Dieser Aufsatz war in folgenden Ausdrücken verabfaßt und sah ungefähr so aus:

Dem Herzoge von Richelieu muß schlechterdings die Zeit seiner Abreise bekannt gemacht werden, wenn anders der König nach Wunsch bedient seyn will.	Man kann solches noch nicht wissen, so lange zu Warschau die Sache unbekannt ist.

Unmöglich können die zur Verfertigung der Equipagen nöthigen Handwerksleute ein gänzliches Stillschweigen beobachten und der Ankauf der Kutschen im Geheim geschehen.

Keine Kutschen; dieses würde vielleicht allzuviel Aufsehen verursachen.

Soll der Herzog von Richelieu bey seiner Ankunft in Dreßden in Trauerkleidung erscheinen?

Allerdings, wenigstens bis zum Tage der öffentlichen Audienz; denn Ich weiß nicht, ob er sie anhaben darf, oder ablegen muß.

Da man immer mit baarem Gelde wohlfeiler einkaufen kann und die Handwerksleute, so bald sie klingende Münze sehen, ihre Arbeiten beschleunigen, so bittet der Herzog von Richelieu, dessen Cassenvorrath jetzt ziemlich gering ist, den König, ihm welches auszahlen zu lassen.

Man wird ihm welches unverzüglich auf Abschlag auszahlen lassen.

Inzwischen traf der Herzog zu Paris die zu diesem Geschäfte nöthigen Anstalten, tröstete aber zu gleicher Zeit die Frau de la Popeliniere, welche der Scheidestunde mit der größten Betrübniß entgegen sah. Allein das Vergnügen: ihn wieder in ihre Arme zu schließen, ließ sie alles vergessen, was sie für ihn verlohren hatte, Reichthum und — Ehre; voll Entzücken über das Glück geliebt zu werden, zog sie ihren jetzigen Stand dem Glanze vor, mit dem sie ehemahls umgeben war. Nicht jede Treulosigkeit ihres Liebhabers ward ihr bekannt, und erst einige Zeit nachher glaubte sie sich, wegen seiner Unbeständigkeit, mit einem Abbé, der ein treuerer Gefährte war, trösten und

sogar

sogar rächen zu müssen. Richelieu wußte dieses gar wohl, aber er beobachtete gegen sie eben die Nachsicht, die er für seine Person von Andern zu erhalten wünschte. Ja, er trieb seine Gefälligkeiten gegen sie so weit, daß er ihr sehr pünctlich die für sie ausgesetzte Pension auszahlen ließ und zwar bis zu ihrem Tode, der bald nach diesen Geschichten erfolgte und durch einen Krebs an der Brust war verursacht worden.

Im Monath December 1746 ging der neue Bothschafter nach Dreßden ab. Vermöge seines Hangs zur Pracht nahm er ein ansehnliches Gefolge mit; zwölf Gesellschafts-Cavaliere, worunter sich auch der in der Folge durch das Schwerdt hingerichtete Graf Lally befand, vier und achtzig Edelknaben, zwölf Heyducken, sechs Läufer, funfzig Bediente u. s. w. Zwar hatte er sein ganzes Silbergeräthe von Montpellier kommen lassen, allein der König von Pohlen wollte durchaus ihn bewirthen; überhaupt erschien er in einem glänzenden Aufzuge. Man gab ihm zu Ehren während seines monathlichen Aufenthaltes zu Dreßden die prächtigsten Feste; was ihm aber solche noch angenehmer machte, dieß waren die zärtlichen Empfindungen, die er der Prinzessin Mousinka, Oberhofmeisterin (Dame du palais) der Königin, einzuflößen das Glück hatte. Richelieu konnte auf keine Weise müßig bleiben; er war zwar schon über funfzig Jahre alt, doch die Prinzessin achtete seines Alters nicht, sondern sah nur auf den liebenswürdigen Mann. Die genaue Kenntniß, die sie von seinen Verdiensten hatte, bestätigte sie in ihrer Meinung, und der Franzose verdrängte alle Pohlen bey ihr. Diese Intrike blieb sogar kein Geheimniß; denn Mousinka, die mit jedem Tage bey dem Gedanken an die heranna-hende Trennung von ihrem Geliebten, immer mehr zurückschauderte, entschädigte sich dadurch für ihren künftigen Verlust, daß sie denselben fast keinen einzigen Augenblick verließ.

Bekanntlich suchte der Herzog gerne äußern Schimmer um sich her zu verbreiten, und deßwegen hatte er auch die Erlaubniß ausgewirkt, ein Gastmahl halten zu dürfen, wozu er alle Großen des Hofs einlud und dabey eine außerordentliche Pracht enthüllte. Er hatte die Pohlen schon an Liebe übertroffen, aber auch in Ansehung der Erfindungen des Luxus (la recherche) und der Verschwendung trug er über sie den Sieg davon.

Das Volk, welches hier eben so, wie in allen andern Ländern, von Neugierde beseelt ist, lief jetzt haufenweise herzu, um dieses Festin zu sehen. Ein Theil davon war in den Saal eingedrungen, und hatte sich nach aufgehobener Tafel einiger Zuckerfiguren bemächtiget. Richelieu wurde solches gewahr und erlaubte ihnen alles zu nehmen; sehr viele kostbare Tafelaufsätze (des decorations de dessert) wurden also hinweg geschleppt und unter den Zuschauern befanden sich einige, die sich sogar die silbernen Teller und Gestecke zueigneten. Man benachrichtigte zwar eiligst den Gesandten davon, der aber aus Stolz diesen Theil des Silbergeräthes der Habsucht des Publikums preiß zu geben befahl, und daher wurde alles geraubt. So war Richelieu, wenn er durch äußern Schimmer täuschen wollte, allein dieser so verschwenderische Mann weigerte sich, seinen Kammerdieneru das Galakleid zu bezahlen, welches sie auf seinen Befehl zu diesem Feste hatten machen lassen; ja, er beging sogar die Niederträchtigkeit: ihnen auf ihre wiederhohlten Klagen zu antworten, daß die Auslösungsgelder (les cadeaux), die sie vom Hofe bekämen, sie hinlänglich entschädigen müßten.

Das Geschenk an Porzellan, das er von dem Könige von Pohlen erhielt, der sich der Vermählung seiner Tochter freute, betrug mehr denn 200,000 Livres an Werth.e

Diese

Diese ganze Zeit über hatte der Herzog mit Ludwig XV Briefe gewechselt, bey welcher Gelegenheit der Letztere ihm in Rücksicht seiner Gesandtschaft ein sehr artiges Schreiben übersandte, das man nebst vielen andern am Ende dieses Bandes finden wird.

Bey seiner Wiederankunft in Paris bereitete er sich, ob er gleich von allen Frauenzimmern auf das Beste empfangen ward, auf den künftigen Feldzug vor. Der König, den er schon begleitet hatte, sollte jetzt zum Drittenmahle wieder an der Spitze seiner Truppen erscheinen, und der Herzog von Richelieu hielt es für den größten Ruhm: unter den Augen seines Gebiethers zu dienen. Nicht zufrieden damit, sich bey der Schlacht von Roucoux befunden zu haben, wollte er auch die Freude genießen, Zeuge von neuen Siegen zu seyn.

Fünftes Kapitel.

Richelieu befindet sich bey dem Treffen von Lawfeld. Er wird von den Genuesern verlangt, um die Stelle des Herzogs von Boufflers zu ersetzen. Feldzug von Genua. Liebschaft unsers Helden mit Pelinetta Brignolet, die Schwägerin des Doge.

Der Ruhm des Marschalls von Sachsen, der durch den Gewinn von unterschiedlichen Treffen vermehrt ward, ließ für diesen Feldzug einen neuen glücklichen Erfolg muthmassen. Die Schlacht bey Lawfeld *), zwar weniger blutig und minder streitig gemacht, als diejenigen bey Fontenoi und Roucoux, bahnte den Siegern einen offenen Weg zur Belagerung von Berg = op = Zoom. Auch vernahm der Monarch, daß der Herzog von Boufflers Genua zwar von dem Joche der Oesterreicher befreyt hätte, aber an dem nähmlichen Tage, an welchem die Feinde die Stadt verlassen, an den Kinderblattern gestorben wäre **), und daß die Genueser den Herzog von Richelieu an dessen Stelle verlangten.

Bekanntlich hatten sich im Jahre 1746 die Oesterreicher von Genua Meister gemacht, wo sie die Einwohner als Sclaven behandelten. Allein bald erlangte Genua durch dieses Uebermaß von Ungerechtigkeiten seine Freyheit wieder. Denn als ein Unteroffizier ***) einen Bürger, der an eine Kanone gespannt war, unmenschlich geprügelt hatte, da versammelte sich das aufgebrachte Volk; das Wort Freyheit flog von

*) Sie fiel den 2. Julius 1747 in Gegenwart Ludwigs XV vor.
Anmerk. des Uebersetzers.

**) Sein Tod erfolgte den 27. Junius 1747.
Anmerk. des Uebers.

***) Nach Voltaire's Siecle de Louis XV. S. 301. der Dreßdner Ausgabe, ein Hauptmann. Anmerk. des Uebers.

von Mund zu Munde und erhitzte die Gemüther: man bewaffnete sich und zerbrach die drückenden Fesseln, die man noch einige Tage zuvor nicht einmahl anzurühren wagte. Die Republik, die sich noch kaum erhohlt hatte, und die Feinde schon wieder in Bereitschaft sah, in ihren Mauern einzuziehen, rief jetzt Frankreich um Hülfe an. Bis dahin hatte der Herzog von Boufflers den Teutschen viele Hindernisse in den Weg gestellt, in den Ländern der Republik neue Fortschritte zu machen.

Kaum war der König von dem Tode des Letztern benachrichtigt, so verkündete er seinem Günstlinge, daß seine Wahl mit der Bitte der Genueser zusammen treffe und daß man sogleich ihren dringenden Wünschen nachgeben müsse.

Der Herzog ging daher auf der Stelle, in Begleitung der Herren von Agenois, Crussol und Chauvélin nach Nizza, wo sich der Infant, Don Philipp, an der Spitze der Spanier und der Marschall Belle-Isle als Oberbefehlshaber der Franzosen befand. Er schiffte sich zu Monaco mit einigen Officieren, einem Kammerdiener und zweyen von seinen Leuten ein und drang ohne seine Equipage zu erwarten, zu einer sehr gefährlichen Zeit mitten durch die Englische Flotte. Zwar empfing er einige starke Salven aus den Kanonen der feindlichen Schiffe; aber er trotzte jeder Gefahr und kam glücklich in Genua an *). Man hatte ihn nicht so bald erwartet; doch erkannte man das Fahrzeug und bald war das Gerücht allgemein, daß der Herzog von Richelieu ankäme. Jetzt war alles bemüht, ihm Ehre zu erweisen; der Senat sandte sogleich einen Deputirten, von Galdo mit Nahmen, ab, um ihn zu bewillkommen und in den Pallast Doria zu führen, den man zu seiner künftigen Wohnung bestimmt hatte. Ja, die Genueser errichteten sogar einige Compagnien von Edelleuten und Cadeten, welche wechselsweise die Ehrenwache bey dem Französischen Feldherrn bezogen.

Er

*) Den 27. Sept. 1747. Anmerk. des Uebers.

Er hielt hierauf die Musterung über die Truppen, die sich zu Santo Pietro d'Arena *) befanden und das größte Verlangen bezeigten, unter seinen Befehlen zu dienen. Endlich begab er sich in die Versammlung des Senats der ihm zum Empfange entgegen kam, und hielt bey dieser Gelegenheit folgende Anrede:

„Die größten Vortheile, Durchlauchtigster Fürst und Erlauchte Herren! und die erhabensten Bande vereinigen den König meinen Gebiether, mit Ihnen. Wäre Er nicht schon Ihr Bundsgenosse gewesen, so würde Ihr Unglück, und noch mehr Ihr Heldenmuth, Ihn zu diesem Schritte bewogen haben."

„Sicher wird Derselbe nie aufhören, Sie zu unterstützen und vor den Augen Europens zu zeigen, daß Ihre Streitsache auch die Seinige ist. Deßwegen sendet Er mich hieher, um Ihnen wiederhohlte Versicherung von Seiner aufrichtigen Freundschaft zu geben, und mit Ihnen jene Freyheit zu behaupten, die bisher von Ihnen so herrlich vertheidiget wurde."

„Nie war ein Befehl meines Monarchen mir so theuer, als derjenige, der mich zu Ihrem Mitbürger macht, und mich an Ihren Gefahren und Ihrem Ruhme Theil nehmen läßt. Ich darf zur Entfernung Ihrer Feinde nur den Weg einschlagen, den Sie mir vorgezeichnet haben; Ihre Vertheidiger dürfen nur Ihrem Beyspiele folgen."

„Ihre Rathschläge sollen meine Führer werden; der Wunsch meines Herzens: Ihnen zu gefallen und die Größe Ihres Muthes nachzuahmen, soll, wenn es anders möglich ist, die von Ihnen verlangte Wahl des Königs meines Herrns, rechtfertigen, und diese für mich so ehrenvolle und schmeichelhafte Meinung muß Ihnen auch eine Zuneigung verbürgen, die meinen Eifer auflammen und mich bewegen wird,

*) Eine Vorstadt in Genua, wo besonders schöne Gartenpaläste sind. Anmerk. des Uebers.

wird, jede Gelegenheit aufzusuchen, um Sie von dem ganzen Umfange meiner Erkenntlichkeit zu überzeugen."

„Gramvoll verließ mein Vorgänger dieß Leben, noch ehe er die Früchte seiner Tapferkeit einerndten und Zeuge Ihrer Befreyung werden konnte. Auch ich will nach dem Ruhme streben, im Kampfe für Ihre Freyheit an den Gränzen Ihres Gebiethes zu sinken, und mit meinem Loose zufrieden seyn, wenn mir nur auf einen einzigen Augenblick die Freude zu Theil wird, Sie als Sieger und von Ihren Unterdrückern befreyt zu sehen."

Der neue Feldherr gab in baldem Beweise seiner Thätigkeit; täglich stieg er zu Pferde, um die Feinde zu beobachten, und vertheilte seine Truppen so trefflich, daß die Oesterreicher nicht den geringsten Einfall in die Länder der Republik zu machen vermochten, ungeachtet sie aus allen Kräften einzudringen bemüht waren. Täglich fielen neue Angriffe und Scharmützel vor; Richelieu war überall zugegen und schien sich gleichsam zu verdoppeln. Auf die Nachricht: daß die Feinde sich eines Fleckens, Nahmens Campofredo, bemächtiget hätten, flog er eiligst dahin, besonders da dieser Posten sehr vortheilhaft war. Zwar thaten die Oesterreicher einen langen Widerstand, aber endlich mußten sie doch dem anhaltenden Feuer der Franzosen weichen; der Flecken wurde geräumt, und eine starke Besatzung sicherte die Ruhe desselben für immer.

Die beständigen Streifereyen des Herzogs verhinderten ihn jedoch keineswegs, auch an seine Vergnügungen zu denken. Seine ganze Equipage war auf verschiedenen Feluken *) zu

*) Eine Art schmahler und leichter Barken, oder ein leichtes Schiff ohne Verdeck, das mit Rudern und Segeln fährt, vorn und hinten gleiche Stewen (d. h. starke, dicke aufrecht stehende Hölzer, welche an die Enden des Kiels befestiget werden) hat, daher man das Steuer an beyden Enden einhängen kann, und sehr geschwinde fort kömmt. Die Feluke führt ohngefähr zehn bis zwölf Personen

zu Genua angelangt, und zufolge seiner Gewohnheit und seines Hangs glaubte er, daselbst in dem glänzendsten Aufzuge erscheinen zu müssen. Er gab, den ganzen Winter hindurch, die prächtigsten Bälle und Feste. Bekanntlich haben in Italien die Frauenzimmer die Gewohnheit, sich eines Cicisbeo's, das heißt, eines Mannes zu bedienen, der ihnen den Arm reicht, sie auf den Ball und in die Kirche begleitet und öfters sogar ihr Liebhaber wird. Richelieu erhielt dieses Amt bey Pelinetta Brignolet, der Schwägerin des Doge. Sie war eine große, wohlgewachsene und artige Brünette; immer mit Frohsinn erfüllt, liebte sie das Vergnügen und noch nie schien dem Herzog eine Eroberung leichter zu seyn, aber er betrog sich in seinen Rechnungen. Doch ihre andere Schwester, Nahmens Annetta Brignolet, war nicht so grausam, als sie nach Paris kam, wie wir in der Folge erzählen werden. Die Brignolets waren drey Brüder, von denen der Eine Doge, der Andere Senator und Gemahl der Pelinetta, und der Dritte Marquis und mit der gedachten Annetta vermählt war.

Der Herzog, der sich durch die Gesellschaft des schönsten Weibes in Genua geehrt fand, glaubte diese Ehre wieder vergelten zu müssen und bemühte sich daher, einen Platz in dem Herzen seiner Begleiterin zu erhalten. Alle gewöhnlichen Galanterien wurden angewendet, täglich brachte ein Kammerdiener der reitzenden Pelinetta einen prächtigen Blumenstraus, Modebänder u. s. w. Richelieu ging nie aus, ohne vorher ihre Befehle abzuhohlen. Wenn ihm seine kriegerischen Geschäfte bey ihr zu bleiben erlaubten, so führte er sie überall hin; ja, er wohnte sogar, besonders da sie andächtig zu seyn schien, mit ihr einer Menge von Religionsübun-

und ist besonders auf dem mittelländischen Meere gebräuchlich, entfernt sich aber nicht weit vom Ufer.

Anmerk. des Uebers.

übungen bey, welches ihn natürlicher Weise an seine Wiener Gesandtschaft erinnern mußte.

Einige Monathe vergingen, ohne daß Pelinetta auf seine zärtlichen Reden zu merken schien, aber endlich machte sie der beständige Umgang mit dem Herzog vertrauter. Er glaubte also die Annäherung seines Glückes zu sehen und ging jeden Tag mit der Hoffnung hinweg, das nächstemahl glücklicher zu seyn. Ihre freye und heitere Miene schien ihn mit Muthe zu beseelen; er glaubte immer das Ziel seiner Wünsche zu erblicken, und doch entfernte sich solches immer von ihm, so daß er, wider seine Gewohnheit, beständig ein Schattenbild an der Stelle der Wirklichkeit umarmte. Zuletzt ward er eifersüchtig, — denn er konnte sich nicht vorstellen, daß ein solcher Widerstand nur durch Selbstwahl verursacht würde — und hielt also dem Marquis von Monti, Obersten des Regiments Royal Italien, für seinen begünstigten Nebenbuhler. Denn er hatte bemerkt, daß dieser Officier mit Pelinetten in gutem Vernehmen stünde, und gab also Befehl: das Betragen desselben zu beobachten.

Sogleich wurden seine Kundschafter in Bewegung gesetzt; alle Abende statteten ihm diese von den Handlungen seiner Italienerin des Tags über den umständlichsten Bericht ab, und er fand darinn keinen einzigen Beweis von einer Vertraulichkeit gegen den Obristen Monti. Aber nach einem Monathe, in welchem er die genauesten Beobachtungen anstellte, ward endlich unser Held von Pelinettens Rechtschaffenheit überzeugt. Er sah wohl ein, daß wenn sie gegen ihn auf der Huth wäre, sie es auch gegen einen andern seyn müßte, und dieses tröstete ihn wenigstens einigermassen. Nach weitern Ueberlegen der Sache aber machte er sich selbsten Vorwürfe darüber, daß er zu viele Zudringlichkeit und besonders den Zweck seiner Bemühungen für sie hätte blicken lassen. Und wirklich hatte er immer mit dem leichtsinnigsten Scherze von den Pflichten einer Gattin gegen ihren Mann gesprochen, allein er fühlte, daß er das Andenken an selbi-

ge, auch ohne davon zu reden, aus ihrer Seele hätte verbannen können; die Lenksamkeit, die er bey Pelinetten anzutreffen glaubte, war die Quelle seines Mißgeschicks gewesen, er hatte zu sehr auf den Sieg gehofft, und ihn deßwegen — verfehlt. Ueberzeugt endlich, daß er das Herz dieses Frauenzimmers hätte angreifen sollen, statt ihr anfangs das Bild der Wollust zu schildern, ein Bild, das sie in Rücksicht der Folgen von einer Verbindung zurückschreckte, die sie für sträflich hielt, legte Richelieu seinen Irrthum ab und entschloß sich sogleich die Art des Angriffs zu verändern.

Um inzwischen doch den günstigen Augenblick erwarten zu können, wo er noch immer bey der reitzenden Pelinetta das Glück des Lebens zu genießen hoffte, nahm er seine Zuflucht zu einer artigen Opertänzerin, die ihn von Zeit zu Zeit über die unerbittliche Strenge seiner Schönen tröstete, welches ihn um so mehr wurmen mußte, da seine Freunde weit glücklicher waren. Besonders hatte sein Anverwandter, der Herzog von Agenois, Oberster des Regiments Brie, bey der Frau Spinola, die sich im nahmenlosen Zuge zu ihn hingerissen fühlte, keine vergebliche Mühe angewandt, und auch der Marquis von Chauvelin, wurde von Madame Doria mit der innigsten Zärtlichkeit geliebt. Diese Damen waren Pelinettens Freundinnen, und Richelieu sah also mit Unwillen, daß er der Einzige wäre, der sich über die Gefühllosigkeit einer Grausamen zu beklagen hätte; denn dieses war für ihn etwas Ungewöhnliches, besonders da er überall gesiegt hatte. Er änderte also wirklich den Plan seines Angriffs, und statt glänzend und leichtsinnig zu scheinen und die weibliche Tugend herunter zu setzen, suchte er die edelsten Empfindungen auszukramen und öfters die Bemerkung zu wiederhohlen, daß durch die Hochachtung, die ein Frauenzimmer erweckte, nicht nur die Liebe zu ihr vermehrt würde, sondern daß auch eine leichte Eroberung in den Augen eines denkenden Mannes nicht den mindesten Werth

hätte, weil nur allein der Kampf einer gefühlvollen Seele den Reitz einer wirklichen Liebe ausmachte. Je öfter dieses leichtsinnige Betragen den Franzosen vorgeworfen wird, desto zuversichtlicher können sie Sieger zu werden hoffen. Mit einem Worte: in wenigen Tagen war unser Held nicht mehr der nähmliche Mann. Pelinetta unternahm eine neuntägige Andachtsübung, deren Beweggründe sie jedoch nicht entdecken wollte, und auch Richelieu bewieß seiner Seits so viele Frömmigkeit, daß er sogar immer in der Kirche zu sehen war. Die Genueserin hatte ihm beständig Vorwürfe gemacht, daß er selbst die äußern Religionshandlungen verschmähte; jetzt aber sank er von Liebe bezwungen, zu den Füssen eines Beichtvaters hin und bald trieb er — wenn seine Geliebte zugegen war — seine anscheinende Gottesfurcht bis zu dem höchsten Grade.

Seine Freunde konnten sich von dieser wunderbaren Veränderung fast gar keine Vorstellung machen; sie lachten darüber, aber der Herzog setzte sich über ihren Spott hinweg. Denn er glühte für Begierde: seinen Zweck zu erreichen und so schien ihm jedes Mittel dazu vortrefflich zu seyn. Auch hatte er bald Ursache, sich seines geänderten Betragens zu freuen, denn Pelinetta hörte ihn jetzt günstiger an. Er sah sie öfters allein; sie begann ernstlicher auf seine Klagen zu merken, und einige Seufzer verkündeten ihm, daß ihr Herz gefühlvoll würde, so daß er sich endlich überredete: ihre Zurückhaltung würde nur durch die Besorgniß verursacht, nicht immer die Lieblingin seiner Seele zu bleiben.

Auf einmahl erhielt er ein Billet, wodurch ihm auf den Abend eine heimliche Zusammenkunft in einem, unfern dem Pallast der Doria gelegenem Hause bestimmt ward. Er sollte an einer kleinen Pforte verweilen und dann von einem Weibe eingeführt werden; kurz, dieses Rendezvous war denjenigen ganz ähnlich, die man so häufig in Romanen antrifft.

Der Herzog begab sich daher, als ein ausgelernter Liebesritter, um die bestimmte Stunde zu dem angezeigten Orte. Nach einer Unterredung mit Pelinetten konnte er keinen Augenblick mehr zweifeln, daß sie die Unbekannte wäre, und seine Einbildungskraft schilderte ihm schon zum Voraus ein Glück, das er durch so viele Aufopferungen erkauft zu haben wähnte.

Man hatte in dem gedachten Billete gesagt, daß er nicht erstaunen sollte, wenn man ihm nicht das Geringste auf seine Reden erwiederte, denn man hätte sich Stillschweigen und Dunkelheit zum unverbrüchlichsten Gesetze gemacht. Dieses Geheimniß bestätigte ihn noch mehr in der Meinung: daß es seine liebe Italienerin wäre, welche nur die Schaamhaftigkeit hinderte, sich ihrer ganzen Zärtlichkeit zu überlassen.

Eben so pünctlich, wie er, war auch die Unbekannte erschienen. Eine Art von Duegna *) bath ihn zu folgen und nachdem sie zwey unbeleuchtete Zimmer durchwandert hatten, sich im Dunkeln auf ein Kanapee zu setzen, wo er erwartet würde. Nach Erfüllung dieser Bitte ward er durch eine Bewegung gewahr, daß er nicht allein sey; er streckte die Arme aus und fand ein Frauenzimmer, sein Herz pochte und ließ ihm Pelinettens Gegenwart ahnden. Leicht war bey dieser Gelegenheit der Widerstand der Unbekannten, die nicht lange sein Glück verzögerte, das noch durch die Täuschungen der Einbildungskraft vergrößert wurde. Kurz, es blieb den beyden Liebenden nichts mehr zu wünschen übrig, und der wankelmüthige Richelieu freute sich jetzt selbst über die Hindernisse und den ewigen Aufschub, womit man ihn bisher geneckt hatte; überzeugt aber, daß hier das Incognito nicht mehr nöthig sey, bath er inständig diese unsichtbare Schönheit, sich vor seinen Augen zu enthüllen. Ein hart-

näcki-

*) Betagte Weibspersonen, welche die Aufsicht über ein junges Frauenzimmer haben. Anmerk. des Uebers.

näckiges Stillschweigen war zwar die Antwort hierauf, allein man suchte ihn dafür durch neue Liebkosungen zu entschädigen, bis endlich das nähmliche Weib, das ihn hieher gebracht hatte, sich hören ließ und die unangenehme Nachricht ertheilte, daß jetzt die Zeit zum Aufbruch herankäme. Mit Mühe entriß sich der Herzog so vielen Entzückungen; man mußte ihm noch eine Zusammenkunft versprechen und die Vertraute bestimmte den dritten Tag dazu. Nach dieser Versicherung führte ihn die Letztere auf eben die Art wieder hinaus, die man bey seinem Ankommen beobachtet hatte.

Nach seiner Zuhausekunft konnte sich Richelieu nicht enthalten, über dieses sonderbare Abenteuer zu lachen. Er bewunderte den Eigensinn derjenigen Frauenzimmer, deren höchstes Gut der Genuß der sinnlichen Liebe ist, die sich aber einen Anstrich von Tugend zu geben glauben, wenn sie die Art ihrer Niederlage verändern. Zu gleicher Zeit gestand er sich selbsten, daß der geheimnißvolle Ton bey diesem Rendezvous den Reitz desselben vermehrt hätte und war endlich der Meinung: seiner schönen Genueserin die süsse Freude zu gönnen, ihre Netze im Dunkeln auszuspannen, weil dieses nach ihrem Geschmacke wäre.

Des andern Tags begab er sich zu Pelinetten, wo er auf das beste empfangen ward und in ihren Blicken wahre Zufriedenheit über den vorigen Abend zu lesen glaubte. Zwar hatte sie viele Gesellschaft bey sich, er fand aber dennoch ein Mittel, ihre Hand zu ergreifen, die sie mit unnachahmlicher Grazie ihm zu küssen erlaubte. Er erkannte diesen herrlichen Körperbau, den er in der Nacht bewundert hatte, und alles versicherte ihm, daß seine Unbekannte niemand anders, als Pelinetta seyn könnte. Sie ließ sich im Gespräche verlauten, daß sie für den andern Tag eine reitzende Unterhaltung haben sollte, und der Herzog wandte diese wenigen Worte auf sein Rendezvous an. Er antwortete ihr ganz leise, daß er mit Zuversicht hoffe: sie nicht allein glücklich zu finden, und einige hingeworfene Ausdrücke, die von Peli-

netten erwiedert wurden, überzeugten unsern Helden, daß man ihn hinlänglich verstanden hätte.

Als endlich der bestimmte Augenblick herannahte, und sich die Auftritte des ersten Tags wieder erneuerten, da überließ sich der Herzog mit seiner Unsichtbaren dem nähmlichen Entzücken. Aber einige Worte, welche die Unbekannte wider ihren Willen aussprach, scheuchten einen Theil der Täuschung hinweg; eine heissere und rauhe Stimme wurde gehört, welcher Abstand daher gegen Pelinettens sanfte und harmonienreiche Sprache! Unser Held ward natürlicher Weise dadurch aufmerksamer; das Anfühlen vertratt jetzt die Stelle der Augen und schon hatte die Furcht: betrogen zu werden, der Unsichtbaren die Hälfte ihrer Reitze geraubt. Er fand nicht mehr die nähmlichen Vollkommenheiten; die Augenbinde der Liebe wurde zerrissen und selbst im Dunkeln erlaubte dieses Zerreissen unzählige Fehler zu sehen. Doch ließ sich der Herzog nichts merken, vielmehr schienen seine Liebkosungen immer glühender zu werden; allein er harrte des Augenblicks, wo er seinen Zweifel lösen könnte, und der Zufall begünstigte ihn. Denn er ward durch die Oeffnung einer Thür ein Licht gewahr, und schnell wie der Blitz entwischte er in das andere Zimmer und kam mit einer Fackel in der Hand wieder zurück.

Aber was sah er? Ein Weib, das auf einem Kanapee hingestreckt da lag und nichts von jugendlichen Reitzen blicken ließ. Zwar suchte sie mit ihren Händen das Gesicht zu bedecken; er erkannte aber nichts destoweniger die Gattin eines Nobili, die er oftmahls bey Madame Doria gesehen hatte, und die sich Frau von Valgo nannte. Das ganze Verdienst dieser Dame bestand darinnen, daß sie seit langer Zeit sehr wohl bey Leibe war; denn ihre Schönheit schien ungefehr vor funfzig Jahren gäng und gäbe gewesen zu seyn und ihr rothes und pfinniges Gesicht verkündete das Feuer ihres Bluts. Kaum hatte sie den Französischen Feldherrn gesehen, als sie sogleich gegen ihn entbrannt ward, und zur Vermeidung jeder

der Formalität von Liebeserklärungen bediente sie sich des Hauses einer ihrer Freundinnen, die so eben abwesend war, um den Herzog von Richelieu ungestört daselbst zu empfangen. Vermöge des öffentlichen Rufes, worinnen er stand, konnte sie leichtlich vorausehen, daß das von ihr erwählte Geheimniß kein sonderliches Verlangen zur Bestehung dieses Abenteuers ihm einzuflößen vermöchte, und daß, wenn sie auf diese Weise verführe, sie keine abschlägliche Antwort zu besorgen hätte, welcher Fall von Zeit zu Zeit sich auch wirklich ereignete.

Der Irrthum des Herzogs, der seine theure Pelinetta zu besitzen wähnte, schien der Frau von Valgo, statt sie mißmuthig zu machen, um so glücklicher zu seyn, daß sie sogar ihre zudringlichen Liebkosungen verdoppelte. Es galt ihr gleich viel, ob eine andere der Gegenstand der Verehrung wäre, wenn nur sie die Opfer empfinge.

Richelieu's Erstaunen bey dieser Gelegenheit schildert keine Feder. Denn noch nie hatte ein solches Weib an seinen Huldigungen Theil genommen und er konnte sich nicht an das Uebermaß seiner an sie verschwendeten Zärtlichkeit erinnern, ohne über diesen Irrthum zu zürnen. Vergebens entschuldigte sich die Frau von Valgo mit der Liebe, die er ihr eingeflößt hätte; vergebens betheuerte sie, daß ihre Leidenschaft noch nie so heftig gewesen wäre; vergebens stellte sie ihm die Leiden vor, die sie bey der Nachricht hätte empfinden müssen, daß ihr Herz von ihm verschmäht würde: Richelieu blieb unerschütterlich und entfernte sich von dem verhaßten Kanapee, auf welchem man ihn so grausam betrogen hatte. Er sagte also zur Frau von Valgo, daß weil sie um sein Geheimniß und seine Liebe wüßte, sie folglich einzusehen vermöchte, wie unmöglich es sey, über ein Herz zu schalten, welches Pelinetta allein besäße, mit einem Worte: daß es ihm schmerzlich fiele, ihre Gefälligkeiten, die sie in so reichem Maße an ihm verschwendete, auf keine Weise erwiedern zu können. Als daher diese edle Matrone, die jetzt

die Rolle der Unsichtbarkeit sehnlichst zurück wünschte, nicht das Geringste zu erhalten im Stande war, so schloß sie zuletzt mit der Bitte um Verschwiegenheit, die auch der Herzog, aber mehr um seinet- als ihretwillen, zu beobachten versprach.

Von seinem Irrthume geheilt, der ihn in einem eingebildeten Glücke gewiegt hatte, verdoppelte also Richelieu seine Thätigkeit, um ein wirkliches zu erlangen; allein das Schicksal beschloß die Vereitelung seiner Bemühungen, und der Ueberwinder von so vielen Schönen sollte zu Genua seine Myrrthen verwelken sehen. Denn Pelinetta, die ihre Weiblichkeit eine Minute lang gezeigt hatte, die er aber nicht zu benutzen verstand, entfernte jetzt alle Gelegenheiten, mit ihm allein zu seyn. Sie überhäufte ihn mit Freundschaftsbezeugungen, wenn ihr die Umstände erlaubten, ihn ohne Gefahr zu sehen; allein, fest in ihren Entschlüssen, wollte sie auf keinerley Weise es wagen, die Früchte derselben auf das Spiel zu setzen. Auch der Herzog, außer sich, seine Hoffnungen mit jedem Tage verschwinden zu sehen, bereitete sich vor, diese unerbittliche Schöne auf einige Zeit zu fliehen und sich noch mehr seinen kriegerischen Geschäften zu widmen.

Seine klugen Anordnungen verhinderten die Oesterreicher an jeder wichtigen Unternehmung. Die engen Pässe in den Gebürgen, wo sie hindurch mußten, waren mit Mannschaft und Artillerie besetzt; jeder Posten konnte den andern wechselseitig unterstützen und so lange sich halten, bis eine ansehnliche Verstärkung zur Vertreibung der Feinde heran kam; kurz: die Genueser schmeckten schon die Süßigkeiten des Friedens, ohne jedoch von der Geisel des Kriegs gänzlich befreyt zu seyn.

Während dieser Art von Ruhe wünschte Richelieu durch eine glänzende That seinen Ruhm zu vermehren und wollte daher die Stadt Savonna überrumpeln, die dem Könige von Sardinien gehörte, welcher mit den Feinden der Republik im Bündnisse stand. Er hatte bemerkt, daß auf der Landseite der Angriff sehr schwer wäre; und weil er sich nur selbsten die Ehre der Eroberung vorbehalten hatte, bestieg er eine Fe-

luke

luke und wurde mit der innigsten Freude gewahr, daß ihm die Meerseite einen gewissern Erfolg versprach. Er entwarf also sogleich den Plan, in der Nacht eine Landung daselbst zu unternehmen, indeß ein Theil seiner Truppen den Platz zu Lande angreifen sollte.

Weil nun dazu die Dunkelheit nöthig war, so wartete man so lange, bis der Mond den Feinden die Schiffe nicht mehr entdecken konnte, die zum Aussetzen der Truppen bestimmt waren. In der Nacht begab sich daher unser Richelieu mit den zu dieser Expedition ausgesuchten Regimentern an Bord und segelte gegen die Stadt hin.

Die Herren von Agenois, Crussol und Cheauvelin hatten Befehl: nicht nur in aller Stille über die Gebürge zu marschiren, sondern auch sorgfältigst ihren Weg zu verbergen und Savonna um eine angezeigte Stunde zu Lande anzugreifen. Dieser nichtige Angriff sollte die Feinde verwirren und sie nöthigen, ihre Posten von der Meerseite wegzuziehen, um sie dahin zu stellen, wo die augenscheinlichste Gefahr vorhanden wäre, indeß Richelieu diesen Irrthum benutzen und Sturm laufen wollte, ohne großen Widerstand zu finden.

Dieser Plan wäre sicher geglückt, und ohne widrige Winde Savonna eingenommen worden. Aber kaum hatte der Herzog sich eingeschifft, als auch sogleich das Meer zu wüthen und seine kleine Flotte zu zerstreuen begann, so daß er sie mit unglaublicher Mühe wieder zusammen bringen mußte. Zudem entdeckte der anbrechende Tag seine Entwürfe; die Schildwache, die feindliche Segel gewahr ward, verbreitete plötzlichen Lärm und die Besatzung versammelte sich also auf den Wällen.

Zur bestimmten Stunde unternahmen die Herren von Agenois und Crussol den ihnen aufgetragenen Angriff, welcher auch anfangs, trotz des tapfern Widerstandes, glücklich von statten ging. Aber Richelieu's Vorhersehung traf ein; man hatte die meiste Mannschaft auf diese Seite postirt, so daß die Franzosen, ohne durch einen andern Angriff unterstützt, keine großen Fortschritte machen konnten. Ihr Befehlsha-

ber,

ber, deſſen kleine Flotte das ganze feindliche Feuer aushalten mußte, ſah jetzt wohl ein, daß die Operation fehlgeſchlagen wäre; er zog ſich alſo zurück, und landete in der Entfernung eines Kanonenſchuſſes. Sogleich ließ er durch einen Adjutanten dem Herzoge von Agenois den Befehl zum Rückzuge überbringen, welches ohne Verluſt geſchah. Als man ſich endlich aller feindlichen Vorpoſten bemächtigt hatte, kehrte er nicht nur mit Kriegsgefangenen, ſondern auch mit erbeuteter Munition und Artillerie nach Genua wieder zurück.

Die ganze Stadt ſchien ihm für dieſes Unternehmen zu danken, das einzig und allein durch die ſtürmiſchen Elemente mißgeglückt war, aber doch von der Thätigkeit und den Talenten des Feldherrn zeugte. Seine Zurückkunft war alſo nichtsdeſtoweniger ein wahrer Triumph, und dieſes um ſo mehr, da ein öſterreichiſches Corps von dem Herrn von Monti war geſchlagen worden.

Polinetta vergrößerte noch die Lobeserhebungen, die ſo übermäßig von den Genueſern an ihn verſchwendet wurden, und wirklich ſchien nie eine Geliebte zärtlicher zu ſeyn. An Richelieu's Seite war von dem feindlichen Geſchütze ein Mann getödtet worden, und die ängſtliche Beſorgniß der Italienerin hatte bey dieſer Gelegenheit den Antheil bewieſen, den ſie an ſeiner Perſon nahm; mit einem Worte: das Leben eines Bruders hätte ihr nicht ſchätzbarer ſeyn können. Dieſes war freylich für die Freundſchaft genug, aber nicht hinlänglich für die Liebe.

Sechstes Kapitel.

Richelieu wird zum Marschall von Frankreich ernannt. Seine Rückkehr nach Paris. Er empfängt den König und die Frau von Pompadour zu Gennevillers. Tod der Frau de la Popeliniere.

Der immer glühender werdende Herzog verzweifelte endlich an dem glücklichen Erfolg seiner Liebe, aber dennoch wollte er einen letzten Versuch bey seiner lieben Italienerin wagen, und deswegen gab er ihr auch zu Ehren ein ländliches, aber äußerst prächtiges, Freudenfest. Er hatte eine Grotte bereiten lassen, worinnen natürliche Kaskaden die angenehmste Kühlung verbreiteten und ein sanftes entzückendes Gemurmel hervorbrachten. Alles war einem bezaubernden Palaste ähnlich; die trefflichsten Weine wurden verschwendet und er kam mit den andern Damen überein, alles aufzusuchen um Pelinetten anzufeuern, mehr als gewöhnlich zu trinken. Er hoffte sie nähmlich dadurch zärtlicher zu machen; allein sein Entwurf mißlang, denn als er Andere zum Trinken aufforderte, trank er selbsten zu viel und ward also zuerst berauscht.

Ein Ball folgte diesem glänzenden Feste; und wiewohl der Herzog schon zu taumeln anfing, so tanzte er doch unaufhörlich mit seiner lieben Genueserin, die sich außerordentlich über diesen Zustand ihres Anbethers amüsirte. Ein gewisses Bedürfniß nöthigte sie in ein besonderes Kabinet zu gehen, und Richelieu eben so vom Tanze, wie vom Wein erhitzt, war doch noch stark genug, um ihr zu folgen. Erschrocken über diese Ueberraschung beschwur sie den Herzog, sich hinweg zu begeben; aber dieser hörte jezt nur auf die Stimme seiner Leidenschaft, und zog Pelinetten mit sich auf sein Kanapée (bergère), wo er, trotz ihres Widerstandes, für seine bisherigen Bemühungen sich hinlänglich entschädigen wollte. Doch die Italienerin verdoppelte jezt ihren Muth, und wirklich gelang

lang es ihr, den Herzog von sich entfernt zu halten, dessen Kräfte sich zusehends verminderten. Sie entriß sich dem Kanapee und ließ den Verwegenen allein, der, von Anstrengung und von Wein ermüdet, bald darauf einschlief. Dieser Auftritt, bey welchen die Absichten unsers Helden ganz offen da lagen, war sicher einer von denjenigen, wo Pelinetta am wenigsten ihrer Tugend bedurfte.

Richelieu's Leute, unruhig darüber, ihn so lange abwesend zu sehen, suchten ihn daher überall; endlich fand ihn ein Kammerdiener in dem Zustande, wo sich der Schlaf seiner bemächtigt hatte. Er erschien bald wieder in der Gesellschaft, und Pelinetta war großmüthig genug, um ihn zu verzeihen und das Vorgefallene zu vergessen.

Als der Herzog des andern Tags seinem vertrautesten Kammerdiener dieses Abenteuer erzählte, da war er mehr unwillig darüber, eingeschlafen zu seyn, als seine Absicht verfehlt zu haben; er konnte sich im geringsten seinen Rausch nicht verzeihen, und dieses um so vielmehr, da er diesem Zufalle sein weniges Glück beymaß.

Einige Tage nach diesem Feste machten die Oesterreicher verschiedene Bewegungen, welche den französischen Feldherrn nöthigten, unaufhörlich zu Pferde zu seyn. Es fiel ein heftiger Scharmützel vor, in welchem er Beweis von Muth und Tapferkeit gab; die Feinde wurden zurückgetrieben und sahen also wohl ein, daß ihre fernern Bemühungen umsonst wären. Richelieu hatte sich auf einen Defensivkrieg eingeschränkt, wobey er eben so viele Klugheit als Thätigkeit bewies. Endlich vernahm er, nach einem sechzehen Monath langen Aufenthalte zu Genua, daß der Friede geschlossen und er zum Marschall von Frankreich (1748) wäre ernannt worden. Auch die Republik, die er bisher so trefflich vertheidigte, glaubte ihm die ausgezeichnetesten Beweise von ihrer Dankbarkeit geben zu müssen und wollte, da sie ihr voriges Glück und ihre Freyheit wieder erlangt hatte, durch ein Denkmahl der Nachwelt es kund thun, daß sie dieß alles unserm Hel-

den

den verdankte. Der Senat befahl, ihm eine Statue zu errichten, die im großen Saale des Pallastes aufgestellt werden sollte, und durch das nähmliche Decret ward er und seine Nachkommen zum Nobili von Genua erklärt, mit der Erlaubniß: sich in das sogenannte goldene Buch einzuschreiben, und das Wappen der Republik zu führen.

Mit Ruhm bedeckt, gab er hierauf der Französischen Armee Befehl zum Rückzuge, und traf auch seiner Seits Anstalten Genua zu verlassen; allein er wollte nicht von da abgehen, ohne Pelinetten unter vier Augen zu sprechen. Diese reitzende Dame glaubte diese Bitte einem Manne nicht verweigern zu dürfen, dem ihr Vaterland so viele Merkmahle von Achtung gegeben hatte, und er wurde daher mit zuvorkommender Freundschaft empfangen. Der Herzog bezeigte ihr seinen Kummer darüber, daß ihm das Glück: ihr gefällig zu werden, wäre versagt worden; er versicherte sie, daß ihm zeitlebens ihr Andenken heilig seyn und die ehrfurchtsvolle Liebe für sie nur mit seinem Leben endigen würde, ja, daß er sogar bey seinem Weggehen nichts weiter von ihr verlangte, als die Gefälligkeit: ihr bisweilen schreiben zu dürfen.

Er erhielt diese Erlaubniß, und Pelinetta, die jezt einen Mann, der sie auf immer verließ, minder fürchten zu dürfen glaubte, erröthete nicht mehr, ihr ganzes Herz vor ihm aufzudecken; sie gestand, daß es gefühlvoll wäre und deswegen hätte sie auch ihres ganzen Muthes bedurft, der Neigung gegen ihn zu widerstehen. Sie schilderte ihm den bisherigen Kampf ihrer Seele, und sagte frey heraus, daß nur die Furcht, ihn nach seiner Expedition zu verliehren, eine der vorzüglichsten Beweggründe gewesen wäre.

Richelieu, der nie galant zu seyn aufhörte, warf sich hier zu ihren Füßen und beweinte nicht nur sein Mißgeschick, wodurch er genöthigt wäre, in sein Vaterland zurückzukehren, sondern er beschwur auch seine zärtliche Freundin, nie diese guten Gesinnungen gegen ihn zu ändern. Pelinetta wurde bey dieser Rede bewegt, und ihre Thränen bezeugten die Empfind-

pfindsamkeit ihres Herzens; sie war an die zärtliche Sorgfalt ihres liebenswürdigen Cicisbeo gewohnt und mußte daher über die bevorstehende Trennung von ihm äußerst bekümmert seyn. Auch ihre Schwester Annetta nahm an diesem zärtlichen Grame den wärmsten Antheil. Diese hatte schon längst Geschmack an unsern Helden gefunden und war in der Folge während ihres Aufenthaltes zu Paris nicht so klug, als es Pelinetta gewesen war.

Die Republik hatte drey Galeeren ausrüsten lassen, um den Herzog nach Nizza zurückzubringen; der ganze Senat kam in dem Pallaste Doria zusammen, um ihm nochmahls zu danken, und dann fuhr er unter dem Donner der Canonen, die man unaufhörlich losbrannte, hinweg. Alles Volk drängte sich hinzu, um ihn noch einmahl zu sehen, und das Geschrey: Es lebe Genua's Befreyer, ertönte in allen Straßen der Stadt. Er konnte also sich schmeicheln, den Kummer und die Liebe der Genueser mit auf den Weg zu nehmen, und wirklich hatte noch nie ein Feldherr solche lebhafte Beweise von Dankbarkeit erhalten.

Von Genua aus begab er sich nach Montpellier, um der Sitzung des Landtags beyzuwohnen, bey welcher Gelegenheit er nur auf Vermehrung des königlichen Ansehens dachte, und daher allmählig und mit vieler List einen Theil der Privilegien der Provinz unterdrückte. Allein nichts destoweniger wurde er von einem jeden Stande wegen seiner außerordentlichen Freundlichkeit geliebt, und wenn er ja einige Streitigkeiten mit dem Parlamente hatte, so gereichten ihm solche doch nicht zu dem geringsten Nachtheile. Zwar bemühte sich jede Stadt, ihn auf das feyerlichste zu empfangen, doch behielt Toulouse unter allen den Vorzug. Man kann dieses aus folgendem Briefe sehen, welchen der Cardinal Fleury, einige Monathe vor seinem Tode an den Herzog schrieb:

Mein Herr!

„Ich habe den Brief erhalten, womit Sie mich unterm

gen des Mädchens, das man für eine gewisse Lacadière hält; denn ich glaube, daß man nicht eher in dieser Sache einen Schluß fassen kann, als bis man ganz gewiß davon überzeugt ist. Unterdessen aber können Sie doch Befehl geben, im Fall sie ergriffen wird, sie selbsten um ihren Nahmen, ihr Vaterland und ihre Eltern zu befragen, und was sie in Languedoc zu machen gedenkt. Doch ich zweifle, ob sie sich nach der Provence zu geflüchtet habe, und ich glaube ganz sicher, daß sie niemahls mehr zum Vorschein kommen werde."

„Herr von Lodeve hat sich selbsten die übeln Dienste zuzuschreiben, die nach seiner Vermuthung auch mich treffen, und ich weiß aus den unbezweifeltsten Nachrichten, daß er sich beynahe öffentlich für die Jansenistische Partey erklärt, ja, daß er sogar alle diejenigen mit in das Spiel zu ziehen sucht, die von gleichen Gesinnungen sind; daher ihn auch der verstorbene Herr von Montpellier als einen Proselyten dieser Partey betrachtete. Sie sind ein allzugetreuer Diener des Königs und ein zu kluger Staatsmann, um nicht, wie Sie selbst sagen, weit entfernt zu seyn, diese Secte zu beschützen, die nach dem Ausdrucke des alten Marschalls von Villeroi weder einen Papst noch einen König erkennen will."

„Ich freue mich unendlich über den glänzenden Aufzug, mit welchem Sie von den Toulousern empfangen wurden, und schon ertönt alles von den Lobeserhebungen wieder, welche die Einwohner dieser Stadt von Ihrer Rechtschaffenheit, von Ihrer Pracht und der feyerlichen Aufnahme machen, die Ihnen von Jedermann, sowohl von Mannspersonen als Frauenzimmern zu Theil ward. In allem Ernste gesprochen! es hat wohl noch keiner so viel Gunstbezeugungen von der Göttin des Glücks erhalten, als Sie. Uebrigens muß ich Ihnen die Nachricht geben, daß Sie nach eigener Willkühr den Zeitpunkt wählen können, um die von dem Könige Ihnen ertheilte Erlaubniß zu benutzen, und ich versichere Sie, wenigstens für meine Person, daß Sie mit der größten Ungeduld erwartet werden."

„Ich bin zu sehr von Ihrer Güte überzeugt, als daß ich nicht im Voraus schon von dem Antheile versichert seyn sollte, den Sie an der, von dem Könige meinem Neffen *) erwiesenen, Gnade nehmen. Ich erwartete solche nicht im geringsten, und doch gab der Monarch ihm so viele Beweise seiner Gewogenheit, daß ich nicht im Stande bin ihm die Empfindungen meines dankbaren Herzens zu bezeigen. Uebrigens ist meine ehrfurchtsvolle Zuneigung zu Ihnen beynahe gränzenlos und so wie Sie es verdienen **)."

der Cardinal Fleury.

Der gute Fleury verschwendete nur deswegen so viele Lobeserhebungen an unsern Richelieu, weil dieser zur Vermehrung des don gratuit und der Kopfsteuer beygetragen hatte. Das Ministerium, welches immer Geld bedurfte, suchte unaufhörlich die ohnehin schon ungeheuern Einkünfte zu vergrössern, und der Herzog hatte durch wichtige Contributionen, in Languedoc dessen Absichten vollkommen unterstützt. Denn er verstand überhaupt die Kunst viel zu erlangen, ohne ein großes Geschrey zu machen, und ein solcher Mann mußte schlechterdings der Regierung äußerst schätzbar seyn.

Richelieu verließ jezt Montpellier, um sich an den Hof zu begeben, wo er außerordentlich gnädig von dem Monarchen empfangen ward. Sein Betragen zu Genua brachte ihm überall die größten Lobeserhebungen zuwege, und selbst die Frau von Pompadour, in deren Händen sich damahls das Schicksal von Frankreich befand, konnte sich keineswegs enthalten, ihm öffentliche Beweise von Freundschaft zu geben.

Bis-

*) Der letztverstorbene Herzog von Fleury und Oberstkammerherr hatte seine Erhebung, aller Reden des Cardinals ungeachtet, seinem eigenen Credit zu verdanken.

**) Dieser Brief beweist hinlänglich, in welchem Grade der Cardinal durch den molinistischen Sauerteig verderbt war. Sein Beichtvater beherrschte ihn in geistlichen Sachen, und sein Kammerdiener hatte einen großen Einfluß in die Angelegenheiten des Staats.

Bisher sprachen wir noch nicht das geringste von dieser berühmten Günstlingin Ludwigs XV. weil wir es nicht nur für unsre Pflicht hielten, den Herzog von Richelieu auf seinen verschiedenen Operationen zu begleiten, sondern weil auch bis dahin die Frau von Pompadour keinen Bezug darauf hatte. Zwar ging der Liebling des Königs immer den sich selbst vorgezeichneten Weg, indem er zu den Füssen einer neuen Favorite seine Huldigung und Unterwürfigkeit niederlegte; allein er konnte doch nicht wegen seiner öftern Entfernung vom Hofe, in die Geheimnisse desselben eingeweiht werden, bloß seine Zurückkunft verband ihn wieder mit ihm.

Bekanntlich verbesserte Mademoiselle Poisson, die in dem niedrigsten Stande gebohren wurde, dieses Unglück — wenn man es ja so nennen kann — durch eine reitzende Gestalt und einen angenehmen Wuchs; sie wurde von ihrer Mutter dazu erzogen, um die Zahl jener gutwilligen Nymphen zu vermehren, die sich von dem Erwerb ihrer Reitze die prächtigsten Palläste zu Paris bauen lassen. Eine einfältige Freundin ihrer Mutter hatte derselben vorhergesagt, daß ihre Tochter einstens Königin würde, und deswegen hatte auch solche, durch den Gedanken an künftige Größe entzückt, alle ihre Kräfte aufgebothen, um ihrem Kinde Lehrer in allen Arten von Wissenschaften zu halten. Die kleine Poisson, von der Natur mit einem seltnen Verstande und mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, machte unglaubliche Fortschritte, und bald war von nichts weiter, als von ihren Talenten und ihrer Schönheit, die Rede.

Herr von Etioles, ein reicher Financier aus der Normandie, wurde verliebt in sie und nahm sie zur Gemahlin. Allein er genoß nicht lange sein Glück. Denn die nunmehrige Frau von Etioles, die mit den Vortheilen, die durch ihre Schönheit veranlaßt worden, hätte sollen zufrieden seyn, glaubte jezt mit Zuversicht, auf alles Anspruch machen zu können, und weiter nichts, als den ersten Schritt zu ihrem Glücke gethan zu haben; sie erinnerte sich der Prophezeyhung

ihrer mütterlichen Freundin, und folglich ging auch ihr einziger Gedanke dahin: Lieblingin des Königs zu werden.

Allein sie hatte eine Nebenbuhlerin an der Frau Thiroux, der Gemahlin eines Maitre des Requetes *), zu fürchten, die zwar mit einer großen Schönheit begabt war, aber nicht das geringste versuchte um den König an sich zu fesseln. Denn weil sie immer nach Vergnügen strebte, und den Abwechselungen in der Liebe ergeben war, so besorgte sie, nicht mehr mit der nähnlichen Freyheit handeln zu dürfen, im Fall sie der König mit seiner Wahl beehrte. Sie wollte ihn nur als einen gewöhnlichen Liebhaber behandeln, und befürchtete also den Zwang einer erklärten Mätresse. Freylich fühlte der Monarch, der sie öfters gesehen hatte, einige Neigung zu ihr, aber Frau von Etioles, die alles ihrem Endzwecke aufzuopfern bereit stand, war doch endlich so glücklich, die Augen des Souverains auf sich zu ziehen.

Sie fand sich beständig bey seinen Jagdparthieen ein, und hatte, um sich häufiger dahin begeben zu können, den Herrn von Brige, Stallmeister des Königs, zum Liebhaber angenommen. Der Vorwand dieser Verbindung war die Erlernung des Reitens; doch der friedsame Financier bezahlte diese Lectionen ein bischen theuer. Man besuchte öfters das Gehölze von Senars, und immer traf man mit dem Könige zusammen. Zuletzt wurde dieser Spazierritt so häufig, daß Seine Majestät einstens mit den Worten: Ich will mich doch ein wenig mit der Geliebten des von Brige unterhalten, die Jagd verließen und zu der Frau von Etioles hineilten. Endlich wurde das, was anfangs nur aus Neugierde geschehen war, zum leidenschaftlichen Hange. Der Monarch ließ den Reitzen dieser Dame die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren, und schämte sich nicht, seinen Stallmeister aus dem Sattel zu heben. Der Marquis von Meuse mischte sich in diese Intrike und Herr von

Brige

*) Derjenige Hofbediente, der die Bittschriften einnimmt. Uebers.

Brige, welcher die Neigung seines Gebiethers gewahr ward, gab als ein geschickter Höfling sogleich seine Bekanntschaft mit der Generalpächterin auf. Sie war eine Anverwandtin des ersten Kammerdieners des Dauphins, Binet mit Nahmen, und dieses verschaffte dem Monarchen Gelegenheit, das angefangene Abenteuer zu endigen. Bekanntlich spie der Herr Gemahl Feuer und Flammen, doch ein tyrannischer Befehl entfernte ihn vom Hofe. Zwar glaubte er, auf seine Gattin Anspruch machen zu können; aber man bewieß ihm sehr deutlich, daß ein König der unumschränkteste Gebiether über jede Art von Eigenthum wäre.

Frau von Etioles entdeckte bald die schwache Seite ihres Königlichen Liebhabers; sie besaß ungemein viel Verstand, und deswegen wurde auch Ludwig XV. von ihr in kurzem unterjocht. Daher bekam sie auch Einfluß auf alle Departements; das Kriegs-, Finanz- und Seewesen, — alles war zu ihren Befehlen. Weil sie aber keine Hoheit der Seele hatte, so wurde unter ihrer Regierung alles mit niedrigen Kunstgriffen ausgemacht, und immer besaß der verworfenste Höfling ihre Gunst.

Richelieu, der mit jedem Tage die Gewalt der Günstlingin wachsen sah, bemühte sich jezt mehr, als jemahls, zu ihren Befehlen zu seyn. Durch Diensteifer, mit dem ehrfurchtvollsten Zuvorkommen verbunden, und sogar durch die abgeschmackteste Schmeicheley, suchte er ihr gefällig zu werden. Er war seit langer Zeit in der Kunst geübt, die Schönen an sich zu fesseln, und Frau von Etioles, nunmehrige Marquisin von Pompadour, hielt ihn für einen ihrer treusten Anhänger. Ja, sie warf sogar in der Folge ihre Augen auf seinen Sohn, den Herzog von Fronsac, um ihn mit ihrer Tochter, der theuern und vielgeliebten Alexandrine zu vermählen, die sich damahls zu Paris in dem Himmelfarths-Kloster befand. Bekanntlich hatte die Marquisin mit ihm von dieser Eheverbindung gesprochen; unser Richelieu aber, der bey allen seinen kriechenden Schmeicheleyen doch von Na-

tur sehr stolz war, gab ihr zur Antwort, daß er sich zwar durch ihr gütiges Anerbiethen äußerst geehrt fühlte, allein da seinem Sohne das Glück wäre zu Theil worden, dem Kaiser zuzugehören, so hielte er es schlechterdings für seine Pflicht, denselben zuvor wegen dieser Verbindung zu befragen. Die Marquisin sah also wohl ein, daß dieses nichts weiter, als eine abschlägliche Antwort wäre, und konnte solches nie dem Marschall verzeihen.

Man kann gar nicht begreiffen, wie ein Mann, der ohne Bedenken den demüthigsten Diener der Königlichen Mätresse machte, eine Verbindung ausschlagen konnte, die ihn mit allen Belohnungen des Hofs würde überhäuft haben. Diese Vermählung hätte ihm sicher — wäre dieses sein Wunsch gewesen — den Weg in das Ministerium geöffnet, würde in seine Familie einen unermeßlichen Reichthum gebracht und ihm selbsten einen beynahe grenzenlosen Credit verschafft haben. Wenn es aber aus Stolz geschah, wie kann man solches mit der erniedrigenden Rolle vereinigen, die er bisher zu spielen sich keineswegs schämte? Er durfte ja die junge Alexandrine nur als die Tochter eines außerordentlich reichen Generalpachters ansehen, und des gegenwärtigen Glanzes ihrer Familie ungeachtet — denn er konnte sich sehr leicht erinnern, daß solche nicht sehr alt wäre — hätte er doch in eine Verbindung willigen können, dergleichen noch täglich von weit grösern Herren, als er, durch Vermählungen mit Mädchen aus der untersten Volksclasse geschlossen werden, deren Väter das Geheimniß verstanden, ungeheure Geldsummen, obschon öfters durch die schändlichsten Mittel, zusammen zu häufen. Sie sind aber doch reich, und die Prinzen, Grafen, Herzoge und überhaupt der Adel, der sich für eine besondere Menschengattung hält, sind ohne klingende Münze ein wahres Unding, und bey unzähligen Gelegenheiten scheinen sie selbsten von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt.

Mögen auch immer die Beweggründe unsers Helden zu dieser Verweigerung unbekannt seyn, genug, sie zeugen doch aller=

allerdings von keiner niedrigen Seele. Vielleicht geschah es aus einem übelangebrachten Ehrgeitz, aber dennoch aus Ehrgeitz. Allein zweifelsohne bereute er einen so voreiligen Schritt: denn diese schöne Alexandrine, der Gegenstand der Liebkosungen einer verblendeten Mutter, wurde in baldem darauf der Zärtlichkeit derselben entrissen. Die Marquisin war untröstlich über diesen Verlust, der jene Plane von Größe zertrümmerte, die sie für diese geliebte Tochter entworfen hatte.

Der Herzog hatte so eben die Oberaufsicht über die Jagden von Gennevilliers erhalten und deswegen das Haus eines dasigen Privatmanns gekauft, um doch ein Absteigquartier zu haben. Unter den Händen eines so reichen und mächtigen Mannes werden die elendesten Hütten bald zum Wohnorte des Luxus umgeschaffen. Es wurden also drey Alléen, die zu dieser bescheidenen Jagdeinsiedeley führen sollten, und ein Garten angelegt, zu welchem Servandoni *) die Zeichnung verfertigte. Zwar stand nur noch ein simples Haus da; allein bis solches eine andere Bauart erhielt, ward es mit dem zierlichsten Hausgeräthe versehen. Als einstens an einem sehr heißen Sommertage das Eis, welches man von Paris hatte bringen lassen, zerschmolzen war, so gerieth unser Richelieu über diesen schrecklichen Zufall in solchen Unwillen, daß er auf der Stelle Befehl ertheilte, eine Eisgrube zu bauen und Servandoni, der ein sehr willkommener Gast war, weil man seiner bedurfte, entwarf jezt neue Risse zu einem kleinen Tempel über der Eisgrube **). Man mußte dazu an einem sehr ebenen Orte einen Berg auftragen ***),

*) Seine Gattinn starb fünf und zwanzig Jahre nachher, ohne jedoch die Bezahlung derjenigen Schuld erhalten zu haben, die ihr Mann für einen Theil der zu Gennevilliers verfertigten Werke zu fordern hatte.

**) Das Artigste dabey war eine bewegliche Statue oben auf dem Tempel, welche den Mercur vorstellte. Man pflegte daher zu sagen, daß dieses das Wappen des Hausbesitzers wäre.

***) Ich weiß nicht, ob ich hier recht gewählt habe. Wenigstens scheint mir dieses Wort analogisch richtig zu seyn, besonders da man vom

und das Vergnügen: sich eines kühlen Trunks zu bedienen, kostete über 100,000 Thaler.

Die Jagden waren immer von der gewöhnlichen Tyranney begleitet. Ludwig XV. begab sich öfters hieher und fand die Ebene entzückend, weil er an einem einzigen Tage über 800 Stück Wildpret schoß. Einstens gab ihm der Marschall ein sehr artiges Fest, dessen Königin die Frau von Pompadour war. Als Obristkammerherr befahl er den drey Schauspielergesellschaften zu Paris, zur Vervollkommnung dieser Feyerlichkeit hieher zu kommen, und somit versammelte sich jedes Talent, um zu dem Vergnügen des Monarchen und seiner Günstlingin beyzutragen.

Der Marschall behielt nicht lange diesen Wohnort der Freude, denn er hatte auf der Jagd das Unglück, unversehens einen Mann zu erschießen. Trostlos über diesen Zufall wirft er nicht nur seine Flinte hinweg, sondern er schwört auch, nie wieder dieses Handwerk zu treiben *) und verkauft Gennevilliers an den Herzog von Choiseul, der ihn noch in Ansehung der tyrannischen Art: das Wildpret zu hegen, übertrifft. Uns wird ein einziger Zug von ihm genügen. Diese Ebene machte beynahe eine Insel, die von der Seine gebildet wird und schon von Natur gegen diese Seite zu eingeschränkt ist, außer der Zeit der strengen Kälte, wo die Hasen auf dem Eise entkommen können. Was that aber damahls der Herzog von Choiseul? Er ließ ein Detaschement Schweitzer, deren Befehlshaber er war, commandiren, um den Fluß einzuzäunen und die Wilddiebe aufzuhalten. Diese Wächter hatten zugleich Befehl, ihr Gewehr öfters loszubrennen und dadurch das kleine Gewild zu erschrecken, welches sich also natür-

Gegentheile sich der Redensart bedient: einen Berg abtragen. Anmerk. des Uebers.

*) Wie kann man diese Seelengüte mit jenen tyrannischen Handlungen vereinigen, die er zuweilen verübte? Allein dieß ist nicht der einzige Zug, der uns belehren kann, wie schwer der Charakter der Höflinge zu erklären ist.

laſte zu und dieſe Zeit war mehr als hinreichend, um den Marſchall in den Stand zu ſetzen, das Ziel ſeiner Wünſche vollkommen zu erreichen.

Nichts war ihm angenehmer, als ſeine Geliebte ſogar im Hauſe zu haben. Ungeachtet dieſer Bequemlichkeit fand aber der Marſchall, der durch eine ſo nahe Nachbarſchaft ſich manchem Zwange auszuſetzen glaubte, die anſtändigſten Mittel, um Annetten, vielleicht eher, als ſie es würde gethan haben, zur Miethung eines eigenen Hotels zu bewegen. Sie ſchlug alſo ihre Wohnung in der Vorſtadt St. Honoré und zwar in der Straſſe Anjou, auf, und blieb ſechs Jahre zu Paris, während welcher Zeit unſer Richelieu, freylich immer ungetreu, aber nichts deſtoweniger beſtändig, ihr unaufhörlich ſeine verliebten Beſuche abſtattete. Aber auch die Italienerin zeigte ihm durch ihr eigenes Beyſpiel, wie ſehr ſie eine Beſtändigkeit dieſer Art liebte.

Der Marſchall, den jetzt ſein Dienſtjahr nach Verſailles hinrief, wollte vermöge der mit ſeiner Stelle verbundenen Generaldirection über die Schauſpiele, auch bey denjenigen die Aufſicht haben, die von der Frau von Pompadour zur Vertreibung der Langweile des Königs gegeben wurden. Dieſer in fühlloſe Trägheit verſunkene Monarch brachte ſeine Zeit entweder auf der Jagd, oder in den Armen ſeiner Mätreſſe zu. Aber ſicher würde ihn ſein natürlicher Wankelmuth wieder von der Marquiſin entfernt haben, hätte nicht dieſe, als ein liſtiges und ränkevolles Weib, ihn dadurch von neuem zu feſſeln geſucht, daß ſie ihre Stelle durch junge Schönheiten beſetzen ließ, die aber bloß erſchienen, um die Begierden ihres erlauchten Liebhabers zu ſättigen. Traf ſichs aber von ungefehr, daß eine vor der andern einen ausgezeichneten Vorzug erhielt, ſogleich ward ſie wieder entfernt, und die verſchlagene Günſtlingin hatte immer neue in Bereitſchaft. Wirklich kann es in Aſien keinen ſo wahren Sultan geben, als Ludwig XV war. Die Frau von Pompadour hingegen hatte ſich die Sorge vorbehalten, ihm durch

lings. Man wußte, daß er sich mit der Chymie beschäftigte, und deswegen behauptete man, daß er unter der zahlreichen Sammlung seiner Recepte einen Liqueur hätte, den er nur sein trinkbares Geld nannte, und wodurch er seine Tage verlängern könnte. Diesem Liqueur schrieben also leichtgläubige Personen die lange Existenz des Marschalls zu.

Siebentes Kapitel.

Richelieu's Liebschaft mit Anneten Brignolet. Frau von Pompadour gibt dem Könige zu Ehren einige Freudenfeste. Die Herzogin von Lauraguais wird die erklärte Mätresse des Marschalls. Hofintriken.

Jezt hielt der Marquis von Brignolet, der während des Aufenthaltes unsers Helden zu Genua seiner Gemahlin Annetta versprochen hatte, sie nach Paris zu führen, sein Wort und stieg in dem Hotel des Marschalls ab, welcher damahls noch auf dem Königsplatze wohnte. Richelieu bewieß alle Achtung für sie, welche die Schwester seiner theuern Pelinetta verdiente, und suchte daher aus allen Kräften, sie der Vergnügungen des Hofes und der Hauptstadt theilhaftig zu machen. Annetta war vielleicht minder verführend, als ihre Schwester, aber auch sie war mit Schönheit begabt; doch bey einem eben so zärtlichen Herzen hatte sie weniger feste Grundsätze und Besorgnisse in Rücksicht der Zukunft. Sie hatte schon vorher den Herzog mit günstigem Auge betrachtet, und seine neuen, an sie verschwendeten Bemühungen wurden mit der nähmlichen Gefälligkeit angenommen. Er sah also wohl ein, daß sie minder grausam als Pelinetta wäre, und ihn für die Unerbittlichkeit der Letztern hinlänglich entschädigen würde. Sie brachte mit ihrer Tochter, der nachmahligen Fürstin von Monaco, ein halbes Jahr in seinem Pal-

laste

laſte zu und dieſe Zeit war mehr als hinreichend, um den Marſchall in den Stand zu ſetzen, das Ziel ſeiner Wünſche vollkommen zu erreichen.

Nichts war ihm angenehmer, als ſeine Geliebte ſogar im Hauſe zu haben. Ungeachtet dieſer Bequemlichkeit fand aber der Marſchall, der durch eine ſo nahe Nachbarſchaft ſich manchem Zwange auszuſetzen glaubte, die anſtändigſten Mittel, um Annetten, vielleicht eher, als ſie es würde gethan haben, zur Miethung eines eigenen Hotels zu bewegen. Sie ſchlug alſo ihre Wohnung in der Vorſtadt St. Honoré und zwar in der Straſſe Anjou, auf, und blieb ſechs Jahre zu Paris, während welcher Zeit unſer Richelieu, freylich immer ungetreu, aber nichts deſtoweniger beſtändig, ihr unaufhörlich ſeine verliebten Beſuche abſtattete. Aber auch die Italienerin zeigte ihm durch ihr eigenes Beyſpiel, wie ſehr ſie eine Beſtändigkeit dieſer Art liebte.

Der Marſchall, den jetzt ſein Dienſtjahr nach Verſailles hinrief, wollte vermöge der mit ſeiner Stelle verbundenen Generaldirection über die Schauſpiele, auch bey denjenigen die Aufſicht haben, die von der Frau von Pompadour zur Vertreibung der Langweile des Königs gegeben wurden. Dieſer in fühlloſe Trägheit verſunkene Monarch brachte ſeine Zeit entweder auf der Jagd, oder in den Armen ſeiner Mätreſſe zu. Aber ſicher würde ihn ſein natürlicher Wankelmuth wieder von der Marquiſin entfernt haben, hätte nicht dieſe, als ein liſtiges und ränkevolles Weib, ihn dadurch von neuem zu feſſeln geſucht, daß ſie ihre Stelle durch junge Schönheiten beſetzen ließ, die aber bloß erſchienen, um die Begierden ihres erlauchten Liebhabers zu ſättigen. Traf ſichs aber von ungefehr, daß eine vor der andern einen ausgezeichneten Vorzug erhielt, ſogleich ward ſie wieder entfernt, und die verſchlagene Günſtlingin hatte immer neue in Bereitſchaft. Wirklich kann es in Aſien keinen ſo wahren Sultan geben, als Ludwig XV war. Die Frau von Pompadour hingegen hatte ſich die Sorge vorbehalten, ihm durch

ihren Witz und Verstand die Langeweile hinweg zu scheuchen. Besondere Schauspiele von einer ganz neuen Gattung versammelten eine auserlesene Gesellschaft um sie herum, deren einziger Zweck es war: die Seele des Königs aus ihrem Schlummer zu wecken. Der Herzog de la Valiere hatte die Aufsicht über diese Feste, die unser Richelieu, vermöge seiner Würde als Oberstkammerherr, besorgen zu müssen glaubte. Die Sache ward ernsthaft; das Recht, dieses oder jenes Stück vor dem Könige und seiner Mätresse aufzuführen, wurde von einem Marschall von Frankreich mit größerer Hitze in Anspruch genommen, als die Oberbefehlshaberstelle über eine Armee. Endlich fand man nach vielen Streitigkeiten glücklicher Weise ein Mittel zur Wiedervereinigung der beyden Mitbewerber, wodurch der eine nicht gänzlich verdrängt, und doch einigermassen die Bitte des andern erfüllt wurde.

Wenn sich Jemand die Zeit nehmen und die Folianten durchlesen wollte, die man über dergleichen Streitigkeiten geschrieben hat, so könnte man sich unmöglich des Lachens enthalten, wenn man einen Zwist entstehen sähe, entweder über einen Kirchenstuhl, der mehr oder minder von der Thüre entfernt ist, oder über ein Kissen, das an einem unrechten Platz gelegt ward, oder über das Recht, die Hände zu waschen, oder über die Ertheilung eines Hemdes und so vieler andern sklavischen Ehrenämter, aus welchen diese Personen, die sich über andere Menschen erhaben dünken, Gegenstände von der äußersten Wichtigkeit machen. Sie sind in der That weiter nichts, als Kinder, welche sich für Stolz gar nicht mehr kennen, wenn sie Messe spielen. Nun wohl! diese Kindereyen beunruhigten den Schlaf dieser Halbgötter und waren die Ursache, daß einige von ihnen aus Verdruß dahinstarben; ja, unterschiedliche Souveraine brachten sogar ganze Wochen damit zu, daß sie über dergleichen Gegenstände, welche die Großen des Staats entzweyten, auf das Ernsthafteste entschieden.

Frau

Frau von Pompadour hatte eine besondere Wahl in Rücksicht ihrer Schauspieler getroffen; sie selbst war — und dieses mit Recht — die erste Actrice, und sang in allen Opern. Diese Dame hatte hiezu ein außerordentlich angenehmes Talent, und hätten ihre Reitze sie nicht an den Thron gefesselt, so hätte sie mit großem Vortheile auf einem öffentlichen Theater erscheinen können. Sie spielte in allen Arten der dramatischen Kunst; die Herren, die nach der Ehre rangen, ihr den Hof zu machen, wurden unter die Königliche Truppe aufgenommen, und oft erhielt einer von dem Monarchen eine Gnadenbezeugung, weil er entweder trefflich gesungen oder getanzt hatte. Der Herzog von Ayen, nachmahliger Marschall von Noailles, die Marquisen de la Salle, de Courtenvaux und de Langeron wurden deßhalb befördert; die beyden ersten sangen in der Oper und hatten alle Ursache, mit ihrer Gefälligkeit zufrieden zu seyn. Die große Herzogin von Brancas ward auf die Empfehlung des Herzogs von Ayen, der sich für sie interessirte, als Sängerin angestellt; dieses war der Kanal, wodurch man sich in Gunst zu setzen vermochte, und jeder bemühte sich, dazu zu gelangen. Die Eigenliebe und Eifersucht, die selbst mit einem Gesellschaftstheater unzertrennlich verbunden sind, wurden bald die Quellen zu Streitigkeiten. Es erhob sich wegen eines Schrittes im Tanzen ein heftiger Zwist zwischen denen Herren von Courtenvaux und Langeron; ersterer, der Zögling des großen Dupré, war Vortänzer, der andere wollte dieses auch werden. Langeron bath eines Tags seinen Freund, ihm die Chaconne *) zu überlassen, die er öfters getanzt hatte, aber vergebens! Zwar ersuchte er ihn aufs neue darum, allein mit eben so wenigem Erfolg; Courtenvaux behauptete:

als

*) Ist eigentlich ein Spanisches Wort, und bedeutet entweder eine Art Mohrischen Tanzes, oder ein musikalisches Stück auf der Violine, von etwa vier Schlägen, die mit allerhand Veränderungen immer wiederhohlt werden. Anmerk. des Uebers.

als erster Tänzer nach eigener Willkühr handeln zu dürfen, und aller ihm vorgeschlagenen Ausgleichung ungeachtet, erschien er dennoch in der Chaconne. Diese immerwährende Weigerung hätte bald ernsthaftere Folgen nach sich gezogen, wenn sich nicht einige Freunde ins Mittel gelegt hätten.

Die Kabalen waren bey dieser Gelegenheit fast eben so häufig unter diesen Höflingen, als bey einer wirklichen Schauspielertruppe. Die zuerst gewählten bewunderten nur ungerne die neuen, unter die Truppe aufgenommenen, Personen, — denn damahls wagten es selbst die Hofschauspieler nicht, sich den Nahmen einer Gesellschaft zu geben — sie ließen nur ihre Lieblinginnen die Bühne betreten, und entfernten, so viel als möglich, jeden Mitbewerber, ohne Zweifel aus Furcht, den Beyfall theilen zu sehen. Daher war auch bloß der Mangel an Subjecten die Ursache, warum der Vicomte von Rohan und der Marquis von Benvron angestellt wurden. Kurz: der ganze Hof lag also zwölf ganze Jahre zu den Füssen der Favorite, und so war jener stolze Adel beschaffen, der sich durch den Umgang mit Menschen, die weiter keine Titel, als ihre Rechtschaffenheit, besitzen, zu erniedrigen glaubte, der sich nicht schämte, zu kriechen und den Launen eines verachtungswürdigen Weibes, das ihm nützlich werden konnte, sclavischer Weise zu gehorchen. War es also ein Wunder, wenn die Niederträchtigkeit der Höflinge zum Sprüchwort wurde?

Zwar gab Frau von Pompadour in der Folge das Theater auf, auf dem sie so oft eine Prinzessin vorstellte; aber nichtsdestoweniger spielte sie diese Rolle in ihrem Pallaste fort. Weil sie nähmlich alle Ehrenstellen eigenwillig vertheilte, so demüthigten sich die Minister vor ihr, um nicht die ihrigen zu verliehren. Nur der schändliche St. Florentin, den man als einen unbedeutenden und dummen Menschen betrachtete, der niemanden zu schaden vermöchte, war unter allen der Einzige, der nicht den Wechsel der Hofgunst

erfuhr.

erfuhr. Bey diesem Weibe legten der Abbé Bernis und Herr von Choiseul den Grund zu ihrem außerordentlichen Glücke. Ersterer ward bey seiner Ankunft in Paris, wo er für einen seiner Anverwandten einen Proceß zu besorgen hatte, von dem Marschall von Richelieu, dem er empfohlen wurde, und von der verwittibten Herzogin von Aiguillon, der Marquisin vorgestellt. Gedachte Herzogin stand in ungemein großem Ansehen bey Hofe, das noch überdieß durch den Einfluß der alten Prinzessin von Conti vermehrt ward. Herr von Aiguillon hatte lange das Herz der Letztern besessen, die auch nach seinem Tode, aus Erkenntlichkeit, für seine Gemahlin alles thun zu müssen glaubte; sie trug auf sie die liebevolle Zärtlichkeit über, die sie einstens für den Gatten empfunden hatte, und Frau von Aiguillon benutzte den guten Willen dieser Prinzessin zum Vortheil ihrer Günstlinge.

Der Abbé Bernis, mit Verstand und besonders mit einem solchen ausgerüstet, der nach dem Geschmacke der Höfe ist, gefiel sogleich der Frau von Aiguillon, die ihm nicht besser dienen zu können glaubte, als wenn sie ihn der Favorite vorstellte. Der Abbé betrug sich dabey auf eine Art, die allerdings für ihn einnehmen mußte, und weil er bald darauf die Erlaubniß erhielt, ungehindert bey ihr erscheinen zu dürfen, so traf er öfters mit dem Könige zusammen. Zwar ward er mit Gunstbezeugungen überhäuft, aber es fehlte ihm an Mitteln, seine Lebensbedürfnisse zu befriedigen, denn seine Eltern waren sehr arm gewesen. Daher bath auch unsere mitleidige Wittwe unaufhörlich um eine Pfründe für ihn und reitzte auch andere zu diesem Gesuche an. Herr von Mirepoix ließ zwar die erste erledigte Stelle hoffen; weil er aber eine Feindschaft gegen den Herzog von Richelieu hegte, der sich mit unter den Bittenden befand, so wurde die Pfründe, ungeachtet der Wünsche des Königs, der mit diesem Versprechen äußerst zufrieden

schien,

schien, ja, was noch mehr als alles dieß ist, gegen die Vorsprache der Favorite, einem andern zu Theil. Die hierdurch gereitzte Frau von Pompadour beklagte sich deßhalb bey dem Monarchen, der ihr aber zur Antwort ertheilte, indem er nähmlich von seinen Ministern sprach: „Ich hatte es Ihnen vorher gesagt, daß sie mehr Her„ren wären, als ich. Aber was wollen Sie? Ich „kann nicht alles selbsten untersuchen; trösten Sie sich „also, meine Liebe! Wenn Ihr Client schlechterdings „keine Pfründe bekommen kann, so verspreche ich ihm „eine Pension von 6000 Livres auf das erste, zu ver„gebende, Bisthum.“

Und wirklich, als einige Zeit nachher Herr von Mirepoix die Ernennung eines Bischofs dem Könige vorlegte, schrieb dieser, bey der Unterzeichnung derselben, die so eben gedachte Pension für den Abbé Bernis am Rande. Vergebens stellte ihm der Minister vor, daß die bestimmte Summe zu groß wäre, aber der König erwiederte: „Wenn „Ihr Client das Bisthum nicht haben will, so steht es „ihm frey, es bleiben zu lassen.“ Seit dieser Zeit stieg der Abbé von einer Stufe des Glücks zu der andern; er kam in den Staatsrath und wurde Minister, fiel in Ungnade, erhielt den Cardinalshuth und ist noch gegenwärtig Französischer Gesandter an dem Römischen Hofe.

Eben so wenig vergas die Frau von Pompadour ihres ehemahligen Liebhabers, des Herrn von Brige. Von dem ersten Augenblick, wo der König die Augen auf seine Geliebte geworfen hatte, verließ sie ihr Anbether und spann öffentlich eine andere Liebschaft an; der Monarch wußte ihm für seine Selbstverläugnung unendlichen Dank und behandelte ihn immer als Freund. Als die Frau von Pompadour dem Monarchen das Absterben des Oberstallmeisters Herrn Nessier, meldete, da versetzte derselbe: „Ich wollte wohl wetten, daß wir beyde an den „von Brige denken“, und dieser ward also ernannt.

Wäh=

Während seines Dienstjahrs nahte sich der Marschall von Richelieu der Herzogin von Lauraguais um desto öfter, da dieselbe die erste Hofdame der Dauphine war. Er hatte sie schon vorhin gekannt; sie war die Schwester der unglücklichen Frau von Chateauroux, und schon dieser Nahme gab ihr gewisse Rechte auf seine Freundschaft. Sie waren zwar immer mit einander in Verbindung gestanden, aber verschiedene Zufälle hatten sie beyde gehindert, diese Bande noch fester zu knüpfen. Dieses Jahr hingegen hatten sie mehr Gelegenheiten, einander zu sehen und ihr wechselseitiges Verdienst kennen zu lernen, und sie erstaunten also darüber, daß sie noch nicht in eine engere Verbindung getretten waren. Wenn sich zwey Herzen verstehen und schätzen, so ist immer die Vereinigung derselben nicht weit entfernt mehr, und Richelieu fand also in einer wahren Freundin eine liebenswürdige Geliebte, welche unaufhörlich sein Lob am Hofe verbreitete und die, so bald ihrem Liebling einiges Unrecht geschehen war, ununterbrochen Kabalen schmiedete, bis man ihm Genugthuung verschafft hatte.

Der Marschall war äußerst erbittert über den Herrn von Maurepas, der damahls die Stelle eines Seeministers bekleidete und, seiner Gewohnheit nach, mit leichtsinnigem und beissendem Spotte unsern Helden durchgezogen hatte. Einige anonymische Epigramme, die öffentlich bekannt gemacht wurden, fachten diese Erbitterung zur heftigsten Gluth an, denn der Marschall schrieb sie auf Rechnung des Ministers, dessen böses und satirisches Herz allgemein bekannt war. In der That opferte der Letztere alles einem Bonmot auf, und er verlohr seinen Posten, weil er dem Vergnügen nicht widerstehen konnte, folgende, von ihm selbst verfertigte, Stanze wider die Frau von Pompadour im Publicum zu verbreiten:

La Marquiſe a bien des appas;
Ses traits ſont vics, ſes graces franches,
Et les fleurs naiſſent ſous ſes pas;
Mais ce ſont des fleurs blanches *).

Herzzerreiſſend war dieſe Beleidigung und die Marquiſin konnte als Frauenzimmer ſie keineswegs vergeben. Der Charakter des Miniſters erregte den ſtärkſten Verdacht gegen ihn und Richelieu, entzückt darüber, eine Gelegenheit zur Rache gefunden zu haben, beſtätigte demſelben noch mehr und billigte die Züchtigung, welche die Favorite dem Schuldvollen beſtimmte; ja, er ſchilderte den Herrn von Maurepas mit ſo ſchwarzen Farben ab, daß dieſer als ein wirklicher Verbrecher geſtraft wurde. Auf dieſe Weiſe mußte der dichteriſche Höfling für ſeine Geſchicklichkeit büßen, und kam nur erſt nach der Thronbeſteigung Ludwigs XVI an den Hof zurück. So allmächtig er aber auch in dieſer zweyten Epoche war, ſo bewies er doch nichts deſtoweniger ſein Unvermögen, und er ſtand alſo nur in einem doppelten Rufe: ein unwiſſender Miniſter und ein Bonmotsmacher zu ſeyn.

Herr von Rouille, ein Mann, der eben ſo unwürdig, als er, war, erhielt ſtatt ſeiner das Seedepartement.

Weil die Klagen der Geiſtlichkeit und des Parlaments die Verbannung des Letztern verurſacht hatten, ſo erhielt unſer Richelieu, als Freund des Oberpräſidenten, den Auftrag: dieſen Streithandel zu ſchlichten; allein Ludwig XV kam unverſehener Weiſe auf den Einfall, eine Standhaftigkeit zu zeigen, die ſelbſt den Günſtling in Verwunderung ſetzte. Dieſer Fürſt war ihres ewigen Zwiſtes,

ihrer

*) Mannichfaltig ſind die Reitze der Marquiſin, ihre Blicke lebhaft, ungezwungen iſt ihre Anmuth und Blumen keimen unter ihren Füſſen hervor, die aber freylich nichts anders als Lilien ſind.

ihrer ewigen Vorstellungen dergestalt überdrüssig, daß er sicher — hätte er einen unternehmendern Minister gehabt — alle Parlamenter würde aufgehoben haben. Freylich dauerte diese Standhaftigkeit nicht lange, denn er trat bald darauf in Unterhandlungen, anstatt ferner die Sprache des Gebiethers zu führen. Er glaubte Frieden zu bekommen; aber diese Schwachheit brachte im Gegentheile nur neue Unruhen hervor.

Achtes Kapitel.

Vermählung der Prinzessin von Richelieu mit dem Grafen von Egmont. Liebesintrike des Marschalls mit einer Nonne. Unser Held bekommt eine Art von Aussatz, vermöge dessen er sechs oder sieben Monathe zu Hause bleiben muß. Er wird zum Statthalter von Guyenne ernannt.

Der Marschall von Richelieu hatte nur zwey Kinder mit der Prinzessin von Guise gezeugt, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn, Herzog von Fronsac und seit zwey Jahren Obrister eines Dragonerregiments, die Septimaner genannt, welches die Provinz Languedoc errichtet hatte und während des Kriegs auf ihre Kosten unterhielt, wurde unter den Augen eines besondern Hofmeisters erzogen und studierte bey den Jesuiten. Sein Vater liebte ihn damahls außerordentlich; ja, er eilte sogar, nach Endigung der Schulstudien desselben, von Montpellier nach Versailles hin, weil er gehört hatte, daß sein Liebling, der an dem letztgedachten Orte die Kriegsübungen erlernte, sehr krank darnieder läge, um selbsten bey dem Gebrauche der Arzneyen zugegen zu seyn, die ihm waren verordnet worden. Allein diese väterliche Liebe änderte sich in der Folge; wir wollen zwar nicht ergründen, woher dieser Wechsel kam, uns gnügt es bloß

das Einzige anzuführen, daß sich der Vater außerordentlich über seinen Sohn beklagte, und daß der Sohn mit seinem Vater nicht minder unzufrieden war. Ueber zwanzig Jahre lang vor dem Tode des Marschalls sah der Eine in dem Herzoge von Fronsac nur einen gierigen Erben, der jeden Augenblick seines Lebens berechnete, um Herr von seinem Vermögen zu werden, und der Andere nur einen Vater, dessen langwieriges Leben ihn um desto unruhiger machen mußte, weil er dadurch vieler Freuden des Lebens beraubt ward.

Aber ganz anders verhielt es sich mit Mademoiselle von Richelieu. Denn sie war nicht nur der Gegenstand der väterlichen Zärtlichkeit, sondern sie wußte sich auch bis zu ihrem, für alle ihre Bekannten zu frühzeitig erfolgten, Tode in derselben zu erhalten. Ihre Schönheit, verbunden mit einem lebhaften Verstande, ihr gefälliges und mitleidsvolles Betragen, noch mehr aber ihre Verträglichkeit mit Jedermann, waren die Ursachen, daß sie mit eben den Augen, wie ihr Vater, betrachtet wurde. Sie hatte ihre Erziehung der Aebtissin von Trésor, ihrer Tante, zu danken. Ihr Alter hatte nur erst die natürlichen Reitze entwickelt, die sie unter die Zahl der Schönheiten des Hofs setzte. Der Marschall besuchte sie öfters, und hatte, als Bruder der Aebtissin, freyen Eintritt ins Kloster, daher es denn zuweilen geschah, daß er, während seine Schwester beschäftigt war, ohne alle Begleitung umher lief. Eines Tags ward er ein Schlachtopfer des brüderlichen Ehrgeitzes, eine sehr reitzende junge Nonne, gewahr, die ihre Lebensjahre in diesem Kloster verseufzen mußte, wohin sie weiter nichts, als drückenden Gram gebracht hatte.

Ihre schmachtende Miene, und insbesondere ihre Jugend, machten unsern Helden aufmerksam auf sie; das Gewand, welches sie trug, war noch eine Anlockung mehr für ihn, und er suchte ihr also einige Trostgründe einzuflößen. Sein Rang, seine Leichtigkeit mit einem Frauenzimmer zu sprechen und die Einbildungskraft desselben zu erhöhen, trugen viel

dazu bey, daß seine Reden nicht fruchtlos blieben. Er merkte also in baldem, daß diese junge Magd des Herrn gewisse Empfindungen hätte, welche, trotz des Verbothes des Beichtvaters, aus ihr sprachen. Auf diese Entdeckung folgten einige geheime Zusammenkünfte; sie verließ ganz leise die Zelle und begab sich durch eine kleine Thüre, wozu unser Richelieu einen Schlüssel hatte machen lassen, in sein Zimmer. Täglich entriß sie sich diesem Orte der Freude mit immer größerem Unwillen; aber die harte Nothwendigkeit zwang sie, ihn noch vor Anbruch der Nacht zu verlassen.

War es Zufall, oder hatte die Aebtissin die Neigung ihres Bruders gemerkt und als ein mitleidiges Frauenzimmer ihm nicht zuwider seyn wollen, genug, der Marschall fand bey seiner Zurückkunft diese Nonne mit dem Vertrauen seiner Schwester beehrt. Dadurch konnte derselbe sein Liebesververständniß immer noch fester knüpfen, aber dieses Vergnügen dauerte nicht lange; und ein bösartiges Fieber, welches dieß Mädchen hinwegrafte, kam dem Grame zuvor, den die Entfernung des Herzogs in baldem würde verursacht haben.

Indessen nahte sich die Prinzessin von Richelieu dem Alter, wo man für sie eine Wahl treffen mußte, und unser Held, der mit dem Marschall von Belle-Isle in sehr genauer Verbindung stand, hatte die Augen auf dessen Sohn, den Grafen von Gisors, geworfen, um ihn zu seinem Eidam zu machen. Alles war beynahe schon richtig. Dieser junge Herr kam aus Italien zurück und wurde der Prinzessin von Richelieu vorgestellt. Er war von liebenswürdigem, sanftem und rechtschaffenem Charakter, und dadurch erwarb er sich die Gunst der Aebtissin in einem so hohen Grade, daß sie ihn schon wirklich als den Gemahl ihrer Nichte betrachtete. Sie unterhielt solche daher unaufhörlich von dem Glücke: Frau von Gisors zu werden, und führte sie sogar in ein prächtiges Schloß des Herrn von Belle-Isle, welches in der Normandie, und zwar in der Nachbarschaft des Klosters lag;

zugleich machte sie dieselbe aufmerksam auf alle diejenigen Besitzungen, deren Gebietherin sie einstens werden sollte. Und dieses war mehr als zuviel, um eine junge Person anzulocken, die mit unaussprechlichem Vergnügen ihrem Eintritt' in die große Welt entgegen sah; allein das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Die verwittibte Herzogin von Aiguillon, die man vorher über diese Eheverbindung befragte, setzte sich ihrer Vollziehung aus allen Kräften entgegen. Sie sagte dem Marschalle, daß ein solcher Schritt zu voreilig wäre; denn da seine Tochter die Ehre hätte, mit dem Kaiser verwandt zu seyn, so wäre dieselbe nicht dazu geschaffen, um die Gemahlin von Fouquets *) Enkel zu werden. Sie setzte hinzu, daß wenn die Prinzessin von Richelieu in dieser, so unvortheilhaften, Ehe einen Sohn zeugte, so würde derselbe kaum in den Maltheserorden gelangen können. Diese Betrachtung, und noch mehr die Bewerbung des Grafen von Egmont, waren die Ursachen, warum sich diese vorgehabte Vermählung wieder zerschlug.

Wirklich konnte Mademoiselle von Richelieu keine bessere Wahl treffen. Denn obgleich der Graf von Egmont ein Witwer war, so besaß er doch ein außerordentlich großes Vermögen, und verdiente fast allgemeine Achtung. Daher war es auch eine ungleich wichtigere Partie, als der Herr von Gisors. Weil der Erstere ein Prinz von Geburth und noch dazu mit den größten Häusern verwandt war, so mußte Richelieu's Familie durch diese Heirath ihr Ansehen vergrössern; auch kostete es keine Schwierigkeit, und die Vermählung wurde mit all der Pracht vollzogen, deren der Marschall nur immer fähig war. Dadurch aber entsprang zwischen

*) Von diesem berühmten Manne, der gegen das Ende des Jahrs 1680 starb, und seinen unglücklichen Schicksalen, siehe die entlarvte Bastille, S. 113. u. f. des ersten Hefts, nach der Bayr. Uebersetzung. Anmerk. des Uebersetzers.

schen ihm und dem Herrn von Belle-Isle eine lebenslängliche Feindschaft.

Einige Zeit nachher wurde der Herzog von Richelieu von einer schrecklichen Krankheit befallen. Ein bösartiger Ausschlag, der sein ganzes Gesicht bedeckte, verbreitete sich endlich über seinen ganzen Körper. Aber nie war ein Mann so lebhaft über seinen Zustand gerührt, als der Held unserer Geschichte. Hätte er auf einem Misthaufen gelegen, so würde er das vollkommene Gegenbild von Hiob gewesen seyn. In dieser, für einen Mann von seinem Charakter allerdings traurigen, Lage gab ihm die Frau von Lauraguais die unbezweifeltsten Beweise einer wahren Zärtlichkeit; denn sie verließ ihn, so zu sagen, nicht einen einzigen Augenblick, aber auch die Marquisin von Brignolet theilte ihre liebevolle Sorgfalt, die ihm in der That kostbar seyn mußte, weil nur die inniggefühlteste Freundschaft solche zu verschwenden vermochte. Ueberhaupt mußte die Person des Marschalls den unwiderstehlichsten Eckel einflößen, besonders da man in einemfort Kalbsfelle auf die geschwürigen Theile legte, bey deren Verband sich der ansteckendste Geruch verbreitete. Kein Wunder also, daß Richelieu über ein halbes Jahr lang zu Hause bleiben mußte; er gab aber, um seine eigentliche Krankheit zu verhehlen, einen ganz andern Beweggrund von seiner Einsamkeit an. Zwar hatte man ihm den Gebrauch des Bades verbothen; allein er wollte sich selbst curiren, und deßhalb badete er sich öfters, welches nebst einen Trank von Weinmost vieles zu seiner Genesung beytrug.

Aller seiner Vorsicht ungeachtet, konnte dennoch sein Zustand dem Publicum nicht verborgen bleiben. Man hatte die Sage verbreitet, daß er bey lebendigem Leibe faulte und daß sogar, selbst nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit, noch immer Kalbsfelle ihm über den Leib gelegt würden. Andere hingegen behaupteten, daß man ihm die Haut des Kopfes abgezogen hätte, um ihm die Runzeln von der Stirne zu nehmen, und daß diese Haut an seine Peruke wäre

angeheftet worden. Bisweilen vermischte der Marschall sein Bad mit Saife oder Mandeltaig; weil nun das Wasser beym Ausleeren eine weiße Farbe hatte, so glaubte man, daß er Milchbäder gebrauchte. Man war zu Bordeaux so fest davon überzeugt, daß es sogar eine Zeit gab, wo man sich des Gebrauchs der Milch enthielt, aus Furcht: von derjenigen zu bekommen, worinnen sich Richelieu gebadet hätte. Kaum läßt sich die Verschiedenheit der Erzählungen angeben, die man über diesen Gegenstand erdichtete. So viel ist aber gewiß, daß alle seine Kammerdiener bezeugen werden, daß bis zu seinem Tode sein Körper nicht nur weiß und rein gewesen war, sondern daß er sich auch keiner Kunstmittel bediente und nach dieser unsaubern Krankheit gleichsam jugendliche Thätigkeit wieder erhielt. Es scheint, daß dieser ekelhafte Zufall alle Unreinigkeit aus seinem Körper gesogen habe; sie war gleichsam ein sogenanntes Desperationsmittel, welches ihm die Natur verschaffte, und das den Greisen wieder kraftvoll und vollkommen gesund machte; von dieser Zeit an fühlte er sogar nicht die geringste Unpäßlichkeit mehr. Bloß jeden Frühling nahm er eine besondere Kur vor; denn weil er mit einer großen Anzahl von Frauenzimmern aller Art, und sogar mit Nonnen, zu thun hatte, so hielt er es der Klugheit gemäß, bey Erscheinung der wonnigen Jahrzeit eine Wiedergeburth mit sich vorzunehmen, um nicht die geringste Spur von den Unreinigkeiten des vorigen Jahrs zurück zu lassen.

Kaum war der Herzog von Richelieu im Stande, sich wieder im Publicum zu zeigen, so erschien er aufs neue bey Hofe, wo unaufhörliche Kriegsgerüchte einen nahen Feldzug verkündeten. Die Engländer, nicht zufrieden damit, unsre Besitzungen in Ostindien angegriffen zu haben, bemächtigten sich noch dazu unserer Schiffe; denn sie nahmen den Franzosen den Alcides und die Lilie. Daher war auch der König, seiner friedsamen Denkart ungeachtet, fest entschlos-

sen,

sen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; man hatte aber noch keinen Plan für den bevorstehenden Feldzug entworfen.

Richelieu hatte nach Montpellier gehen müssen, um von den Ländständen eine Vermehrung der Steuern zu fordern, und dieß war auch seine letzte Reise dahin.

Nach seiner Ernennung zum Statthalter über Guyenne, speißte er am Tage seines Abgehens mit dem Könige und der Marquisin von Pompadour zu Choisy, bey welcher Gelegenheit Seine Majestät, welche von der Art seines Reisens gehört hatten, ihn in seinem Wagen zu sehen wünschten. Und wirklich reißte Niemand mit mehrerer Bequemlichkeit. Denn er hatte sich eine Kutsche verfertigen lassen, die er nur seine Schlafstelle nannte, und die von solcher Länge war, daß man sich ganz ausgestreckt hineinlegen konnte. Sie enthielt ein gutes und bey strenger Kälte mit Wärmpfannen versehenes Bette; der Marschall stieg auf die gewöhnliche Art hinein und legte sich, wenn er zuvor seinen Schlafrock angezogen hatte, so lange nieder, bis ihn einige Bedürfnisse zum Aufstehen nöthigten. Der Wagen selbst war innwendig mit Läden versehen, vermöge deren man nach Belieben hell oder dunkel machen konnte. Uebrigens war diese Kutsche so künstlich aufgehängt, daß sich immer das Bett auf eine außerordentlich sanfte Weise hin- und her wiegte, welches natürlich den Schlaf des Herzogs befördern mußte. Er aß nicht gerne in Gasthöfen, weil die Kochart derselben nicht im mindesten nach seinem Geschmacke war; eine mit vieler Geschicklichkeit verfertigte und unten an dem Wagen angebrachte Kochmaschiene richtete, vermöge glühender Ziegelsteine, die von ihm verlangten Fleischspeisen allmählich zu und auf der letzten Poststation vor dem zum Essen bestimmten Orte nahm ein geschickter Koch dieses Instrument und eilte mit verhängtem Zügel voran, um die Mahlzeit des gnädigen Herrn zuzubereiten, so daß unser Duc bey seiner Ankunft daselbst nicht einen einzigen Augenblick warten durfte. Diese Zwischenzeit war hinreichend genug, um das Bett zu machen, in wel-

ches er sich sogleich wieder legte, so daß man ohne Unwahrheit sagen konnte: er wäre zu Paris schlafen gegangen und erst in der Entfernung von zwey- bis dreyhundert Meilen aufgestanden. Er reißte oftmahls in der größten Kälte, ohne daß er die geringste Empfindung davon hatte. Einstens ließ er ein junges Frauenzimmer in den Wagen setzen, das ihm aber, so bald er der Ruhe genoß, in einer besondern Chaise nachfolgen mußte. In der That hatte noch nie ein Mann mit solchem Eifer für die Bequemlichkeiten des Lebens gesorgt, als der Held unserer Geschichte, und noch Niemand hatte von seinen Untergebenen pünctlichern Gehorsam verlangt. Daher wagten sogar seine Leute, auch wenn sie schon für Kälte halb tod waren, nicht die mindeste Klage.

Diese letzte Reise dauerte jedoch nicht lange, denn er kam bald an den Hof wieder zurück, um von dem Könige seine Ernennung zum Statthalter von Guyenne zu verlangen. Der Graf von Eu, der bisher diese Stelle bekleidet hatte, dankte von selbsten ab, und wiewohl er mit der Frau von Pompadour nicht in dem besten Vernehmen stand, so besaß er dennoch so viel Credit bey dem Monarchen, daß er mit leichter Mühe eines der größten Gouvernements von Frankreich erhalten konnte. Die Provinz sehnte sich nach keinem Prinzen von Geblüthe, dessen Nachfolger unser Marschall war, besonders da der Ruhm des Letztern ihn über einen legitimirten Prinzen erhob, der nicht die geringste merkwürdige That verrichtet hatte.

Richelieu konnte nicht der Ehrenbezeugungen theilhaftig werden, die ihn zu Bordeaux erwarteten. Denn es war jetzt mehr als jemahls die Rede vom Kriege, und er strebte nach der Oberbefehlshaberstelle. Zwar fanden seine Wünsche an der Frau von Pompadour und ihren Kreaturen die heftigsten Gegner; allein diese Schwierigkeiten hielten ihn nicht auf, und er ließ durch die Frau von Lauraguais, die ihm ganz ergeben war, und durch die verwittibte Herzogin von Aiguillon dagegen arbeiten. Diese beyden Damen cabalirten

als

als Frauenzimmer, die ihre Absichten durchsetzen wollten. Auch Frau von Mauconseil ward mit in das Spiel gezogen, so daß ein Off- und Defensivkrieg unter den Mitbewerbern entstand. Frau von Pompadour hätte so gerne das Commando über die Truppen dem Prinzen von Soubise zu geben gewünscht; unglücklicher Weise aber war derselbe kein Marschall von Frankreich.

Neuntes Kapitel.

Der Marschall von Richelieu wird zum Oberbefehlshaber bey der zu Mahon vorzunehmenden Expedition ernannt. Belagerung und Einnahme der Festung.

Man war noch ungewiß, auf welche Seite man die Französische Kriegsmacht hinwenden sollte, als der Marschall auf den Einfall gerieth, mit der Eroberung von Mahon anzufangen. Er verfaßte also ein Memoire, worinnen er die Nothwendigkeit der Unternehmung und die Wichtigkeit dieses Platzes zu beweisen suchte, im Falle man in irgend einem Theile von Amerika etwas entscheidendes wagen wollte. Er zeigte nähmlich, daß die Insel Minorka die Communication zwischen den Engländern und dem Könige von Sardinien unterbrechen und Frankreich in den Stand setzen würde, die Schifffahrt der erstern nach der Levante und Italien zu beunruhigen, indem sie künftig nicht weiter in diesen Meeren schiffen könnten, ohne starke Eskadern zu halten und sich auf dem Oceane in Europa sowohl, als in Amerika zu schwächen. Nach Berührung anderer Details bestritt er die Meinung einiger Politiker, die schon diese Insel den Spaniern zutheilten; zwar gestand er, daß die Einigkeit zwischen den beyden Kronen äußerst wünschenswerth sey, aber doch ging sein Rath dahin, daß man ein so ansehnliches Opfer in weitere Ueberlegung nehmen müsse.

Die

Die Herzogin von Lauraguais, die bey allen Gelegenheiten ihren Liebhaber zu begünstigen suchte, versammelte jetzt alle Minister um sich herum. Bey einem besondern, von ihr gegebenen, Gastmahle, wobey sich auch der Abbé Bernis, der Staatsrath geworden war, befand, wiederhohlte der Marschall, daß das einzige Mittel, die Engländer für die uns zugefügten Beleidigungen zu strafen, in der Wegnahme von Mahon bestünde. Zwar schien dem Abbé diese Unternehmung äußerst schwer zu seyn, besonders da Richelieu nur 30,000 Mann verlangte und sich für den glücklichen Erfolg verbürgte; aber Frau von Lauraguais bath inständig den Priester, diese Sache dem Conseil vorzuschlagen, der sich auch des andern Tags seines Auftrags entledigte. Doch das Project schien von neuem gewagt zu seyn. Der König hatte schon vorher wegen dieser Eroberung mit dem Prinzen von Conti gesprochen, der aber 50,000 Mann verlangte, ohne sich zu dem glücklichen Ausschlage dieses Unternehmens anheischig zu machen. Er wunderte sich daher über die geringe Anzahl der geforderten Truppen und wollte schlechterdings den Feldherrn wissen, der seines Siegs so versichert wäre. Unser Held wurde genannt. Zwar war diese Rede allerdings sehr voreilig, war die Antwort des Monarchen hierauf, er ist aber zu glücklich und brav, um nicht sein Wort zu halten. Er mag also immer das Oberkommando übernehmen!

Frau von Lauraguais flog mit dieser frohen Bothschaft zu dem Marschalle hin, und dieses war der erste Triumph, der noch größere verkündete.

Die Marquisin von Pompadour war äußerst unwillig über diese Wahl und ließ sich öffentlich verlauten, daß Richelieu ein Großsprecher wäre; inzwischen tröstete sie sich doch mit der Hoffnung seiner mißlungenen Entwürfe. Sie schien sogar über seine Ernennung vergnügt zu seyn und stattete ihm, mit allem Anscheine von Freundschaft, ihre Glückwünsche in Rücksicht der neuen Gnade ab, die er so eben von

dem Monarchen erhalten hatte. Diese beyden Personen, die Marquisin und Richelieu, fürchteten und schonten sich wechselsweise; sie waren zwey Liebenden ähnlich, die sich unaufhörlich mit einander entzweyen und wieder aussöhnen. Wenn man sie in der größten Feindschaft glaubte, so mußte man wieder über ihre große Vertraulichkeit staunen; sie gab selten dem Könige ein Fest, ohne unsern Helden als einen der Ersten dazu einzuladen; zu Créci und Bellevue war der Marschall mit den größten Freundschaftsbezeugungen überhäuft; zwanzigmahl suchte sie seinen Fall zu bereiten, und zwanzigmahl wußte er listiger Weise den Schlingen zu entgehen, die man ihm gelegt hatte. Mit einem Worte: ihr beyderseitiges Betragen schien immer ein Problem zu seyn, und der Marschall hatte seine ganze Geschicklichkeit nöthig, um nicht mitten unter so vielen Stürmen zu scheitern.

Zwar hatte man ihm versprochen, daß er zu Toulon alle zu diesem Zuge erforderlichen Bedürfnisse finden sollte; aber die Marquisin und ihre Agenten suchten aus allen Kräften, Gegenbefehle zu erhaschen. Man mußte sich schlechterdings rächen, und die Ehre des Staats, das Blut der Franzosen, der Verfall der Finanzen, konnten mit einer so edeln Denkart in keine Vergleichung kommen. Der Marschall sollte mit Schande bedeckt und seine Expedition lächerlich werden; und daher war zu diesen schönen Operationen kein Kunstgriff zu niederträchtig!

Die Herren von Belle-Isle und Argenson unterstützten die Marquisin vollkommen, und man freute sich schon im Voraus auf Richelieu's schimpflichen Zurückzug. Der Marschall kam den 1. April 1756 zu Toulon an und merkte wohl, daß er in seinen Erwartungen getäuscht wäre. Aber seine Wachsamkeit, seine Thätigkeit, verbesserten das Uebel, besonders da er von den Marseillern einen Theil seiner Bedürfnisse erhielt, und er brachte, nachdem er seine Truppen in Transportschiffe vertheilt hatte, am Borde seines eignen

Fahr-

Fahrzeugs die Nacht zu; des andern Tags ward das Zeichen zum Aufbruch gegeben.

Am 12. zerstreute ein Sturm seine Escadre, und den 18. schiffte man sich bey der Insel Minorka aus, bey welcher Gelegenheit nicht der geringste Widerstand von den Feinden gemacht wurde, welche sogleich Citatella verließen, wo der Marschall sein Nachtquartier aufschlug. Bey der Annäherung der Franzosen räumten die Engländer die Stadt Mahon und zogen sich in das Fort St. Philipp zurück, das man als unüberwindlich betrachtete. Am 22. erschien vor dem Marschall ein Tambour von Seiten des Commandanten des Forts, General Blackenay, der ihm schriftlich um die Ursache fragte, warum die Franzosen auf Minorka gelandet wären, worauf Richelieu zur Antwort ertheilte, daß solches aus eben den Gründen geschähe, vermöge deren die Englischen Eskadren die Schiffe des Königs, seines Herrns, angegriffen hätten.

Der Marschall recognoscirte selbst den Platz, wo das Lager aufgeschlagen werden sollte, und des Nachmittags rückte seine Armee daselbst ein. Während der Truppeneinrichtung war der Marquis de la Galissoniere mit seiner Escadre immer auf der Höhe des Hafens von Citadella geblieben, aber nachher ging er unter Segel und richtete seinen Lauf auf die Höhe des Hafens von Mahon.

Es ist keineswegs unsere Absicht, den Lesern einen umständlichen Bericht von dieser merkwürdigen Belagerung zu geben; wir wollen nur das Einzige anführen, daß sich der Marschall nicht nur, eben so wie ein gemeiner Soldat, den Gefahren aussetzte, sondern auch eine seltene Geistesgegenwart und Standhaftigkeit zeugte, zumahl da er von dem Herrn de la Galissoniere auf das trefflichste unterstützt ward, indem derselbe die Engländer verhinderte, den Bedrängten von der Seeseite zu Hülfe zu kommen. Das am 19. May auf der Höhe der Insel Laire de Mahon zwischen der Escadre des Marquis und der vereinigten Flotte der Admirâle Bing und

Vowel vorgefallene Treffen, in welchem der Franzose den Sieg davon trug, nahm den Belagerten alle Hoffnung eines Securses, und beschleunigte die Uebergabe des Forts.

Bis hieher verkündete noch nichts einen nahen Sieg, ungeachtet man in verschiedenen Scharmützeln glücklich gewesen war. Denn das feindliche Feuer wurde mit ununterbrochener Heftigkeit fortgesetzt, und schon freute man sich darüber zu Versailles, wohin die Nachricht gekommen war, daß der Marschall nicht nur an der Expedition zu verzweifeln anfinge, sondern sich sogar selbsten zu ermorden gedächte. Er besichtigte täglich die Verschanzungen und die Wirkungen der Batterien von dem Hause eines Müllers herab, das auf einer Anhöhe lag. Die Engländer, welche diese Beobachtungen stören wollten, feuerten öfters auf dieses Haus, welches dennoch von dem Marschalle immer besucht wurde, da es schon durch die Kanonenschüsse ganz zerlöchert war. Und eben diese Kühnheit war die Quelle des Gerüchts, daß er seine Schande nicht überleben wollte.

Inzwischen war unser Held weit entfernt, an dieser Unternehmung zu verzweifeln, vielmehr war er des guten Willens der Truppen gewiß, und benutzte also jede Gelegenheit, die ihm einige Vortheile verschaffen konnte. Zwar sah er wohl ein, daß der glückliche Erfolg ihm tausend Schwierigkeiten entgegen stellte; aber er fand auch zugleich eben so viel Mittel zur Besiegung derselben. Man verbesserte mit einem unglaublichen Eifer den Schaden, welchen die feindlichen Bomben und Batterieen verursacht hatten. Der Marschall, welcher überzeugt war, daß man die erste Hitze der Franzosen benutzen müsse, wartete mit Ungeduld auf eine Gelegenheit zum Sturmlaufen. Täglich visitirte er die Vorposten; eine von den Schildwachen des Forts hatte den Einfall, nach ihm zu schießen und an diesem Tage hörte er die Kugeln vor seinen Ohren vorbeypfeifen. Er trat also zu einem Kanonier hin, mit der Frage: ob er ihn nicht von diesem Schurken entledigen könnte, der vielleicht ein andermahl glücklicher

seyn würde. Dieser Kanonier bediente seit drey Tagen seine Batterie, ohne daß er abgelöst seyn wollte. Er nannte sich Thomas und war ein Deserteur vom Regimente Nizza, das so eben zu Mahon angelangt war; da er aber wußte, daß es ihm das Leben kostete, im Fall er erkannt würde, so wollte er seinem Schicksale durch einen freywilligen Tod entgehen; allein das Verhängniß hatte es anders beschlossen. Nur er allein war von dem mordenden Feuer der Feinde befreyt geblieben; er verstand den Dienst, war überaus thätig, und nie wurde eine Batterie besser bedient, als die seinige, ob sie gleich der Gefahr am meisten ausgesetzt war. Dieser Mann, ganz schwarz von Pulver, mit Schweiß und Staub bedeckt, kraftlos und seit zwey Tagen der Nahrungsmittel beraubt, schleppte sich jetzt mit Mühe zu seinem Feldherrn und versprach ihm, daß der feindliche Soldat gewiß nicht dem zweyten Kanonenschuß entgehen sollte, wenn ihn der erste verfehlt hätte.

Und wirklich ergrif er den Augenblick, wo dieser Soldat ganz wehrlos da stand; der Schuß geschah und schon flog der Huth des Engländers in die Luft. Der Marschall, mit der Geschicklichkeit des braven Kanoniers äußerst zufrieden, wollte ihn eben fragen, warum er ihn drey Tage hintereinander erblickte; allein der unglückliche Thomas, von Müdigkeit und Hunger erschöpft, war schon ohne Bewußtseyn bey der Kanone niedergesunken, die er bisher so trefflich losgebrannt hatte.

Richelieu vernahm alsdann, daß derselbe nicht abgelöst seyn wollte; er ließ ihn daher in das Lazareth bringen und gab einem Officier den Auftrag: den Beweggrund auszuforschen, der diesen Kanonier zu einem solchen Betragen bewegen konnte. Aber Thomas beobachtete das hartnäckigste Stillschweigen und wollte sich seinem Feldherrn allein entdecken; nach Wiederherstellung seiner Gesundheit erhielt er also die Erlaubniß, vor demselben erscheinen zu dürfen.

Bey dieser Gelegenheit fiel er unserm Richelieu zu Füssen, bekannte aufs freymüthigste seinen Fehler und gestand: den Tod verdient zu haben, welchen er aber dadurch für sein Vaterland hätte nützlich machen wollen, wenn er seine Batterie nicht verließe, wo alle seine Kameraden wären getödtet worden. Zuletzt bath er um die Erlassung der Todesstrafe und ersuchte den Marschall, ihm den gefährlichsten Posten zu überlassen, den er so lange zu vertheidigen versprach, bis er als ein braver Soldat das Leben verlöhre; er wollte — setzt' er hinzu — freudig dahinsterben, wenn er nur einen Einzigen seiner Kameraden retten könnte.

Unser Held, über die Reue eines so braven Mannes gerührt, versicherte ihn jetzt, daß er ganz ruhig seinen Dienst wieder antretten könnte, und ließ sich hierauf einen genauen Bericht von seiner Aufführung abstatten. Da nun fast alle Zeugnisse zu Gunsten des Kanoniers ausfielen, so besuchte Richelieu einige Tage nachher die nähmliche Batterie, welche derselbe mit fast unglaublicher Geschicklichkeit und unerschrockenem Heldenmuthe zu bedienen fortfuhr; er nahte sich ihm und überreichte ihm das Patent eines Unterlieutenants mit den Worten: Dieß, lieber Freund, ist der Lohn des Verdienstes. Dieser Mann, der sich eben so zu einem braven Officier bildete, als er vorher ein guter Soldat war, wurde in der Folge zum Hauptmann erhoben. Jeder Theil seines Körpers war mit einer Wunde bezeichnet. Im Jahr 177/ kam er nach Versailles, den König um eine Pension zu bitten; er hatte acht und dreyßig Jahre, sowohl als Soldat, als auch als Officier, gedient. Man wunderte sich, daß er noch nicht um das St. Ludwigskreuz angehalten hätte, und dieser rechtschaffene Mann erstaunte, solches verdient zu haben. Der Marschall von Richelieu, der mehr als irgend Jemand den Werth seiner Dienste kannte, erhielt endlich für ihn diese militärische Belohnung und der brave Thomas, der noch immer daran zweifelte, ob er auch dieser

ser Gnade würdig wäre, wurde zum Ritter geschlagen *).

Durch solche Züge erwarb sich der Marschall die Liebe seiner Soldaten. Eine andere Anecdote von dieser Belagerung, die zwar schon tausendmahl angeführt wurde, die man aber nicht zu oft wiederhohlen kann, beweißt hinlänglich, welche große Kenntniß er von dem menschlichen Herzen besaß. Er wußte, daß die Franzosen sich gerne durch Aufregung des Ehrgefühls leiten lassen, und daß diese Triebfeder ungleich mehr, als alle Arten von Strafen, über sie vermöge. Der größte Theil seiner Krieger, durch den guten Wein, den sie zu Mahon tranken, verführt, berauschte sich fast alle Tage. Die Gefängnisse waren nicht hinreichend genug, um sie alle zu fassen, und der Kriegsrath, der Insubordination befürchtete, that dem Feldherrn den Vorschlag: einige der Schuldvollsten aufhängen zu lassen, um ein auffallendes Beyspiel zu geben, welches die Andern im Zaume halten könnte. Allein der Herzog erwiederte, daß er noch ein letztes Mittel versuchen wollte. Er ließ daher seine Armee versammeln, ging durch alle Glieder hindurch und rief: „Soldaten, Gre„nadiere! Ich erkläre hiemit, daß diejenigen unter euch, „die sich künftig berauschen werden, keinen Theil an „der Ehre nehmen sollen, bey dem bevorstehenden Stur„me zugegen zu seyn.“

Die-

*) Wenn alle diejenigen, welche diese Belohnung erhielten, eben so viele Ansprüche darauf gehabt hätten, so würde man größere Hochachtung für den St. Ludwigsorden empfinden; allein unglücklicher Weise wurde der Mann, der solchen einer trefflichen That verdankte, nicht nur einem Polizeygefreyten sondern auch Personen, die zwar bey einem Regimente eingeschrieben waren, aber niemahls dabey erschienen, und noch vielen andern gleich gesetzt, welche dasselbe dem Schutze einiger Mätressen und Minister schuldig waren. Daher entspringt auch die wenige Achtung dafür, und wenn man nicht bey Zeiten diesem Uebel abhilft, die Herabwürdigung eines der ehrwürdigen Orden und des schönsten Instituts.

Diese Rede, die zur Ehre der Truppen und des Feldherrns gereichte, brachte eine wunderbare Wirkung hervor. Kein einziger Soldat trank mehr zuviel, aus Furcht vor der angedrohten Strafe; denn Niemand wollte des Ruhms beraubt werden, zuerst die Feinde anzugreifen. Man wird hieraus, wie ich glaube, sehr deutlich sehen, was gutgesittete Franzosen auszurichten vermögen, besonders wenn sie unumschränktes Zutrauen zu ihrem Befehlshaber fühlen.

Jetzt ging der Sturm vor sich, uud obgleich die Leitern einige Schuhe zu kurz waren, so ließ sich dennoch der Soldat durch dieses Hinderniß nicht abschrecken, sondern stieg auf den Schultern seines Kameradens die Mauern hinan, wenn auch der Heruntergestürzte zwanzig Nachfolger fand. Aber ungeachtet des schrecklichen Feuers der Feinde erklimmte man dennoch den Felsen und die Franzosen blieben in dem Besitze desselben. Endlich verlangte der alte General Blackenay nebst der durch diese Kühnheit betäubten Garnison zu capituliren.

Der Marschall bewilligte den Feinden die besten Bedingungen. Bey Untersuchung des Zustands der Truppen, ihrer Anzahl und der außerordentlichen Menge von Lebensmitteln, konnte unser Richelieu im geringsten nicht begreifen, warum sich die Engländer so geschwind ergeben hatten, und die Franzosen vermochten eben so wenig beym Ueberdenken ihrer vorigen Gefahren zu glauben, daß sie dieses Wunder bewürkten.

Unser Held fertigte hierauf seinen Sohn, der sich bey diesem Sturme ausgezeichnet hatte, nebst seinem Eidam, dem Grafen von Egmont, mit der Nachricht, von der Einnahme der Festung, an den König ab. Der Hof befand sich damahls zu Compiégne, und die Feinde des Marschalls waren über eine Bothschaft, die ihn mit Ruhm überhäufte, ganz verblüft. Der Herzog von Fronsac erhielt zur Belohnung den St. Ludwigsorden mit der Anwartschaft auf die Oberstkammerherrnstelle. Aber er sollte sobald nicht diesen Posten erhalten, denn man sah ihn sehr lange als den ältesten unter den Mitbewerbern der Hofchargen.

Frau von Lauraguais, trunken von Vergnügen und über die Lobeserhebungen entzückt, die man an ihren Liebling verschwendete, wurde dennoch gewahr, daß derselbe über alles Lob erhaben wäre. Auch die Marquisin von Pompadour, über eine so unerwartete Begebenheit erstaunt, und hingezogen von der öffentlichen Meinung, verfertigte verschiedene Gedichte zur Ehre des Marschalls, und nannte ihn lange Zeit nur ihren lieben Minorker.

Die Minister, die auf unsern Richelieu äußerst erbittert waren, setzten sich lange seiner Rückkehr nach Paris, wo er seinen Ruhm genießen sollte, entgegen; allein sie verbargen ihren Haß unter dem Vorwande: daß seine Gegenwart in Provence höchst nöthig wäre, um die Küsten gegen feindliche Einfälle zu sichern. Doch die Frau von Lauraguais entdeckte diese Schlinge und lief zu allen Freunden des Herzogs und den ihrigen, um die Cabale fruchtlos zu machen. Endlich brachte sie es, aller Gegenbemühungen des Herrn von Argenson ungeachtet, so weit, daß der Marschall die Erlaubniß erhielt, sich an den Hof begeben zu dürfen.

Damahls verschwanden eine Minute lang seine Feinde; von dem Monarchen auf das gnädigste empfangen, drängte sich jeder hinzu, um ihn zu bewillkommen, und er erndtete daher reichlich die Früchte seines Siegs ein.

Zehntes Kapitel.

Der Herzog von Richelieu erhält die Stelle des Marschalls von Estrees. Er macht ungeheure Fortschritte in dem Churfürstenthum Hannover. Durch das Cabinet von Versailles gehindert, muß er seine kostbare Zeit mit Negotiationen verschwenden. Er verliert seine Vortheile und zwingt dennoch den Prinzen Ferdinand zum Zurückzuge.

Der Marschall von Richelieu, der, durch Mahons Eroberung mit Lorbeern bedeckt, von ganz Frankreich gepriesen wurde, hoffte jetzt zuversichtlich, in dem künftigen Feldzuge angestellt zu werden. In diesem Jahre mußte er bey dem Könige die Pflichten seiner Charge verrichten; aber dennoch konnt' er mit leichter Mühe derselben entledigt werden. Die ersten Tage seines Dienstes wurden durch Damiens *) Verbrechen merkwürdig. Am 5. Jänner 1757 bekam der Monarch einen Messerstich von diesem Ruchlosen, welchen die irrigsten Begriffe von Frömmigkeit und den damahligen Zeitumständen dergestalt den Kopf verrückten, daß er sogar behauptete, nie die Absicht gehabt zu haben, Ludwig XV zu

*) Dieser Elende, der mit seinem ganzen Nahmen Robert Franz Damiens hieß, war in einem Dorfe bey Arras gebohren und lange zu Paris in verschiedenen Häusern in Diensten gestanden. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich hier meinen teutschen Lesern die verruchte Handlung und die Todesstrafe dieses Menschen im Detail erzählen wollte; es sey mir erlaubt, nur das Einzige anzuführen, daß nicht nur der Vater, die Gattin und Tochter desselben, ob sie gleich unschuldig waren, dennoch auf ewig aus dem Königreiche verwiesen wurden, sondern daß auch alle seine Verwandten, vermöge des nähmlichen Befehls, den zum Fluch gewordenen Nahmen Damiens verändern mußte. Mehr davon siehe in Voltaires Siecle de Louis XV, Dresd. Ausg. S. 260 u. f. wo zugleich die vornehmsten Artikel aus den Criminal-Acten dieses Verbrechers angeführt werden. **Anmerk. des Uebers.**

ermorden, sondern ihm nur einige Wunden beyzubringen, um dessen Gewissensreue rege zu machen.

Bekanntlich verbreitete dieser Meuchelmord durch ganz Frankreich Furcht und Entsetzen umher; der Argwohn vervielfältigte sich und schonte man auch nicht der vornehmsten Personen.

Zwar entfernte man die Marquisin von Pompadour; allein Richelieu, beruhigt über den Zustand seines Gebiethers, dessen Wunde nicht im geringsten gefährlich war, besaß dennoch Einsicht genug, um voraus zu sehen, daß sie in baldem mächtiger, als jemahls werden würde. Er eilte von dem Bette des Königes hinweg, um die Günstlingin zu trösten, und ohne Zweifel mußte dieses Betragen zur Wiederaussöhnung zweyer Geschöpfe sehr vieles beytragen, die sich selten vereinigen ließen.

Die Zurückkunft der Frau von Pompadour, die nach der Vorhersehung unsers Richelieu bald darauf erfolgte, war von dem Exilium des Siegelbewahrers, Herrn von Machaut und des Herrn von Argenson, begleitet. Die Marquisin glaubte hinlängliche Ursache zu haben, sich über sie zu beklagen, und schickte den Einen auf sein Schloß Arnouville, und den Andern nach Ormes.

Damahls kaufte der Marschall, der schon lange in der Nähe seiner Tochter, der Frau von Egmont, zu seyn wünschte, den Pallast Antin, wo er ungeheure Geldsummen verschwendete. Er verlangte von der Stadt einen kleinen Theil der Strasse, und man vermochte dem Ueberwinder von Mahon keine abschlägliche Antwort zu geben. Er ließ hierauf jenen Pavillon bauen, welchen das Publikum in der Folge nur den Pavillon von Hannover nannte.

Indessen ward der Feldzug eröffnet, und Richelieu blieb müßig. Der Marschall von Estrées, welcher zu Wien einen Vertrag unterzeichnet hatte, vermöge dessen der König von Frankreich sich anheischig machte, seine Armee die Weser passiren zu lassen, um in das Churfürstenthum Hannover

ein-

einzudringen, wurde zum Oberbefehlshaber dieses Heers ernannt. Der Prinz von Soubise, ein sehr vertrauter Freund der Favorite, stand an der Spitze der Französischen Truppen, die bey dem Mayn zu dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, der die Reichsarmee befehligte, stoßen sollten.

Man weiß, daß der Marschall von Estrées, welcher mit dem Herzog von Cumberland, der durch den Verlust der Schlacht bey Fontenoi so bekannt wurde, sein Glück versuchen sollte, sich bloß damit begnügte, diesen Prinzen durch verschiedene Märsche und Gegenmärsche zu beunruhigen. Er hatte ihn gezwungen, sein Lager bey Bielefeld zu verlassen, und wiederum die Weser zu passiren, um das Churfürstenthum Hannover zu decken.

Dieser langsame Marsch befriedigte jedoch keineswegs die Ungeduld der Franzosen; man murrte, denn man konnte gar nicht begreifen, daß ein Feldherr, unter dessen Befehlen 100000 Mann stünden, so wenig Fortschritte machte. Man cabalirte bey Hofe; die Herzogin von Lauraguais versäumte insbesondere keine Gelegenheit, um dem Marschall von Richelieu zu dienen. Der König hatte viele Achtung für sie in Ansehung ihrer Schwester, der Frau von Chateauroux, und bald sah sie alle ihre Bemühungen mit einem glücklichen Erfolg gekrönt. Selbst die Marquisin von Pompadour, die sich über den Marschall von Estrées beklagte, weil derselbe, als ein strenger Beobachter der Kriegszucht, einen von ihren Clienten, der bey dem Proviant-Wesen angestellt und der Veruntreuung war überwiesen worden, hatte aufhängen lassen, beschleunigte seine Zurückberufung und trug sehr vieles zu der Ernennung unsers Helden bey. Nur wollte man in Rücksicht dieser Sache das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachten. Dessen ungeachtet ward solche in baldem bekannt, so daß Herr von Puisieux, Schwiegervater des Herrn von Estrées, davon Nachricht erhielt und ihm deßhalb folgendes schrieb: „Sie sind von Ihren Feinden gestürzt;

„man tadelt Ihr Betragen und beschuldigt Sie sogar „der Furchtsamkeit. Schon ist Ihr Nachfolger ernannt; „liefern Sie also ein Treffen, denn es ist schlechterdings „nöthig. Wenn Sie solches gewinnen, so wird man Sie „wahrscheinlicher Weise bedauern, und im Fall eines „Verlustes, wird es nichts mehr und nichts weniger „seyn."

So wird also das Schicksal einer Armee und das Leben des Soldaten durch Privatvortheile bestimmt! Dieser Brief entschied die Schlacht bey Hastenbeck, in welcher Estrées den Sieg davon trug. Bey diesem Treffen verdiente der Graf von Maillebois, der sonsten ein ganz vortrefflicher Feldherr ist, den Unwillen aller gut gesinnten Bürger, weil er die Erfüllung seiner Pflichten unterlassen hatte. Er war eifersüchtig auf den Marschall, und wollte daher, in der Hoffnung, die Stelle desselben zu erhalten, den Verlust der Schlacht verursachen. Diese Sache wurde lange nachher vor den Richterstuhl der Marschälle von Frankreich gebracht, welche den Boßhaften auf immer jeder militärischen Ehrenstelle unwürdig erklärten. Dieses war also die Strafe eines Mannes, der seinen Kopf auf dem Blutgerüste hätte verlieren sollen. Der unglückliche Bing wurde in England wegen eines weit verzeihlichern Fehlers erschossen; dieses Beyspiel war also ein Zaum für die Brittischen Anführer, da hingegen die Straflosigkeit, deren die Französischen Officiere vergewissert waren, das ganze Unglück des Kriegs verursachte.

Die Vorhersehung des Herrn von Puisieux traf ein; das Publikum, welches den Marschall von Estrées getadelt und als einen kleinmüthigen Mann betrachtet hatte, vernahm nicht so bald seinen Sieg und seine Zurückberufung, als es sich sogleich gegen das Ministerium auflehnte. Estrées schien ihm der größte Feldherr zu seyn, und seine Abdankung, die man noch vor einigen Tagen verlangt hatte,

ward

ward jetzt als die Vorbedeutung der größten Unglücksfälle betrachtet.

Die Ernennung des Marschalls von Richelieu blieb selbst denjenigen ein Geheimniß, welche den Staatsrath ausmachten. Seine Equipage war schon auf dem Wege nach Straßburg, als der Wundarzt des Herrn von Belle-Isle demselben zu Compiegne die Nachricht von der Abreise des Herzogs von Richelieu brachte; allein Belle-Isle behandelte ihn als einen tummen und unwissenden Menschen, und erst des Abends erfuhr er diese für ihn so widrige Bothschaft.

Inzwischen begab sich unser Held nach Straßburg, ohne die eigentliche Absicht seiner Sendung zu wissen; sein Wunsch war es schon lange, sich mit dem Könige von Preussen zu messen, und er hoffte daher, die Stelle des Prinzen von Soubise zu erhalten, welcher, dem allgemeinen Gerüchte zufolge, den Herrn von Estrées ablösen sollte. Voltaire, mit dem er einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhielt, empfahl ihm, nach vorhergegangenen Glückwunsche in Rücksicht seiner Ernennung, dem Könige von Preußen, welcher, seinem Ausdrucke nach, die Französischen Feldherren als Marquise in den Schauspielen behandelte.

Zu Straßburg erfuhr der Marschall, daß er die Armee des Herrn von Estrées commandiren sollte. Bey seiner Ankunft empfing er alle Ehrenbezeugungen und konnte sich nicht enthalten, beym Anblick des alten Feldherrn, der jetzt von allen denjenigen verlassen wurde, die ihm vorher unaufhörlich den Hof machten, in die Worte auszubrechen: „Also ver„danken wir immer die uns erwiesenen Ehrenbezeugungen dem „Posten, den wir bekleiden.“

Es ist allbekannt, mit welcher Schnelligkeit der Marschall von Richelieu immer neue Fortschritte machte. Er ging dem Herzog von Cumberland entgegen und zwang ihn nicht nur, sich zurück zu ziehen, sondern er drang auch auf ihn los und hinderte ihn, sich in Stade einzuschließen. Er hatte den Ruhm, ohne Schwerdtstreich den Krieg in diesem

Theile von Teutschland und noch dazu in einem einzigen Monath zu endigen; ja das feindliche Heer konnte sogar dem Schicksale der Gefangenschaft nicht entgehen. Damahls schien dem Feinde die Politik größere Sicherheit zu verschaffen, als die tapferste Gegenwehr. Der Graf von Linar schlug unter der Garantie des Königs von Dännemark den berühmten Vergleich von Closter-Zeven vor, der zweifelsohne den Werth eines Sieges würde aufgewogen haben, wenn derselbe auf eine deutlichere Weise wäre abgeschlossen worden. — Er ward von dem Marschalle unterzeichnet *). Man weiß, daß der Hauptartikel desselben darinn bestand, daß sich alle Hessische, Braunschweiger u. s. w. Truppen verbanden, den ganzen Krieg über nicht mehr gegen Frankreich zu dienen.

Man macht dem Herzog den Vorwurf, daß er dieses Heer nicht das Gewehr strecken ließ; allein er hatte einen Courier nach Versailles mit der Bitte abgefertigt, ihm sobald, als möglich, neue Verhaltungsbefehle zu schicken, und dieser Courier wurde sehr lange aufgehalten. Entweder hatten die in dem Vertrag enthaltene Gegenstände weitläufige Debatten verursacht, oder — welches noch wahrscheinlicher ist — die Frau von Pompadour und die Minister waren eifersüchtig auf den glänzenden Ruhm, welchen der Marschall erlangen sollte; genug, die Entscheidung kam nur einige Tage vor dem Treffen bey Rosbach. Wir glauben, daß ihn die Geschichte hinlänglich rechtfertigen werde, besonders da Beweise vorhanden sind, daß er mit den Ministern, die ihm bey seinen Operationen entgegen waren, einen unaufhörlichen Briefwechsel unterhielt. Diese Herren wollen immer aus ihrem Cabinette her bessere Maßregeln wissen, als der Mann, der sich an Ort und Stelle befindet und sogar die Umstände zu benutzen im Stande ist.

End-

*) Den 8. Sept. 1757. Anm. des Ueberf.

Endlich ward der Herzog von Cumberland zurückgerufen, und derjenige, der während seiner Abwesenheit das Commando übernahm, hatte nicht die geringste Vollmacht zu Unterhandlungen bekommen; man mußte also die Ankunft seines Nachfolgers, des Prinzen Ferdinands, erwarten. Diese Ereignisse unterbrachen daher die Operationen, und verschafften den Truppen, die sich schon zu zerstreuen anfingen, hinlängliche Zeit, sich wieder zu sammeln, welches auch wirklich geschah, besonders nach der Nachricht von der Niederlage bey Rosbach.

Unpartheyische Geschichtschreiber werden zweifelsohne, vermöge der noch vorhandenen Correspondenz zwischen unserm Helden und dem Prinzen von Soubise, ihre Leser überzeugen können, daß Letzterer sicher nicht wäre geschlagen worden, wenn er den Rath des Marschalls befolgt hätte; denn dieser hörte nicht auf, ihn zu warnen, dem Könige von Preußen zu trauen, indem ihn derselbe gewiß ganz unversehens überfallen würde, wenn er nicht beständig auf der Huth wäre und zu temporisiren verstünde. Er sollte sich also gedulden, bis sie sich mit einander vereinigen könnten, und dieses würde vielleicht in kurzem geschehen — um dann mit gesammelter Kraft Friedrich II sogar in Magdeburg heimzusuchen. Dieß war der Plan unsers Ducs, von welchem seine noch vorhandenen Briefe die unumstößlichsten Beweise sind.

So viel ist gewiß, daß der König von Preußen zu Versailles seine Kundschafter hatte; denn er wußte es noch vor dem Marschall von Richelieu, daß dieser vom Hofe Befehl erhalten würde, seine Armee die Winterquartiere beziehen zu lassen; und Fischer, als Köhler verkleidet, hörte sogar diesen Monarchen sagen: „Morgen wird der Herzog von Richelieu Ordre bekommen, Halberstadt zu räumen; ich „habe alsdann nur noch den kleinen Soubise zu besiegen, mit dem ich aber in baldem fertig zu werden „hoffe.“

Man

Man hat den Marschall von Belle-Isle in starkem Verdachte, mit diesem Monarchen im Briefwechsel gestanden zu seyn, und der Beweggrund zu solchem Argwohne war ein mit einem Paßporte des Marschalls versehener Courier, dessen Bestimmung unbekannt war, und der sich — wie man nachher erfuhr — in das Lager des Königs in Preußen begeben hatte.

Dem sey nun, wie ihm wolle, gewiß ist es immer, daß das bey Rosbach verlohrne Treffen die Hauptursache war, warum der Vertrag von Closter-Zeven nicht vollzogen wurde. Frau von Pompadour, untröstlich über die Unfälle des von ihr beschützten Prinzen, bezeugte unsern Helden ihren Kummer darüber; selbst der König schrieb ihm, nicht im Unglück seine Freunde zu verlassen und sich mit den Ueberbleibseln des Soubisischen Heers zu vereinigen.

Erst zu Stervick *) und nach der Verlassung von Halberstadt erfuhr der Herr von Richelieu die Niederlage des Prinzen von Soubise. Die Feinde versammelten sich wieder; diejenigen, welche an der Aller standen, stießen zu denen, die über die Elbe gehen wollten, und daher glaubte der Marschall, mit dem Ueberreste seiner Armee sie aufsuchen zu müssen, um zu sehen, ob sie den geschlossenen Vertrag zu vollziehen gedächten. Wiewohl er, wie wir schon oben sagten, von seinem Hofe Befehl erhalten hatte, es bey den Auslegungen, welche die Feinde über die Wendungen der Capitulation gemacht hatten, bewenden zu lassen, so glaubte er dennoch, mit seinen übrigen Truppen die Vollziehung derselben zu unterstützen, und jede Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Allein die Feinde gewannen hinlängliche Zeit, sich bey Stade zu versammeln, und der Mar-

*) So steht im Originale; es muß aber Osterwick heißen. Mehrere solche sichtbare Fehler in den Angaben der Nahmen sind in der Uebersetzung gleich abgeändert worden.

Anmerk. des Uebers.

Marschall sah' also wohl ein, daß es sehr unklug seyn würde, sich in einem unbekannten Lande und in der rauhen Jahrszeit einzuschiffen, um sich mit einer weit gleich stärkern Armee ins Handgemeng einzulassen. Er nahm daher eine sehr vortheilhafte Stellung, um die Corps zu erwarten, die zu ihm stoßen sollten, ging darauf nach Dresle *) und wählte Zelle **) zu seinem Standquartiere, welches mit seinem Schlosse das Centrum seiner Armee ausmachte; die übrigen Truppen waren zur Rechten und Linken längst der Aller hin postirt.

Der Prinz Ferdinand, welcher den Oberbefehl über die feindliche Armee erhalten hatte, rückte bald darauf gegen den Marschall an, der auch die nöthigen Vorkehrungen traf, um sich gut vertheidigen zu können, im Fall dieser Prinz ihn anzugreifen wagte. Allein dieser begnügte sich damit, ihm im Gesichte zu bleiben; die beyden Heere campirten auf beyden Seiten der Aller, in der Entfernung eines Flintenschusses, bis zu dem Abend vor Weihnachten. Als der Marschall die erwartete Truppenverstärkung erhalten hatte, so entschloß er sich, der strengen Kälte ungeachtet, die Aller zu passiren und dem Prinzen Ferdinand ein Treffen zu liefern. Die Truppen setzten mit der größten Freudigkeit über den Fluß;

*) So steht im Originale; allein auf allen Charten von Niedersachsen und Westphalen, und selbst auf derjenigen, welche der Archenholtzischen Geschichte des siebenjährigen Kriegs angehängt ist, finde ich keinen solchen Ort angemerkt. Vielleicht ist aber Drezel, ein Ritterguth im Herzogthum Magdeburg im Jevichowischen Kreise gemeint. S. Büschings Erdbeschr. 3. Theils 3. Band S. 33. Anmerk. des Uebers.

**) Diese unglückliche Stadt wurde auf Befehl des Herzogs von Richelieu, der über die Operationen der Alliirten und über die Niederlage zweyer Französischen Corps wüthend war, geplündert und ihre Vorstädte in Brand gesteckt. Man flehete um Verschonung des Waisen-Hauses; umsonst! es wurde mit in Asche verwandelt. Siehe Archenholtz Geschichte des siebenjährigen Kriegs S. 63. Mannh. Ausg. Anmerk. des Uebers.

Fluß; allein der Prinz Ferdinand brach in der Nacht sein Lager ab, und zog sich gegen die Elbe zurück. Der Marschall konnte ihm nicht nachfolgen, weil er die in einer so stürmischen Jahrszeit nöthigen Bedürfnisse nicht auftreiben konnte. Inzwischen entwarf er für diesen Winter einen Operationsplan, den er aber zuvor dem Hofe vorlegen mußte. Nicht lange, so bekam er Ordre, die Winterquartiere zu beziehen. Endlich ward er nach Paris zurück gerufen, und seine Stelle durch den Grafen von Clermont besetzt.

Man kann nicht in Abrede seyn, daß der Marschall — wäre er von den Ministern besser unterstützt worden — den schönsten Feldzug im ganzen Kriege würde unternommen haben. Denn man sieht aus seinen Briefen an den Herrn von Paulmy, damahligen Kriegsminister, und an den Abbé Bernis, daß er die Unglücksfälle, die sich in der Folge ereigneten, vorher sagte, ja, daß er sogar auf das eifrigste in sie drang, einen Entschluß zu fassen. Sie ertheilten ihm aber oftmahls Befehle, die seinen Operationen schnurstracks entgegen liefen. Wir haben diese Thatsachen aus dem Munde eines unpartheyischen Officiers gehört, der selbsten von dem Marschalle, unter dessen Befehlen er stand, war abgedankt worden.

Nur den einzigen gegründeten Vorwurf kann man unserm Richelieu machen, daß er seit dem Einfalle in das Fürstenthum Halberstadt und in andere Länder, seiner Armee zahllose Bedrückungen erlaubte. Zwar glaubte der Marschall auf diese Weise die Feinde strafen zu müssen, welche die Convention von Closter-Zeven gebrochen hatten; er bleibt aber nichtsdestoweniger schuldvoll, weil er solche, der Menschheit zuwiderlaufende, Gewaltthaten begünstigte, die allerdings sehr schrecklich gewesen seyn müssen, weil dadurch der König von Preußen genöthigt ward, unterm 30. Jänner 1758 durch seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, folgenden Brief an den Marschall schreiben zu lassen:

Mein

Mein Herr!

„Weil die Französischen Truppen bey ihrem letzten Einfall in das Fürstenthum Halberstadt die schrecklichsten Verwüstungen, Grausamkeiten und Räubereyen aller Art begingen: so habe ich vom Könige Befehl erhalten, Sie zu benachrichtigen, daß man mit der nähmlichen Unmenschlichkeit und Barbarey die Staaten der Alliirten des Königs von Frankreich behandeln und das abscheuliche Betragen Ihrer Soldaten gegen die Unterthanen Seiner Majestät an den Französischen Officieren rächen werde.“

„In diesen Ausdrücken wünschte der König, mein Bruder, durch mich Seine Gesinnungen erkennen zu geben.“

Ich bin mit der vollkommensten Achtung und Ergebenheit

Ihr affectionirter Freund

Heinrich von Preußen.

Dieses Schreiben ist in einem ganz andern Tone abgefaßt, als dasjenige, womit ihn kurz zuvor der König von Preußen beehrte. Aber freylich hatte damahls dieser Fürst noch nicht das Treffen bey Rosbach gewonnen; welches viel zu bekannt ist, als daß wir es nochmahls unsern Lesern hier mittheilen sollten. Man weiß, daß er nicht nur den Herzog zum Friedensstifter bestimmte, sondern daß er ihm auch das Compliment machte: der Neffe des großen Cardinals von Richelieu wäre eben so zur Unterzeichnung der Tractaten geschaffen, wie zum Gewinnen der Schlachten, und derjenige, der sich zu Genua eine Statue erworben, die Insel Minorka, aller damit verbundenen Schwierigkeiten ungeachtet, erobert hätte, und jetzt Niedersachsen unterjochen wollte, ein solcher Mann könnte nichts glorreicheres ausführen, als dem unruhigen Europa den Frieden wieder zu geben.

Man beschuldigt den Marschall, sich durch unermeßliche Contributionen bereichert zu haben. Zwar ist uns diese Beschuldigung ganz gleichgültig, und wir würden selbst Beweise von ihrer Wirklichkeit geben, wenn wir welche hätten auf-

finden können; weil man aber nur durch Thatsachen allein vollkommene Ueberzeugung erlangen kann, so haben wir uns von den damahligen Vorfällen in seinem Hause zu unterrichten gesucht. So viel ist gewiß, daß man diese Vermehrung seines Vermögens hätte wahrnehmen müssen; inzwischen sah man den Marschall weder Güter kaufen, noch seine Schulden abtragen, ja seine Leute hatten sogar dritthalbjährigen Lohn bey ihm zu fodern, und jener Pavillon von Hannover, der seine Erpressungen zu bestätigen schien, kostete keine 250000 Livres. Er konnte vielleicht eine Million erworben haben; wir sagen nur vielleicht; allein diese Summe kam mit den ungeheuren Contributionen seines Lehrers im Kriegshandwerk, des Marschalls von Villars, fast in keinen Betracht.

In diesem Zeitraum endigen sich die glanzvollen Thaten des Marschalls, denn künftig wird man ihn nur mit einigen elenden Hof-Intriken, kindischen Etiquetten, Schauspielen und besonders mit Mädchen beschäftigt sehen. Er machte sich allein durch seine lange Existenz berühmt, ob er gleich bis an sein letztes Lebensjahr die mannichfaltigsten Freuden überreichlich genoß. Man könnte ein interessantes Buch schreiben, über die Nothwendigkeit: zur rechten Zeit zu sterben. Wenn Ludwig XV seine Krankheit zu Metz nicht überlebt hätte, wie viele Thränen würde er den Franzosen gekostet haben! Man hätte ihn gewiß als den beßten König gepriesen; sein Lob wäre sicher auf unsere Kinder fortgepflanzt und die Umstände seiner Krankheit und seines Todes nicht ohne Wehmuth gelesen worden. Welche Sehnsucht hätte man nicht nach seinem Anblick empfunden, wenn irgend ein Unglück dem Volke begegnet wäre! Sicher würden diese Worte von Mund zu Munde geflogen seyn: „Ach! wenn der gute „Ludwig XV noch lebte, so würde man keine solche „Ursache zu klagen haben!“ Nun entfloh aber der gute Ludwig XV dem Tode, und eben dieses brachte ihn um die Liebe seiner Unterthanen.

Es würde uns sehr leicht seyn, noch andere Anwendungen zu machen. Wäre Richelieu nach der in der Abtey Closter-Zeven geschlossenen Convention getödtet worden, wie sehr würden die unglücklichen Folgen dieses Kriegs den Wunsch nach einem solchen Feldherrn erregt haben! Man hätte gewiß seinen Tod als die Quelle aller so schnell hintereinander folgenden Widerwärtigkeiten betrachtet. Denn wer konnte es voraus sehen, daß ihm das Obercommando genommen und der Graf von Clermont ihm nachfolgen würde, den man nur spottweise den General der Benedictiner nannte, weil er die Abtey St. Germain des Prés besaß; wer konnte es, sage ich, damahls nur muthmassen, daß dieser Halbgeistliche eine so vortreffliche Armee befehligen und sich auf die ausgezeichnetste Weise würde schlagen lassen, daß in jedem Feldzuge ein Heerführer die Fehler seines Vorgängers dergestalt vergrößern würde, daß man zuletzt die Erlangung eines schimpflichen Friedens für ein ausserordentliches Glück ansehen mußte?

Hätte Richelieu nicht mehr existirt, so würde dieses gute, aber damahls durch so viele Unfälle niedergebeugte Volk wegen des Andenkens an Mahons Eroberung, die so viele Te Deum verursachte, an den glücklichen Feldzug von Hannover, an Genua und die Schlacht bey Fontenoi, vielleicht ausgerufen haben: Hätte Richelieu gelebt, so wäre dieß alles nicht geschehen! — Wie viele Könige, Feldherren und Ministers haben nur deßwegen einen großen Ruhm und immerwährende Sehnsucht nach ihnen hinterlassen, weil sie in der Blüthe ihres Lebens dahinstarben! Ein Jahrzehend mehr, und sie hätten vielleicht einen Theil ihres guten Rufs verliehren können!

Eilftes Kapitel.

Der Marschall von Richelieu nimmt von seiner Statthalterschaft Besitz. Sein außerordentlicher Aufwand zu Bordeaux. Neue Intriken mit Frauenzimmern. Er läßt einer Wittwe, zu welcher er nicht selbsten gehen durfte, durch den Guardian der Capuciner verschiedene Liebesbriefe überbringen.

Zwar wurde der Marschall von Richelieu nach seiner Ankunft zu Paris durch die eignen Briefe der Minister seines Betragens wegen bey Hofe hinlänglich gerechtfertigt, aber nichtsdestoweniger von dem ganzen Königreiche beschuldigt, daß er sich von den Feinden hätte bestechen lassen. Er glaubte sich daher für die ihm zu Theil gewordenen Unannehmlichkeiten nicht besser entschädigen zu können, als wenn er zu Bordeaux seinen Einzug als Gouverneur hielte. Denn er wußte wohl, daß er mit Ungeduld erwartet würde, und seine Eigenliebe schmeichelte sich zum Voraus der Ehrenbezeugungen, die er empfangen sollte. Bey dieser Ceremonie enthüllt' er also alle nur mögliche Pracht, und schlug die ältesten Urkunden über die mit seiner Stelle verbundenen Rechte und Vorrechte nach. Er kam durch Blaye, wo ihn verschiedene Barken, welche die Stadt Bordeaux auf das prächtigste hatte ausrüsten lassen, in den Hafen begleiteten. Bey seiner Erscheinung feuerten alle Schiffe, sowohl Französische, als Ausländische, ihre ganze Ladung ab, und das Schloß Trompette erwiederte diese Begrüssung. Eine militärische Musik zog vor seinem Fahrzeuge her, und bey seiner Ankunft auf dem Königsplatze fand er einen Triumphbogen, wo ihn das Parlament mit einer feyerlichen Anrede empfing. Hierauf stieg er zu Pferde und ritt durch die ganze Stadt, in Begleitung des Adels der Provinz und seiner ganzen Hofhaltung, ebenfalls zu Pferde und prächtig gekleidet, und begab sich in die Cathedralkirche, wo der Erzbischof und die Geistlichkeit ihm

ihm entgegen kamen. Nach abgesungenem Te Deum ward er in der nähmlichen Ordnung in den Gouvernementspallast zurückgeführt, welchen die Stadt auf das prächtigste hatte ausschmücken lassen.

Noch nie war ein Statthalter in einem so glänzenden Aufzuge erschienen. Man glaubt, daß er jenen täuschenden Schimmer wieder emporbringen wollte, der am Hofe Ludwigs XIV seine Augen geblendet hatte. Bekleidet mit einem Theile der Herrschergewalt seines Nachfolgers, glaubte er auf eine, seinem Gebiether würdige, Art erscheinen zu müssen; mit einem Worte: er war König in Bordeaux. Im Gefolge einer zahlreichen Leibgarde, deren Befehlshaber ein stiftsfähiger Cavalier *) war, verabsäumte er keine Gelegenheit, sich mit der größten Pracht im Publicum zu zeigen. Wenn er in die Kirche ging, so erwarteten von ihm besoldete Musikanten seine Ankunft zur Ausführung ihrer Piecen; Gardisten umgaben seinen Betstuhl und man sah überall den blendendsten Glanz.

Einige Tage nach seiner Ankunft gab er in seinem Garten ein Abendessen von 400 Gedecken, wo die artigsten Frauenzimmer nebst dem Adel und den angesehensten Civilpersonen zugegen waren. Man stellte ihm zu Ehren in der Stadt einen außerordentlich großen Maßkenball an, bey welcher

*) Man hielt ihn für einen Verwandten der Frau von Brionne. Die Provinz zahlte 1200 Livres für diesen Capitain, der ein halbes Jahr nachher dem Rentmeister des Marschalls eine Quittung von 6000 Livres für 2 Quartale seiner Gage übersandte; allein dieser gab ihm zur Antwort, daß er eine Nulle zuviel gesetzt und nicht mehr als 600 Livres zu fordern hätte. Daher entstand von beyden Seiten ein großer Zwist; man mußte seinen Posten untersuchen, wo es sich endlich fand, daß er nur für 1200 Livres angestellt worden. Zwar beklagte er sich deßwegen bey unserm Helden, der ihm aber bloß erwiederte, daß er für 1200 Livres soviel Gardehauptleute bekommen könnte, als er nur wollte. Auch behielt der Marschall für sich die 6000 Livres, welche die Provinz für den Sekretair bezahlte. Welche Großsprecherey also von außen und welche Kargheit von innen!

Gelegenheit eine Maske oft mit ihm sprach. Der Unbekannte drückte sich mit der größten Anmuth aus und schien sehr viel Verstand zu besitzen. Zwar bath ihn der Marschall, sich zu erkennen zu geben und folgte ihm überall nach; allein die Maske verschwand, kam aber bald mit einem Papier in der Hand wieder zurück, das sie dem Marschall überreichte und gleich wieder entfloh, ohne eine Spur von sich zurück zu lassen. Auf diesem Blatt standen folgende Worte:

Quoique sous ce deguisement,
Tu peux me connoitre aisément
Aux seuls sentimens de mon ame;
Si je te crains, je suis Anglois;
Si je t'aime, je suis Francois;
Si je t'adore, je suis femme *).

So empfing überall der Marschall Beweise von Liebe und Ehrfurcht. Wenn der hannövrische Feldzug einige Ursache zum Tadel gab, so verschwand solcher gleich wieder beym Rückblick auf Mahons Eroberung. Man wiederholte nochmahls jene in ganz Frankreich so bekannten Lieder, und Richelieu erschien zu Bordeaux nicht anders, als unter beständigem Freudengeschrey. Allein die Großen, denen die Erwerbung der Volksliebe so wenig Mühe kostete, trugen oft noch weniger zur Erhaltung derselben bey. Jene Ehrenbezeugungen und Huldigungen, alles schien ihnen von Rechtswegen zu gebühren; mit dem äußern Schein zufrieden, der sich aus Zwang um sie her verbreitete, sorgten sie keineswegs dafür, um sich im Besitze derjenigen Herzen zu erhalten, die Anfangs sich ihnen hingaben, und die in der Folge nur durch ihre Ungerechtigkeiten und ihren Stolz zurückgeschreckt wurden. Selten thaten sie einen Schritt, um die Zunei-

*) Trotz dieser Verkleidung, kannst du mich dennoch an den Empfindungen meines Herzens erkennen; wenn ich dich fürchte, so bin ich Engländer; empfinde ich Liebe für dich, so bin ich Franzose; und muß ich dich anbethen, so bin ich ein Weib.

Zuneigung ihrer Untergebenen zu erlangen, aber fast immer hundert, um sich bey jedermann verhaßt zu machen.

Dieß war Richelieu's Betragen zu Bordeaux. Die erste Zeit ward mit Festen und Lustbarkeiten hingebracht; er gab alle Abende Soupées von hundert Gedecken. Gewöhnlich saß er mit neun und zwanzig artigen Damen ganz allein an einem Tische, wobey er sich gegen alle galant betrug und ihnen einige Süßigkeiten sagte; zog er aber ja eine den übrigen vor, so wußte er seine Wahl mit solcher Geschicklichkeit zu verbergen, daß nie die andern eifersüchtig wurden. Denn er traf seine Anstalten so gut, daß er sich immer mit derjenigen, welche den meisten Eindruck auf ihn gemacht hatte, unter vier Augen befand. Die mitleidigsten suchten seine Absichten zu erfüllen; sie flogen seinen Wünschen entgegen, und nicht zufrieden damit, selbige befriedigt zu haben, wollten sie auch die Klügern zu ihren Mitschuldigen machen. Wenn aber erreichen nicht Frauenzimmer mit solchen Gesinnungen ihren Zweck? Ihr Plan war so trefflich eingeleitet, daß die sittsamsten Schönen ohne alle Absicht wechselsweise mit dem Marschall allein blieben, der voll Unglauben in Rücksicht weiblicher Tugend und als ein unternehmender Wollüstling nicht selten über sie triumphirte.

Bald aber wollten diejenigen, die noch einige sittliche Grundsätze hatten, nicht länger die Ehre genießen, zur Tischgesellschaft des Herrn Statthalters gerechnet zu werden, und daher fand er sich allmählich nur von solchen Damen umgeben, die, vermöge ihrer frechen Denkart, seine Anträge mit der größten Bereitwilligkeit annahmen. Sein Pallast ward also zu einem Orte, dem sich ein ehrliebendes Frauenzimmer ohne Schamröthe nicht nähern konnte.

Bekanntlich lieben die Einwohner zu Bordeaux das Würfelspiel mit solcher Leidenschaft, daß schon das Parlament einigemahl genöthigt war, dasselbe verbiethen zu lassen; sie fanden daher bey unserm Richelieu die trefflichste Gelegenheit zur Befriedigung dieser Lieblingsneigung. Auf den in sei-

nem Saale aufgerichteten Altären brachte man diesem abscheulichen Götzen unzählige Opfer; die reichsten Kaufleute gaben ihr Vermögen einem ungewissen Wurfe preiß, unterschiedliche Weiber richteten ihre Haushaltungen zu Grunde, um einem unsichern Glücke nachzujagen, und viele durch dieses Beyspiel verführte junge Leute bestahlen ihre Eltern, um an diesem verderblichen Spiele Theil zu nehmen. Unsere Leser können sich ungefähr eine Idee davon machen, wenn wir ihnen zu wissen thun, daß die Kammerdiener des Marschalls während eines Carnevals vierzig tausend Livres für Karten und Würfel theilten.

Diese immer zunehmende Spielwuth verursachte jene Beschwerden, welche vernünftige Leute gegen ihn haben. Endlich erweckte der um ihn her verbreitete Luxus die Nachahmungssucht; denn das menschliche Herz ist immer geneigt, dem sich ihm darbiethenden Beyspiel zu folgen, und nichts verführt so sehr, als der Anblick des Reichthums und der Reitz des Vergnügens. Mit einem Worte: der Aufwand jeder Familie vergrößerte sich; die Frauenzimmer, die unaufhörlich von der Begierde zu gefallen gequält wurden, studierten insbesondere die ausgedachte und kostspielige Kunst der Toilette, die Moden vervielfältigten sich, und die Mädchen, die noch dazu diese Erfindungen vermehrten und durch die Willfährigkeit des Gouverneurs nach Bordeaux gezogen wurden und sogar im Pallast Zutritt fanden, gaben bald bey allen Frauenzimmern den Ton an, entweder in Gesellschaften oder im Schauspiele.

Die Anzahl dieser mitleidigen Geschöpfe vergrößerte sich daher außerordentlich, und eben so nahm das Aergerniß zu. Wenn nur eine Buhlschwester körperliche Reitze besaß, so konnte sie jedes Verbrechen ungestraft begehen; sie versuchte ihre Schönheit bey dem Marschalle geltend zu machen, und ging daher immer als Siegerin und mit neuer Kühnheit belebt: den Gesetzen zu trotzen, von ihm hinweg. Die Rechtschaffnen wurden unwillig darüber, die tugendhaften

Damen

Damen wagten es nicht mehr, im Publikum zu erscheinen, und die vorige gute Meinung von unserm Helden ward allmählig vertilgt.

Man hat ihm in der Folgezeit unzählig viele Handlungen vorzuwerfen, bey welchen er die ihm anvertraute Obergewalt mißbrauchte. Er bekam Streitigkeiten mit dem Parlamente, von dem er beschuldigt ward, einen unrechtmäßigen Gebrauch von den Verhaftbefehlen gemacht zu haben, die er vollziehen sollte. Es entspann sich sogar ein Proceß gegen ihn, wobey er an den Staatsrath appellirte, der ihm auch aus Gunst das Recht zusprach. Dieß war also die Quelle seines Hasses gegen verschiedene Mitglieder jenes Gerichtscollegiums, und daher fühlte er auch die nahmenloseste Freude, als er im Jahr 1771 die Befehle des Königs, in Rücksicht der Aufhebung desselben, vollstrecken sollte.

Man war äußerst aufgebracht über die Tyranney, mit der er das Waffentragen (le port d'armes) verbot, und über die Nachforschungen seiner Agenten. Als gefürchteter Despot, der fast Niemanden, als nur die niederträchtigsten Weibsbilder, unterstützte und seine Befehle mit außerordentlicher Strenge vollziehen ließ, machte er sich bald der ganzen Bürgerschaft verhaßt; denn immer fiel sein Despotismus mit der wenigsten Schonung auf die untere Volksclasse, von der er unterschiedliche Personen verhaften ließ, die sich erkühnt hatten, seine Aufführung zu tadeln.

Mit einem Worte: er entfernte alle Herzen von sich; selbst die Frauenzimmer, die feilen Dirnen ausgenommen, sahen in dem Gouverneur nur einen von Grund aus verderbten Wollüstling, der seine Tage in den berauschendsten Vergnügungen hinbrachte. Besonders waren sie unwillig über eine Antwort, die er dem Intendanten gab, welcher sich bey ihm über die allzugroße Anzahl der in der Stadt befindlichen Freudenmädchen beklagte. Dieser hatte nähmlich dem Marschalle vorgestellt, ein warnendes Beyspiel zu geben und die Berüchtigsten unter ihnen einsperren zu lassen,

um die andern im Zaume zu halten. Aber wozu Ausnahmen? — erwiederte Richelieu. — Sie verdienen alle gleiche Strafe, und ich will sie daher alle mit einander einsperren lassen, und deßwegen Befehl geben, die Stadtthore zuzuschließen.

Dieser so unanständige Spott in dem Munde des Vollziehers der Obergewalt mußte schlechterdings denjenigen Frauenzimmern mißfallen, die eine Ausnahme verdienten. Sie waren daher mit Recht böse darüber, sich den verachtungswerthen Clientinnen des Marschalls gleichgesetzt zu sehen. Inzwischen besaß er doch zu der nähmlichen Zeit, wo er die Achtung der Einwohner von Bordeaux verlohren hatte, die Kunst, sie zu unterjochen, wenn sie sichs einfallen ließen, von ihm zu sprechen. Diejenigen, die er nicht liebte, und daher auf das grausamste behandelte, hatten nicht die mindeste Ursache, ihre Denkart gegen ihn zu ändern; allein die andern waren selbst bey allen seinen Lastern gezwungen, nur den liebenswürdigen Mann in ihm zu erblicken. Sobald er ihrer bedurfte, so war er ein Cameleon, das mit jedem Augenblicke seine Gestalt veränderte, um ihnen gefällig zu werden; er unterstützte den Adel, und dieser war ihm also gänzlich ergeben. Das Parlament, welches beständig gegen sein Ansehen kämpfte, zwar nicht aus Interesse des Volkes, sondern bloß zur Erhaltung seiner Vorrechte, zählte selbst zu der Zeit, wo verschiedene seiner Mitglieder dem Statthalter den Proceß zu machen geneigt waren, viele Freunde desselben. Kurz: so verhaßt auch immer Richelieu seyn mochte, so kam es doch nur auf ihn allein an, die verlohrne Volks-Liebe wieder zu erlangen.

Er hatte zur Maitresse eine gewisse Madame Rousse, von welcher wir schon oben geredet haben, die Tochter einer Frau Capon zu Montpellier, und die Stellvertreterin ihrer Mutter bey dem Marschalle. Sie wurde endlich der Canal eines Theils der Gunstbezeigungen, welche der Statthalter um sich

her

her verbreitete, und weil sie so ziemlich eigennützig war, so zog sie großen Gewinn von diesem Geld einbringenden Posten.

Richelieu wollte die Lage seiner ganzen Statthalterschaft kennen lernen, und begab sich also sogar bis zu den Pyrenäen; er hielt zu Bigore mit der äußersten Pracht eine Landtagssitzung, und au einer dieser Reisen ward er persönlich mit der Frau von St. Vincent bekannt, die sich schon in verschiedenen, an ihn geschriebenen, Briefen als seine Anverwandtin angab. Zwar hatte die schlechte Aufführung derselben *) ihren Mann genöthigt, sie nach dem Kloster Tarbe bringen zu lassen; allein mit Bewilligung ihrer Familie und des Bischofs ward, auf Vorsprache des Marschalls, ein anderes Kloster zu Milhaud zu ihrem Aufenthalt bestimmt. Diese leichtsinnige Bekanntschaft war die Ursache jenes so berühmten Processes, von dem wir in baldem sprechen werden.

Der Marschall, der sich sonst jährlich zu Bordeaux nicht länger als sechs Monathe aufhielt, verweilte, von 1765 an gerechnet, anderthalb Jahre daselbst. Sobald er einige Verdrüßlichkeiten am Hofe erfuhr, so begab er sich auch sogleich nach Guyenne, wo er, wie wir schon oben sagten, völlig als Souverain herrschte; denn er wußte klüglich die Gewalt eines Gouverneurs und Commandanten mit einander zu vereinigen. Er hatte sich nähmlich mit dem Herrn von Largeron, der den letztgedachten Posten bekleidete, entzweyt und sich solcher künstlicher Ränke bedient, daß dieser Commandant seine Stelle verlohr, deren sich auch Richelieu

*) Glaubwürdige Personen versichern, daß Frau von St. Vincent, hingerissen von ihrem feuervollen Temperamente, und ungnügsam mit ihren angesponnenen Liebes-Intriken, nicht nur unter dem Vorwande: auf das Land zu gehen, aus ihrem Hause entflohen sey, sondern daß sie auch in der Kleidung einer Dienstmagd die Beschäftigungen dieser weiblichen Klasse in einem Gasthofe verrichtet habe, um nur bey mitleidigen Reisenden den glühenden Durst nach der Befriedigung ihrer Wünsche stillen zu können.

bis zum Tode Ludwigs XV unrechtmäßiger Weise bemächtigte. Nach dem Absterben des Herrn de la Groslay, des Befehlshabers über das Schloß Trompette, verschaffte er die Würde desselben dem Herrn von Fumel, der in der Folge, während seiner Abwesenheit, den Oberbefehl in der Provinz übernehmen mußte.

Nicht zufrieden mit der Gouverneurswohnung zu Bordeaux, ließ er auch in seinem nahegelegenen Herzogthume Fronsac ein viereckigtes Pavillon, gegen die Seite von Libourne zu, erbauen, in welchem er die artigsten Frauenzimmer der Stadt aufnahm. Die prächtige Anlage, verbunden mit der reitzenden Aussicht des Ortes, alles flößte die Empfindungen der Wollust ein. Und kaum war dieser Tempel der Sinnlichkeit vollendet, als er auch sogleich von einer jungen und mit Schönheit begabten Dame eingeweiht wurde.

Sie war eine Wittwe, erst zwey und zwanzig Jahre alt, und lebte bey einem Grosvicar, der ihr Anverwandter war, in der größten Eingezogenheit. Richelieu sah sie öfters in der für ihn gelesenen Messe, die von ihr aus einem innern Drange gerne besucht wurde. Er hatte damahls noch nicht sein erstes Ansehen verlohren; die Frauenzimmer betrachteten ihn mit günstigen Augen, jede seiner Handlungen heftete ihre Aufmerksamkeit auf sich, und für sie war er eben so in der Liebe, wie im Kriege, berühmt. Sie wähnten ihn immer mit Myrthen und Lorberen umgeben, und diese gute Meinung von ihm verminderte die Spuhren der alles verwüstenden Zeit. Zwar war er munter und lebhaft, aber doch bediente er sich keiner unanständigen Ausdrücke; mit einem Worte: die Schönen fühlten sich von Bewunderung zu den zärtlichern Empfindungen ganz unaufhaltsam dahingerissen.

Diese junge Wittwe, deren Nahmen wir nicht auffinden konnten und die auch mit einem Bischofe verwandt war, kannte unsern Richelieu nur durch den öffentlichen Ruf. Die allgemeine Sage hatte seine Verdienste übertrieben, und die Einsamkeit, worinn die Unbekannte lebte, vergrö-

ßerte

ferte in ihren Augen noch mehr die Gegenstände dieses Ruhmes. Ihre Einbildungskraft stellte ihn als einen außerordentlichen Mann dar; sie war schon für ihn eingenommen, noch ehe sie seines Anblicks genoß und erst in der Kirche lernte sie persönlich ihn kennen. Das zahlreiche Gefolge, mit dem er umgeben war, die ihm erwiesene ehrfurchtsvolle Achtung, der Ruf von seiner Gewalt, die Freundlichkeit, womit er seine Dienerschaft behandelte, alles bestättigte sie in ihrer günstigen Meinung und ließ jenen außerordentlichen Abstand des Alters verschwinden, der sich zwischen beyden befand. Sie betrachtete ihn als den einzigen seines Geschlechtes, und ihre verstohlenen Blicke hefteten sich noch öfter auf ihn, als auf den Altar, dem sie bisher ihre Wünsche geweiht hatte. Sie beunruhigte sich keineswegs über diese Gefühle, die nur aus Bewunderung entstanden; allein diese Bewunderung verschaffte ihr unendliches Vergnügen, und ihr Herz hatte noch keine so angenehmen Augenblicke gekannt.

Seit langer Zeit machte sie sichs zur Pflicht, diese Messe zu besuchen, und der Marschall hatte noch nicht diese himmlische Schönheit wahrgenommen, die in Rücksicht auf ihn mit so günstigen Gesinnungen erfüllt war. Doch eines Tags ward sie zufälliger Weise von ihm bemerkt, und ihre Reitze brachten bald die verdiente Wirkung hervor. Seine Kundschafter statteten ihm von der Tugend dieser Wittwe den umständlichsten Bericht ab, und gaben ihm zugleich Nachricht von der eingezogenen Lebensart derselben. Richelieu fand in kurzem Gelegenheit, dem Großvicarius seine Aufwartung zu machen, der ihn zwar mit allem seinem Range gebührenden Respecte empfing, aber doch über diese Ehre äußerst beunruhigt wurde; besonders da er glaubte bemerkt zu haben, daß seine Anverwandtin der Zweck dieses Besuchs wäre, und er gelobte sich daher in seinem Herzen, sie den Verfolgungen des Gouverneurs zu entziehen.

Dem zu Folge brachte er jedesmahl, wenn der Marschall zu ihm kam, die ehrfurchtsvollsten Entschuldigungen deßwe-

wegen vor, daß derselbe keine Gesellschaft bey ihm antreffe. Sie wurden so oftmahls wiederhohlt, daß Richelieu nicht länger zweifeln konnte, der Großvicarius habe seine Absichten errathen. Er stellte also seine Visiten ein, sprach mit niemanden von seiner jungen Wittwe, und führte sich übrigens so klug auf, daß er zuletzt allen Argwohn entfernte. Inzwischen hatte er seinen Plan nicht aufgegeben, vielmehr suchte er alle Mittel hervor, ein Abenteuer zu endigen, dessen glücklicher Ausgang seiner Eigenliebe schmeicheln konnte.

Die Wittwe kam immer in die Kirche, wenn er sich daselbst befand; ihre Augen, welche den seinigen begegneten, lasen nachsichtsvolle Verzeihung in denselben. Wenn sie zur Erde blickte, so färbte eine Röthe, die nur allein in der Schaamhaftigkeit ihren Ursprung hatte, ihre lilienweiße Wangen. Der Marschall war ein allzugroßer Kenner von Frauenzimmern, um nicht gewahr zu werden, daß auch diese Dame dem Schicksale der andern unterliegen würde, und daß es ihr nur an Gelegenheiten fehle, die nähmlichen Schwachheiten zu begehen. Er faßte daher den Entschluß: an sie zu schreiben; allein wie, und durch wen, sollte sie seinen Brief erhalten?

Er vernahm, daß der Guardian der Kapuziner, ein Mann von unbescholtner Tugend und anerkannter Rechtschaffenheit, der Gewissensrath dieser Wittwe, sie öfters besuchte; sogleich wurde von ihm der Plan entworfen, sich des Beystandes dieses Geistlichen zu bedienen. Die Idee, einen Kapuziner als Ueberbringer von Liebsbriefen zu gebrauchen, schien ihm eben so belustigend zu seyn, als diejenige: dieses reitzende Weibchen zu besitzen, ihm äußerst angenehm seyn mußte; er wollte also keinen Augenblick länger verzögern, sie zu realisiren. Allein man meldete ihm, daß der Guardian unbestechbar, daß die Achtung und das Vergnügen, einem Großen zu dienen, der ihm nützlich seyn könnte, ja selbst das Geld nicht, ihn bewegen würden, seinen Grundsätzen von Rechtschaffenheit entgegen zu handeln; daher waren aller-

dings

dings die listigsten Kunstgriffe nöthig. Unser Held hatte einen vertrauten Kammerdiener, dem er eines Tags des Abends in die Beichte zu gehen befahl; allein dieser, der seit 30 Jahren sich in Richelieu's Diensten befand, hatte noch nie einen ähnlichen Befehl erhalten; er glaubte also, sein Gebiether scherze nur mit ihm, und gab demselben zur Antwort: er wolle dann erst zur Beichte gehen, wenn der Marschall selbst diese Religionshandlung vornehmen würde. Letzterer unterrichtete ihn aber von seinen Absichten, und schrieb ihm einen Verfahrungsplan vor, so daß dieser Mensch die ihm aufgetragene Rolle auf der Stelle ausführen mußte.

Der kupplerische Diener ging demnach zu dem Kapuzinerguardian und sagte, daß er sich aus Reue ihm zu Füßen lege, zumahl da der Ruf von der Frömmigkeit Seiner Hochwürden seine Wahl bestimmt habe; er bäte daher demüthigst, einem Sünder zu Hülfe zu kommen, der seine Fehltritte beseufze. Um dieser Ursache willen wollte der mitleidige Guardian, seiner vielen Geschäfte ungeachtet, keinen Unglücklichen zurückstoßen, der so außerordentlich von einem Gnadenstrahle getroffen wäre; er hörte ihn also an und ermunterte ihn, auf solchen guten Gesinnungen zu beharren. Hierauf gestand ihm der Heuchler, einen Diebstahl begangen und der Frau * * * unterschiedliche Sachen entwendet zu haben, von denen er aber jetzt nur ein einziges Packet zurückgeben könnte, weil er noch nicht alles wieder beysammen hätte. Uebrigens — setzt' er hinzu — getraue er sich nicht, einen ehrwürdigen Mann mit der Ueberlieferung in die Hände der Eigenthümerin zu beläſtigen.

Doch der Kapuziner versprach, diese Wiedererstattung selbsten zu übernehmen, und ermunterte den reuigen Sünder, auch den Rest seines Diebstahls der Frau * * * zuzustellen. Der Kammerdiener, entzückt darüber, diesen gutherzigen Mönch die Absichten seines Gebiethers unterstützen zu sehen, versicherte ihn endlich: alle Kräfte aufzubiethen,

um sich der zu hoffenden Vergebung würdig zu machen, und bath ihn zugleich, das obengedachte Packet der schönen Wittwe eigenhändig zu übergeben.

Der Guardian erfüllte sehr pünctlich seinen Auftrag. Er ging noch an demselben Tage zur Frau * * * und ersuchte sie um eine geheime Unterredung, bey welcher Gelegenheit er ihr meldete, daß Gott das Herz eines verirrten Menschen gerührt hätte, der ihr jetzt durch ihn die entwendeten Sachen zurücksendete. Die Wittwe, erstaunt über eine Wiedererstattung von Effecten, die ihr schlechterdings nicht zugehörten, fand bey Eröffnung des Packets Bänder, Spitzen und wurde zu unterst einen Brief gewahr. Der erste, in ihr aufsteigende, Gedanke war: Alles zurückzugeben; aber eine lebhaftere, insbesondere den Frauenzimmern so natürliche Empfindung, die wir unter dem Nahmen Neugierde kennen, bewegt sie, sich genauer darnach zu erkundigen; kurz: sie behält das ihr Ueberbrachte. Der rechtschaffene Pater versicherte sie im Hinweggehen, daß sie nicht nur bey diesem Vorfalle den Finger Gottes erkennen müsse, sondern daß sie auch den Rest der ihr entwendeten Sachen ganz gewiß wieder erhalten würde.

Als sich hierauf die Wittwe allein befand, da war sie zwar noch unschlüssig, ob sie den Brief erbrechen sollte; endlich aber verschwand jede Bedenklichkeit, und sie — las ihn. Unter andern sagte der Marschall darinnen, daß er sie nicht hätte sehen können, ohne für sie die zärtlichste Liebe zu empfinden; er wisse freylich wohl, daß es unverzeihlich wäre, ihr solches zu sagen, doch habe er dem Wunsche: sie von seiner aufrichtigen Hochachtung und den glühenden Gefühlen seines Herzens zu überzeugen, nicht länger widerstehen können. Wenn aber die ehrfurchtsvolle, getreue und insbesondere bescheidene Liebe ihr nicht mißfallen könnte, so schwöre er ihr auf das heiligste, sie sein ganzes Leben hindurch anzubethen u. s. w.

Frau * * *, die, wie wir schon vorhin sagten für den Marschall eingenommen war, fühlte beym Lesen dieser Liebeserklärung ihr Herz pochen. Freylich beunruhigte sie ein wenig das Mittel, wodurch sie sein Schreiben erhielt; aber Richelieu hatte ihr ja gesagt, daß er kein anständigeres finden konnte, wenn anders ihr guter Nahme sollte geschont werden, und bald wußte sie ihm sogar für diese Aufmerksamkeit unendlichen Dank. Mit einem Worte: sie las den Brief zu wiederhohltenmahlen; zwar machte sie sich bisweilen Vorwürfe darüber, solchen aufgebrochen zu haben, aber alle ihre Betrachtungen konnten dennoch nicht das Vergnügen verringern, welches sie deßwegen empfand. Inzwischen hielt sie es der Klugheit gemäß, nicht mehr die Messe des Marschalls zu besuchen, und wirklich kämpfte sie mit so gutem Erfolge, daß sie zweymahl hinter einander ausblieb. Allein Richelieu ward im geringsten nicht unruhig darüber; er kannte die Frauenzimmer zu gut, um nicht zu wissen, daß auch diese Dame einige Kämpfe bestehen müsse, und indeß sie sich ereigneten, so war er schon der Mittel vergewissert, die ihm den Sieg erwerben sollten. Unter der Anzahl der Frauenzimmer, die sich so manche menschliche Schwachheit mit ihm erlaubt hatten, vernahm er, daß sich auch eine Bekannte der Frau * * * befände, welche diese bisweilen besuchte. Er begab sich also zu ihr hin; einige Schmeicheleyen machten sie zu seinen Absichten geneigt, und als er sah, daß er sicher auf ihre Freundschaft rechnen könnte, so gestand er ihr frey heraus die mit der Frau *** angesponnene Liebesintrike, und seine Begierde, solche beendigt zu sehen. Dieses Frauenzimmer ward äußerst mißmuthig, wenn eine ihrer Mitschwestern sich mehrerer Tugend rühmen konnte, als sie, und deßhalb gab sie auch nach einigen Bitten von Seiten unsers Helden ihre Einwilligung dazu, daß die verliebten Zusammenkünfte in ihrem Hause sollten gegeben werden. Der Lohn für diese Gutwilligkeit sollte in einigen Gegengefälligkeiten bestehen, und Richelieu mit ihr ohne allen Zwang entwe-

weder als Freund oder Liebhaber leben, je nachdem es die Gelegenheit dazu gebe.

Die schöne Wittwe, die bisher der Versuchung, in die Messe des Marschalls zu gehen, muthig widerstanden hatte, glaubte endlich, ohne Gefahr dieselbe besuchen zu können. Der Herzog ward sie gewahr und betrachtete sie mit unverwandten Blicken; sie hingegen hatte die Augen auf ihr Gebethbuch geheftet, und schien mit dem größten Eifer ihren Gottesdienst zu verrichten; kurz: nichts war sie zu zerstreuen im Stande. Schon ging die Messe zu Ende, und noch war der Marschall mit keinem einzigen Blicke beehrt worden; er war ganz untröstlich deßhalb, und schon geneigt zu glauben, sein Brief hätte eine üble Wirkung gehabt, als die Schöne beym Aufstehen von ihrem Sitze, ihn anblickte, dabey aber mehr als jemahls errörhete, und ein so starkes Zittern empfand, daß sie gezwungen war, sich an ihren Bethstuhl zu lehnen. Der Duc sahe also seinen Triumph und entfernte sich mit gestärkter Hoffnung von ihr.

Nach seiner Zuhausekunft schrieb Richelieu einen neuen Brief, welchen der arglose Guardian nach Art des erstern der Wittwe ebenfalls mit dem Zusatze überlieferte, die Barmherzigkeit des Allerhöchsten zu bewundern, der einen Sünder auf den Weg des Heils zurückgebracht hätte. In diesem Billet verlangte nun unser Held eine Zusammenkunft bey ihrer wechselseitigen Freundin; aber die Wittwe war noch viel zu gewissenhaft, um sich so geradezu zu diesem Schritt entschließen zu können. Vergebens erwartete sie Richelieu acht Tage lang; er bedurfte also nochmahls des Beystandes des Kapuciners zur Erhaltung einer Antwort.

Jetzt begab sich der Kammerdiener wieder ins Closter und überbrachte dem Pater ein Kästchen, welches den Ueberrest der gestohlenen Effecten enthalten sollte. Zugleich bath er denselben, für ihn Verzeihung zu erflehen. Zwar versicherte der Guardian, daß Frau * * * eine viel zu gute Christin sey, um nicht den begangenen Fehltritt zu vergessen;

aber der vorgeblich reuevolle Sünder ersuchte ihn flehentlichst, zu seiner Beruhigung von der Wittwe nur eine einzige Sylbe in Rücksicht einer gänzlichen Vergebung zu bringen. Der Capuciner glaubte ihm also eine Antwort versprechen zu können, und entfernte sich sogleich von ihm in der Absicht, diese letzte Bothschaft zu übernehmen.

Der Mönch benachrichtigte jetzt die Frau * * * von dem Verlangen des bekehrten Verbrechers, seine Vergebung von ihr selbsten zu erhalten, und setzte hinzu, daß weil derselbe vor ihr nicht zu erscheinen wagte, er die ihm verwilligte Nachsicht schriftlich bestätigt zu sehen wünschte. Die Wittwe sagte dem Capuciner, daß er ihm zwar die Antwort zurückbringen könnte, daß sie alles vergessen habe; sie sehe aber nicht die Nothwendigkeit ein, an ihn schreiben zu müssen. Doch der gutherzige Pater erwiederte: daß die christliche Liebe schlechterdings dieses erfodere; denn weil der Gott der Barmherzigkeit sich durch Reue bewegen lasse, so müsse auch seine schwache Creatur eben so nachsichtsvoll seyn; zudem könnte ein einziges Wort von ihr einem reuigen Sünder die verlohrne Seelenruhe wieder geben, und das wäre allerdings ihre Pflicht, die Bitte desselben zu erfüllen.

Frau * * *, in deren Herzen die Empfindungen des Gewissens und der Leidenschaft kämpften, ging hierauf zu ihrem Schreibpulte hin und setzt zitternd die Worte auf, daß sie nicht nur den begangenen Fehler verzeihen, sondern sich auch an dem bestimmten Orte begeben wollte. Dieses Billet gab sie dem Capuciner, der ihr die Vergeltung des Himmels für diese gute Handlung versicherte, und beym Hinweggehen die Bemerkung machte, daß Nachsicht die vortrefflichste Tugend wäre.

Der Kammerdiener befand sich schon bey dem guten Mönch, als ihm dieser nicht nur verkündigte, daß er ihm Beruhigungsmittel, sondern auch einen Brief von der Wittwe mitbrächte. Seine Freude bezeugen, dem Pater danken, und ihn verlassen, alles dieses war das Werk eines einzigen

Augenblicks; er flog sogleich mit dieser glücklichen Nachricht zu seinem Gebiether hin, der sich noch denselben Abend zu seiner Vertrauten begab. Beyde lachten über die Einfalt des Mönchs, der selbsten die Ankündigung zu einer Zusammenkunft überbracht hatte, und es wurde beschlossen, daß der Marschall mit gutem Gewissen dem Closter ein Geschenk machen sollte. Und wirklich sandte derselbe auf der Stelle zwey Louisd'or dem guten Guardian von Seiten eines Unbekannten, der für den glücklichen Ausgang einer sehr wichtigen Sache einige Messen wollte gelesen haben.

Wir wollen hier nicht von den Herzenskämpfen der Frau *** sprechen; so viel ist gewiß, daß sie nicht im geringsten den Wünschen des Marschalls entgegen war. Sie ging also zu ihrer Freundin hin, die ihr nach den gewöhnlichen Complimenten zu verstehen gab, daß der Herzog von Richelieu in Betref eines ihrer Anverwandten, der in Militär-Diensten stünde, sehr nöthig mit ihr zu reden habe. Die Wittwe ward roth, als sie diesen Nahmen aussprechen hörte, und konnte kaum so viel heraus stammeln, daß es ihr schlechterdings unbegreiflich wäre, warum der Gouverneur eine Unterredung mit ihr verlangte. Der Marschall, der bey der Ankunft der Frau *** einstweilen in ein anderes Zimmer gegangen war, trat jetzt hinein, und dieses reitzende Weibchen, welches sich in Rücksicht des gethanen Schrittes die bittersten Vorwürfe machte, wußte jetzt nicht, wie sie sich betragen sollte; ihre Unruhe vergrößerte sich noch mehr, als ihre Freundin ihr zu verstehen gab, daß ein nothwendiges Geschäft sie auf einen Augenblick hinwegzugehen zwinge, und sie wolle sie also mit dem Herrn Marschall allein lassen, weil derselbe ohnedem mit ihr zu sprechen hätte.

Durchaus wollte sie nun ihrer Freundin folgen, allein der Marschall bath sie um geneigtes Gehör. Diese treulose Freundin war schon zu weit entfernt; sie hatte die Thüre verschlossen mit den Worten: sie könnten nun ruhig mit einander schwatzen, denn da sie den Schlüssel mit sich nehme, so dürf-

dürften sie keineswegs befürchten, in ihrer Unterredung gestöhrt zu werden.

Die Wittwe sah also wohl ein, daß sie unwiederbringlich verlohren wäre. Sie wollte das für sie so verderbliche Schloß öffnen, aber ihr Unvermögen brachte sie in Verzweiflung, und jede ihrer Bemühungen war vergeblich. Der Marschall lag zu ihren Füssen, beschwur sie, sich nicht zu beunruhigen, und sagte ihr, daß es zwar ein Scherz von ihrer Freundin wäre, welchen er aber benutzen wollte, um ihr die heiligsten Versicherungen von seiner ewigen Liebe gegen sie zu geben. Während des Sprechens, wollte er ihr deutliche Beweise von dieser Wahrheit darstellen; allein Frau *** beschwur ihn mit thränenden Augen, ihre gegenwärtige Lage nicht zu mißbrauchen und mit ihrer Verzweiflung Mitleiden zu haben. Auch wechselte sie die Rolle mit ihm, und warf sich mit ausgestreckten Armen zu seinen Füssen nieder.

Richelieu hob sie auf und bath sie, indem er sie auf einen Stuhl setzen ließ, die unruhigen Bewegungen ihres Herzens zu besänftigen; er wiederhohlte nochmahls, daß seine Absichten rein wären, und wandte bey dieser Gelegenheit alle nur mögliche Kunst an, um ihre Gefühle zu wecken. Kurz: die schöne Wittwe wurde allmählich zärtlicher; denn unser Held war vollkommen mit dem Geheimniß vertraut, sie die bevorstehende Gefahr vergessen zu machen, und in einem Augenblicke von Sorglosigkeit wurden ihre schönen Augen zu Verräthern und entdeckten die Gluth, die in ihrem Herzen brannte. Kaum ward unser Held dieses gewahr, als er sogleich einen zweyten Versuch wagte; der Sturm geschah plötzlich, und sein Sieg war vollkommen. Doch war er sicher einer von den schwersten, die jemahls dem Herzoge zu Theil wurden.

Der erste Schritt war also gethan, und schnell folgten die andern nach. Frau *** kehrte öfters zu ihrer Freundin zurück, die ihr um so viel lieber wurde, weil sie ihre Zu-

neigung zu unsern Richelieu begünstigte; der Pavillon zu Fronsac wurde so eben geendiget, und der Marschall wünschte, den ersten Weyhrauch in diesem Tempel zu Ehren seiner reitzenden Wittwe aufsteigen zu lassen. Ihre Freundin beredete sie, einige Tage auf dem Lande mit ihr zuzubringen; der Großvicarius gab seine Einwilligung dazu, und unter diesem Vorwande begaben sie sich beyde nach Fronsac, wo sie der Marschall erwartete.

Zwölftes Kapitel.

Verfolg der Liebschaften des Marschalls. Er spinnt zu Paris eine neue Intrike mit einer Nonne an. Richelieu weigert sich nach dem Tode des Marschalls von Belle-Isle Minister zu werden. Der Friede wird geschlossen. Absterben der Frau von Pompadour.

Frau ***, erstaunt über das prächtige Schauspiel, das ihr der reitzende Anblick des Pavillon von Fronsac verschaffte, ward es noch mehr über die vielen Beweise von Liebe, die sie von ihrem Anbether empfing. Ihre Freundin kam oft nach Libourne, wo sie verschiedene Bekannte hatte, und während dieser Zeit bestätigte sie Richelieu in der Meinung, daß er wirklich ein außerordentlicher Mann wäre. Sie hatte einen liebevollen Gatten beweint, der ihr in einem Alter von acht und zwanzig Jahren war entrissen worden, und sie konnte fast gar nicht begreifen, daß ein Mann, der schon älter, als sechzig Jahre, wäre, diesen Verlust, selbst mit Vortheil, ersetzen könnte. Ihre Liebe vermehrte sich täglich, allein dieses Glück war von kurzer Dauer. Sie glaubte: das Alter des Marschalls, und noch mehr ihre Reitze, sollten sie von seiner Beständigkeit versichern: Doch kaum war ein täuschungsvolles Jahr verflossen, so merkte sie wohl, daß der Greiß nicht mehr zu bessern wäre, und deßwegen auch

in

in seiner Unbußfertigkeit dahinsterben müßte. Sie nahm nur zu ihrer Zärtlichkeit und zu dem Flehen der Liebe ihre Zuflucht, um den Flüchtling wieder zurück zu bringen; zwar versprach er immer Besserung, aber seine Versprechungen hatten immer gleichen Werth, das heißt, sie hatten gar keinen. Beständig mußte sie die Nachricht hören, daß er mit Mädchen, oder mit neuen Mätressen, sich beschäftige. Ihre Thränen zeugten von ihrer Verzweiflung; der Marschall war gerührt darüber, ohne sich jedoch zu bessern. Als sie aber endlich nicht mehr in diesem angstvollen Zustande, der ihre Gesundheit zertrümmerte, ihr Leben Uhinbringen konnte, so entschloß sie sich, den Gram und die Eifersucht ihres Herzens in der Einsamkeit zu verbergen. Und als ihr zuletzt noch einige Versuche mißlangen, so zog sie sich in ein Closter zurück, wo sie nach Herzenslust ihre getäuschten Hoffnungen und den erlittenen Verlust beweinte. Richelieu schien über ihren Entschluß erstaunt zu seyn, sie ward aber in bald dem vergessen. Denn es hielten ihn neue Liebesintriken zu Paris zurück.

Eine Nonne, von einer alten Familie, war mit der Frau von Mauconseil bekannt, die bisweilen mit ihr von dem Herzoge von Richelieu, als einem Manne sprach, der ihr nützlich zu werden vermöchte. Diese Nonne, die noch keine Closterwürde besaß, wünschte Aebtissin zu werden, und unser Held, konnte als Freund des Cardinals de la Roche-Aymon, welcher die geistlichen Pfründen zu vergeben hatte, ihr diese Stelle verschaffen. Frau von Mauconseil empfahl ihm diese Dame, und die Nonne, die außerordentlich viel Verstand im Reden und Schreiben besaß, glaubte durch ihre witzigen Briefe die Erfüllung ihrer Bitte beschleunigen zu können.

Der Marschall las mit Vergnügen die von ihr erhaltenen Episteln; der darinnen herrschende blühend Styl brachte ihn auf die Muthmassung, daß die Person, die so artige Dinge sagen könnte, auch die zärtlichsten Empfindungen einzuflößen im Stande wäre. Er entschloß sich daher, ihr seinen

Besuch abzustatten. Sie war ein Frauenzimmer von dreyßig Jahren und noch so ziemlich schön, ihre Zähne glichen dem Elfenbein. Sie hatte sich dem Herrn geweiht, weil sie nicht reich war: sie blieb aber, ungeachtet ihres Verdrusses über die Abhängigkeit des Closterlebens, nur eine bloße Nonne; daher sie auch fest entschlossen war, alles aufzuopfern, um die Obergewalt über das Convent zu erhalten.

Richelieu fand ihre Unterhaltung eben so geistreich, als ihre Briefe, und er machte den nähmlichen Eindruck auf sie; sie trennten sich nur mit Mühe und versprachen einander oft zu besuchen. Der Marschall, der immer bey Frauenzimmern pünctlich sein Wort hielt, brachte alle zwey oder drey Tage mit dieser Nonne einige Stunden zu. Nicht lange, so beneidete man sie im Closter wegen ihres Glückes, daß nähmlich ein so berühmter Marschall von Frankreich so häufige Besuche bey ihr abstattete. Unser Held bemerkte, daß der Respect gegen ihn die andern Nonnen verhinderte, in seiner Gegenwart im Sprachzimmer zu erscheinen, und zugleich sah er, daß an dem Gitter eine Oeffnung wäre, wodurch die Kostgängerinnen ihre Sachen erhielten, und diese zwey Beobachtungen erweckten in ihm die Begierde: aller anscheinenden Schwierigkeiten ungeachtet, diese Closterjungfrau zu — verführen.

Mittlerweile herrschte zwischen ihnen die ausdruckvollste Freundschaft; schon hörte die Magd des Herrn ohne Schamröthe die Liebeserklärungen unsers Richelieu an. Allein sie verlohr dennoch den Gegenstand ihrer Wünsche — die Erhaltung einer Abtey — nicht aus dem Gesichte, und der Herzog wich niemahls von dem seinigen ab, der himmelweit von dem Ehrgeitze entfernt war. Er küßte ihr die Hände durch das Gitter; allein dieß war ein Tropfen Wassers, der, statt den Durst zu stillen, ihn nur noch mehr erregte: er fühlte seine Begierden immer mehr zu nehmen, je nachdem sich Hindernisse ihm in den Weg stellten. Aufs neue Zureden der Nonne, mit dem Herren de la Roche-Aymon ihrentwegen zu

spre-

sprechen, both er ihr zwar seine guten Dienste an, und versicherte sie eines glücklichen Erfolgs, forderte aber Gunst für Gunst, und beschwur sie ihre Liebe für ihn zu krönen. Zwar schrie sie anfangs über die Größe des Verbrechens und endlich über die Unmöglichkeit, dasselbe zu begehen; allein Richelieu bewieß ihr hinlänglich, daß man alles veranstalten könnte, um die wechselseitigen Wünsche zu befriedigen, besonders da sie einen Schlüssel zn der kleinen Gitterpforte in Händen habe. Allein als ihm hierauf die Nonne zur Antwort gab, daß seine Bitte äußerst thörigt sey, und daß sie lieber ihrer Hoffnung entsagen, als in sein Begehren willigen wollte, da verließ sie der Marschall mit den Worten: daß sie Herr über ihren freyen Willen wäre.

Er hörte also auf, das Closter zu besuchen, in der Ueberzeugung: daß er bald andere Nachrichten bekommen werde. Wirklich kämpfte unsere Closterjungfrau einen ganzen Monath hindurch mit sich selbsten; zuletzt siegte aber der Ehrgeitz, der stärker als alle Vernunftgründe ist, in ihrem Herzen ob, und bewog sie, ein sinnloses Billet an unsern Helden zu schreiben, worinnen sie ihm auf den Donnerstag um vier Uhr eine Zusammenkunft bestimmte.

Richelieu begab sich dahin und fragte: ob sie jetzt vernünftiger wäre? — Die Nonne stellte sich, als wenn sie noch alles für Scherz hielt; allein der Herzog, der ihre Hand ergriffen hatte, versicherte ihr mit den heiligsten Schwüren, seine aufrichtige Liebe; es wäre ihm zwar äußerst unangenehm — setzt' er hinzu — ihr eine Gefälligkeit verkaufen zu müssen, allein seine Leidenschaft zwinge ihn schlechterdings dazu. Uebrigens würde dieses Gefühl, da es ihn unwiderstehlich dahin risse, Glück oder Unglück über seine Lebenstage verbreiten. Unsere Dame sahe also die Nothwendigkeit wohl ein, einen schnellen Entschluß zu fassen, und es dünkte ihr minder grausam, wenn sie in eine Lage sich fügte, woran sie gemeinschaftlichen Antheil nähme, als wenn sie ohne Ansehn und Gewalt in ihrem Closter aushalten müßte. Sie über-

lieferte ihm also den Schlüssel zum Gitter, bey welcher Gelegenheit er einen ähnlichen machen zu lassen versprach, die Pforte wurde geöffnet, und diese Oeffnung war hinreichend genug, um ganz bequem hindurch schlüpfen zu können. Endlich verschloß man sogar von aussen und innen die Thüren des Sprachzimmers, und man kann leicht denken, daß die Zeit nicht mit vergeblichem Geschwätze zugebracht wurde.

Diese Intrike dauerte nur einige Monathe. Die Nonne vergaß nicht, als sie sich wieder erhohlt hatte, daß eine Abtey ihrem Glücke die Krone aufsetzen sollte. Zwar sagte ihr immer der Marschall, daß der Cardinal Rücksicht auf sie zu nehmen gedächte, und daß der Augenblick ihrer Ernennung herannahe; allein zum Unglück für sie, eilte Herr de la Roche-Aymon nicht im geringsten mit der Erfüllung seines Versprechens, und dann verminderte ihr Anbether der immer von einer Schönen zur andern flog, durch unterschiedliche Beschäftigungen zerstreut, ganz unmerklich seine Besuche, besonders da ihn der Zwang eines Closters und eines Frauenzimmers ermüdete, welches weiter nichts als zu lieben verstand, und dessen Eroberung nichts reitzendes hatte, als die Seltenheit. Weil nun die Briefe der Klaußnerin nicht mehr das Anziehende für ihn hatten, so mißfielen ihm die Vorwürfe, die sie fast immer begleiteten und er überließ seine Schöne dem Verdrusse: ein Anerbiethen voraus bezahlt zu haben, dessen Gewährung niemahls erfolgen sollte.

Von seinen vormahligen Gesinnungen gegen Madame de Lauraguais blieb ihm für sie das Gefühl einer zärtlichen Freundschaft übrig, und er erhielt ununterbrochen die ungeheucheltsten Beweise ihrer Neigung zu ihm. Kaum war am Hofe die Rede von einer Sache, die ihm nützlich werden konnte, gleich cabalirte diese Dame aus allen Kräften, um solche für ihn zu erhalten.

Der Marschall von Belle-Isle, bisheriger Kriegsminister, stand jetzt auf dem Puncte, das Ziel seiner langen

Lauf-

Laufbahn zu erreichen. Dieser Mann war von dem Gewichte der Staatsgeschäfte niedergedrückt; er gerieth in Verzweiflung über den schlimmen Zustand derselben, und noch mehr über den Tod seines hoffnungsvollen Sohnes, des Grafen von Gisors, der in der Schlacht bey Crefeldt an der Spitze der Carabiniers getödtet wurde, deren Befehlshaber er war. Dieses Beyspiel ist wohl der hinreichendste Beweiß, daß der Ehrgeitz auf keine Weise das Glück der Menschheit befördert. Dennoch glaubte die Herzogin von Lauraguais, ihren Anbether als Nachfolger desselben erblicken zu müssen; sie sprach seinetwegen mit den Ministern, mit der Frau von Pompadour und dem Könige sogar, und schon war alles zu Gunsten ihres Lieblings bereitet, als Herr von Belle-Isle dahinstarb. Sogleich lief sie mit dieser Nachricht zu unserm Richelieu, um ihn zu fagen, daß er sich nun zu dieser Stelle melden könnte; allein wie groß war ihr Erstaunen und Mißmuth über seine Weigerung, den Posten eines Ministers zu bekleiden. Er gab ihr nähmlich zu verstehen, daß er lieber der Günstling des Souverains bleiben, als sich der Gefahr aussetzen wollte, die Gnade desselben zu verliehren, indem ihm aus eigner Erfahrung die ungewisse Dauer dieser Würde hinlänglich bekannt wäre. Uebrigens — setzt' er hinzu — könnte nur ein Premierminister, in dessen Händen sich die ganze Herrschergewalt befände, den zahllosen Mißbräuchen abhelfen, die sich in alle Departements eingeschlichen hätten. In der Ueberzeugung aber, daß er diesen Posten nicht erhalten würde, glaube er dennoch, daß in jedem Fache der öffentlichen Angelegenheiten gewisse Conseils nöthig wären; denn er getraute sich, mit den wahrscheinlichsten Gründen darzuthun, daß nicht nur Ludwig XIV, der mit den Herren Colbert, Louvois und Lionne die größten Entwürfe auszuführen vermochte, mit den Unfällen, die in der Folge ihn niederbeugten, verschont geblieben wäre, wenn diese erhabnen Männer den Vorsitz in den Conseils gehabt hätten, sondern daß auch diese Conseils nach dem Tode derselben mit ihren

Grundsätzen und ihrer klugen Verfahrungsart müßten bekannt geworden seyn. Chamillard, dessen Ehrliebe und Rechtschaffenheit jedermann bezeugen könnte, würde sich den Einsichten seiner Vorgänger überlassen, Herr von Pontchartrain die Marine nicht zu Grund gerichtet und der König im Anfang dieses Jahrhunderts mit leichter Mühe dem ganzen Europa Gesetze vorgeschrieben haben, statt in jenen bedenklichen Zustand zu verfallen, in welchem er sich 1709 befand und woraus er nur durch ein Wunderwerk gerettet ward, nachdem er vorher den größten Verlust erlitten hatte. Er behauptete noch überdieß, daß der Herzog von Orleans nur deßwegen im Anfange der Reichsregentschaft eine mit Recht bewunderte Staatsverwaltung gehabt hätte, weil unterschiedliche Conseils seine Leiter gewesen wären, die er erst auf Zureden des Finanzspeculators Laws und des Cardinals Dubois abschaffte. Diese beyden Ministers hatten ihm nähmlich zu verstehen gegeben, daß diese bestätigten Collegia ihm sehr leicht bey der Volljährigkeit des jungen Königs schaden und die Obergewalt, die er für sich behalten wollte, streitig machen könnten.

— Nach seiner Meinung gab es einen Widerspruch in den Grundsätzen der Staatsverwaltung, welche dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein Conseil an die Seite setzte, obgleich derselbe am wenigsten eines bedurfte. Das bey diesem Departement so nöthige Stillschweigen würde weit leichter von einen einzelnen Manne beobachtet worden seyn, als es von mehrern geschah; allein er bestand schlechterdings darauf, den Kriegs- und Seeministern einen Staatsrath zuzugeben. Was ihn aber persönlich betraf, so erklärte er, daß er einer Stelle entsagen wollte, wo man sich nie einen glücklichen Erfolg versprechen könne, besonders da man mit einem tadelsüchtigen Publicum und mit Parlamentern zu thun hätte, die sich in jede Kleinigkeit mischten.

Seine Vorstellungen wegen der Nothwendigkeit der Conseils fanden jedoch kein Gehör, und Herr von Choiseul, der schon den Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten erhalten hatte, und durch eine niedrige und verachtungswerthe Anklage, die ihm die Gunst der Frau von Pompadour zuwege brachte, dem vormahligen beglückten Abbé Bernis gefolgt war, vereinigte dieses Departement mit seinem bisherigen.

Mittlerweile wurde der Friede geschlossen, und Frankreich stellte öffentliche Freudensbezeugungen darüber an, daß es vor den Augen des ganzen Europa seine Schande unterzeichnet hatte. Freylich hatten die in Ostindien und in ihren Colonien geschlagenen Franzosen, die ihre Seemacht durch die Unwissenheit oder Eifersucht der Anführer zertrümmert sahen; welche darüber geseufzt hatten, daß in Teutschland ein Feldherr auf den andern folgte, um besiegt zu werden oder, die erhaltenen Siege zu benutzen, unterlassen zu haben, hinlängliche Ursache, sich über das Ende eines landverderblichen Uebels zu freuen, das Menschen, Vermögen und Ehrenstellen verschlang, und dessen Fortdauer nur ihr Elend und ihre Schande vermehren konnte. Die Zeit war also verschwunden, da Ludwig XV, durch ein mit großen Gesinnungen begabtes Frauenzimmer über sich selbst erhaben, seine natürliche Trägheit abzulegen schien, um sich an der Spitze seiner Armeeen zu zeigen und seine Krieger mit neuem Muthe zu beleben, die durch die Gegenwart ihres Königs entglüht, unaufhörlich von Siegen zu Siegen flogen. Jetzt aber überließ dieser fühllose Sultan im Schooße einer schändlichen Wohllust und ungerührt über die Unfälle, die seine Schwachheit verursachte, das Steuerruder des Staats einem ränkevollen Weibe, welches nur seine Creaturen oder solche Leute versorgte, die seine sclavischen Anhänger waren. Ein Fürst, der sich zur Rolle eines Clienten der Favorite erniedrigte, erlitt eine schmähliche Niederlage bey Roßbach, ungeachtet des Uebergewichts des von ihm befehligten

ligten Heeres, und Millionen Franzosen waren die Schlachtopfer seiner Unvorsichtigkeit; der König schrieb ihm sogar, daß er seine Pflicht vollkommen erfüllt und sein Unglück sich nicht selbst zuzuschreiben hätte. Den folgenden Feldzug ward er wieder angestellt, und erhielt vor den Augen des unwilligen Europa den Marschallsstab zur Belohnung seiner glorreichen Dienste. Wir überlassen es den Geschichtschreibern, in das Detail dieser die Menschheit empörenden Handlungen zu gehen, welche die Regierung eines Monarchen auszeichneten, der ohne böse zu seyn, Frankreich in das nahmenloseste Unglück stürzte. Sein allzugroßes Zutrauen auf seine Minister und Mätressen, seine üble Erziehung, welche dem Cardinal Fleury zu einem ewigen Vorwurfe gereicht, alles schien das Verderben des Königreichs zu vollenden. Frau von Pompadour trug sehr viel zur Beschleunigung dieser betrübten Zufälle bey; sie wollte regieren, und, weit entfernt, den Monarchen seiner gewöhnlichen Unthätigkeit zu entreißen, bemühte sie sich im Gegentheile noch mehr, die Schlafsucht desselben zu verstärken. Nicht zufrieden damit, sich selbsten seinem Vergnügen gewidmet zu haben, war ihr kein Mittel zu niedrig, um sich der beständigen Herrschaft über ihn zu versichern. Weil sie mit Absicht die Ausschweifungen ihres erlauchten Liebhabers und seinen Hang zum Frauenzimmer begünstigte, so verschaffte ihr die Herbeyschaffung neuer Schlachtopfer der Wohllust ein gegründetes Recht auf seine Gunst; der zur Hirschenjagd bestimmte Park wurde angelegt, zwar ein schimpfliches, aber durch Ausschweiffungen und Verderbnisse berüchtigtes Denkmahl, das einen Theil des Goldes der Nation verschlang. Allein dieß ist nur ein schwaches Bild von den Räubereyen der Günstlingin. Bellevue, Creci und andere dem Vergnügen des Königs| geweihte Orte, waren eben so viele Abgründe, worein dasjenige versank, was man zur Unterhaltung des Volks hätte anwenden können.

End=

Endlich warf der Himmel einen mitleidigen Blick auf diese unglückliche Nation, er bestrafte mit dem Tode das Werkzeug so vieler Räubereyen. Eine verzehrende Krankheit griff die Frau von Pompadour an; die Kunst der Aerzte beschleunigten nur die Fortschritte des Uebels, und sie wurde der Größe beraubt, um in ihr erstes Nichts wieder zurück zu sinken.

Täglich überlieferte der Oberstkammerherr dem Könige das Bulletin von dem Befinden der Patientin, und dieser gefühllose Monarch berechnete ganz kaltblütig die Zeit, welche sie noch zu leben hätte. Er vernahm ihren Tod mit der größten Gleichgültigkeit; ja man weiß sogar, daß er ohne die geringste anscheinende Rührung von seinem Schlosse zu Versailles den Leichenzug seiner Mätresse vorbeywandern sah, dieser von ihm so sehr geliebten Freundin, mit der er bisher in der innigsten Vertraulichkeit gelebt hatte.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Marschall von Richelieu nimmt eine Maitresse wieder an, die ihm durch den Erzbischof von Bordeaux war entrissen worden. Er besucht seinen Freund Voltaire. Die Herzogin von Lauraguais begleitet ihn bis nach Lyon. Unser Held wettet, eine Bethschwester bis zur Entwickelung der Intrike zu bringen und sie nachher zu verlassen.

Richelieu bekam bey seiner Zurückkunft nach Bordeaux, wo er sich am liebsten aufhielt, weil ihn niemand verdunkelte, neue Streitigkeiten mit dem Parlamente. Er duldete nähmlich die Spielhäußer, welche dieses Gerichtscollegium mit Recht aufzuheben wünschte. Das geringste Sträuben gegen seine Willensmeinungen erweckte in seinem Herzen den unversöhnlichsten Haß, und die meisten Mitglieder des Parlaments wurden seine persönlichen Feinde. Er fühlte die unaussprechlichste Freude, als er ihnen im Jahr 1771 Beweise von seiner Erbitterung geben konnte.

Wir haben schon oben gesagt, daß der Marschall, gegen den die Achtung der Bordeaurer sich außerordentlich verminderte, und welcher die sclavische Furcht dem Vergnügen, geliebt zu werden, vorzog, ob er gleich alle Mittel dazu in Händen hatte, in seinem Gouvernement als Despot zu herrschen fortfuhr, ohne auf die Vorstellungen zu achten, die ihm entgegen waren. Bey seinen öffentlichen Audienzen wurden oft die Buhlerinnen weit besser empfangen, als die rechtschaffensten Leute. Folgende Geschichte kommt übrigens auf die Rechnung unseres Helden, wiewohl sie von einem Provinzintendanten erzählt wird:

Ein reitzendes Mädchen überreichte ihm einstens eine Bittschrift. Da nun der Marschall diese Schöne ganz nach seinem Geschmack fand, so mußte sie mit ihm in ein besonderes

res Cabinet gehen, wo er sie mit den Worten auf seinen Schoos nahm; „Sie sind viel zu liebenswürdig, um etwas „Ungerechtes zu fordern, und können also sicher auf meinen „Beystand rechnen, wofern Sie nur gegen mich nicht grau„sam sind.“

Bedenken Sie aber gnädiger Herr, — erwiederte das Mädchen — daß Sie noch nicht den Gegenstand meines Memoir's untersucht haben! —

„Dieß macht nichts aus, Sie sollen Recht erhal„ten, — Ich verspreche es Ihnen! —„

Und so triumphirte er, vermöge der Versicherung seines Schutzes, über ihren jungfräulichen Widerstand, ohne ihr Zeit zu Gegenerklärungen zu vergönnen. Nach dem Hinweggehen dieser Schönen, die ihre Supplike hatte liegen lassen, warf der Marschall seine Augen darauf. Anfangs konnt' er sich nicht von dem Gelesenen überzeugen; er untersuchte es also mit mehrerer Aufmerksamkeit und sein Erstaunen war fast gränzenlos, als er gewiß ward, daß dieses Memoire nichts weiter, als eine Klage gegen einen Wundarzt enthielte, den man beschuldigte, die Supplicantin nicht so, wie er versprochen, geheilt zu haben, und welcher dennoch eine ansehliche Belohnung verlangte. Der hierüber aufgebrachte Marschall sann jetzt auf Mittel, um den Folgen dieser gehabten Unterredung zuvor zukommen, und versprach sich aufs heiligste, ein andermahl seine allzugroße Lebhaftigkeit zu mäßigen. Ein andrer Hauptfehler von ihm war die Unterstützung und Aufmunterung der Ankläger. Es gab zu Bordeaux eine Menge Personen, die ihm nur dadurch den Hof machten, daß sie ihm als Spione dienten. Selbst in seinem eignen Hause besoldete er verschiedene Bediente, die ihm Verzeichnisse von den geringfügigsten Kleinigkeiten liefern mußten, zwar ergötzten ihn diese Erzählungen, aber zuweilen ward er durch sie dergestalt getäuscht, daß er sogar unschuldige Leute bestrafte, welches ihn natürlicherweise noch mehr verhaßt machen mußte.

Er

Er wollte auch von jeder, nur etwas wichtigen Begebenheit in seinem Gouvernement berichtet werden, und weil er jede Sache nur ganz oberflächlich behandelte, so hatte er auch Zeit genug, sich in die Theaterangelegenheiten zu mischen, die seine vornehmste Beschäftigung ausmachten. Ein Schauspieldirector in einer Provinz konnte sich nicht mehr darum bekümmern, als er, alles war von der größten Wichtigkeit für ihn, wenn die Rede von Komödianten war. Besonders hatten die Aktrizen, diese Classe von Mädchen, die von dem Papa Marschall — so nannten sie ihn nähmlich — außerordentlich geschmeichelt und verehrt wurden, ob sie gleich nicht die geringsten Ansprüche darauf hatten, das ausschließende Privilegium, äußerst impertinent zu seyn und sich ungestraft am Publikum zu versündigen, wenn sie nur reitzend waren.

Nicht zufrieden mit den immerwährenden Vergnügungen, die ihm das Schauspiel verschaffte, suchte unser Held alle nur mögliche Mittel hervor, um die Einnahme desselben zu theilen. Denn er liebte das Geld und glaubte daher, eine gute Speculation zu machen, wenn er unter einem erborgten Nahmen ein Aktienhändler würde. Er trat daher eine Zeitlang mit unterschiedlichen Personen in Gesellschaft; als er aber sah daß das Gold nicht so häufig circulirte, als er es gehofft hatte, so schränkte er sich zuletzt, statt auf den Posten eines Marschalls von Frankreich, auf die glorreiche Würde eines Oberhaupts der komischen Kreuzertheater ein. Seit einiger Zeit hatte er eine reitzende Amerikanerinn zur Maitresse, die er mit der Gluth der heftigsten Leidenschaft liebte. Während seiner Anwesenheit zu Paris aber vergaß sie den ihm geleisteten Schwur einer ewigen Treue, und wählte sich zum Tröster den Erzbischof von Bordeaux.

Dieser Prälat war in jenen Augenblicken zugegen; er vertheilte einen ansehnlichen Theil des Kirchenschatzes an sie, und wiewohl unsre Amerikanerin sehr reich war, so erfuhr

fuhr sie doch an sich selbst, daß der Artikel der weiblichen Launen mit immerwährenden Bedürfnissen begleitet wäre; sie glaubte also, ohne Verbrechen an der Erbschaft der Auserwählten Theil nehmen zu können. Der Eigennutz machte sie gefällig, und die Liebe bildete den Erzbischof zu einen Verschwender um. Beyde wurden daher in baldem einig; doch die Zurückkunft des Marschalls von Richelieu störte ihr Glück und ihre Ruhe.

Er erfuhr nähmlich durch einen seiner Kundschafter, daß die reitzende Amerikanerin mit dem Erzbischofe eben die Schwachheit begangen hätte, in die sie mit ihm versunken war. Eifersüchtig ohne Liebe, fand er es für unrecht, daß der Prälat mit ihm gleiche Rechte genoß, und sann daher auf Rache. Weil er nun wußte, daß Seine Erzbischöfliche Gnaden den Abend und die Nacht bey seiner Ungetreuen hinzubringen beschlossen hatten; so ließ er sie bitten, ihm an dem nähmlichen Abend ein Soupée zu geben. Da aber dieser Abend andern Beschäftigungen gewidmet war, und man zu gleicher Zeit den Marschall schonen wollte, so nahm man zur Beschönigung seiner abschläglichen Antwort, zu einer erdichteten Krankheit, wodurch man das Bette zu hüthen gezwungen wäre, seine Zuflucht. Zwar erschienen immer neue Bothen von Seiten des Herzogs, allein sie wurden mit neuen Weigerungen und unzähligen Ausflüchten zurückgesandt. Endlich überzeugt: daß seine Gegenwart eben die Wirkung haben würde, stellte er sich nichtsdestoweniger vor die Thür der Unsichtbaren dar, die ihm aber verschlossen blieb. Man bath ihn, sich bis zu dem andern Morgen zu gedulden; worauf er mit Lächeln erwiederte, daß es unendlich ihn freue, wenn Madame * * * sich eine so schleunige Genesung versprechen könnte, und daß er ihr an dem bestimmten Tage seinen Glückwunsch deßwegen abstatten wollte.

Er ging hierauf in die Comödie, und eine Actrice entschädigte ihn hinlänglich für die ihm verweigerte Schä-

ferstunde. Als endlich sein Wagen die Theaternymphe nach Hause führte, so gab er zu gleicher Zeit seinem Kutscher Befehl: die ganze Nacht bey der Thür der Amerikanerin bis zum Hinweggehen des Prälaten zu warten, und demselben den Wagen anzubiethen.

Seine Vorhersehung traf ein; man glaubte den Gouverneur bey der Dame finden zu können, und seine Leute, die einen großen Lermen auf der Straße machten, gaben einen neuen Beweiß, daß ihr Gebiether das höchste Glück der Liebe genöße. Dadurch wurde zwar seine Eigenliebe, aber nicht seine Rache, befriedigt.

Der Tag war schon angebrochen, als der Prälat auf die geheimnißvollste Weise aus der Behausung seiner Lieblingin hinwegschlüpfte. Er hatte sich in einen Mantel gehüllt, und suchte ohne alle Begleitung sich den Augen der Neugierigen zu entziehen. Kaum erblickten ihn die Bedienten des Herzogs, als sie sogleich auf ihn zu liefen, mit dem Geschrey: „Gehen Sie doch nicht zu Fuße, gnädiger Herr; „nein, gehen Sie nicht! — Erlauben Sie uns, Ihnen „den Wagen unsers Gebiethers anzubiethen, dem dieses ge„wiß zu einem unendlichen Vergnügen gereichen wird.“ Allein jemehr sie schrien, desto schneller wollte der Prälat entwischen. Schon versammelten sich einige Marktleute, und die Verwirrung des Erzbischofs mußte natürlich durch die Zudringlichkeit dieser mit ihrem Wagen so dienstfertigen Leute zunehmen, als zu allem Glück dieser kirchliche Fürst einen Weg fand, der ihn den Blicken der Ungestümen entzog.

Diesen Tag traf den Marschall die Ordnung. Er wußte, daß sich für heute die Krankheit endigen sollte, und begab sich also zu der gedachten Schönen, die sich wegen ihrer gestrigen Impolitesse mit einer sehr bedenklichen Unpäßlichkeit entschuldigte. Wer zweifelt daran? — erwiederte Richelieu — Ich kenne Ihre Krankheit, und hoffe daher, daß solche ohne weitere Fol-

gen

gen seyn werde, denn sie war im Grunde nichts anders, als eine Priesterunverdaulichkeit. Der Herr Erzbischof — fuhr er fort — ist ohne alle äußerlichen Kennzeichen seiner Würde (sans crosse ni mître) aus Ihrem Hause geschlüpft; und ich bin immer auf die Vergebung meiner Sünden bedacht, wenn ich mich einem heiligen Orte nähere.

Die Amerikanerin besorgte, dieses Abenteuer möchte allzuviel Lerm verursachen, und weil sie den Marschall als einen sehr rachsüchtigen Mann kannte, so versprach sie, den Prälaten aufzuopfern, der vermöge seines Standes nicht allzulaut sprechen durfte. Ueberdieß gedachte sie sich mit einem gewissen Baron zu verheirathen, vor welchem sie ihre Liebschaften zu verbergen wünschte. Richelieu billigte alle ihre Entwürfe, unterstützte sie sogar bey ihrer vorzuhabenden Eheverbindung, und hatte daher am Hochzeittage das Glück: die Rechte des Barons am ersten zu genießen.

Wir haben oben gesagt, daß er große Abendmahlzeiten gab, wobey er immer einen besondern Tisch mit 29 Frauenzimmern besetzt hatte. Einst wollte er nur lauter solche an dieser Tafel Theil nehmen lassen, die sich gefällig gegen ihn bezeigt hatten; denn es schien ihm sehr artig, sie alle bey einem Abendessen beysammen zu haben; nur er allein konnte sie bezeichnen, er machte also die Liste, und seine Wahl war auf einen reitzenden Kreis eingeschränkt. Keine von den Eingeladenen muthmaßte nur im geringsten, daß ihre Nachbarin mit ihr gleiche Rechte auf den Gouverneur hätte, und jedes von ihm ausgesprochene Wort wandte jede von ihnen auf sich an, weil sie unterschiedliche Züge mit einander gemein hatten, und ihre Geschichte, wenigstens in Ansehung der Entwickelung, beynahe einander gleich war. Es war also unserm Richelieu außerordentlich leicht, sie zu überreden, daß er nur von einer einzigen spräche, und zugleich hefteten alle mit einem boshaften Lächeln die Augen

auf ihn. Die Mahlzeit verstrich unter Zweydeutigkeiten, die ihn über die Maßen belustigten, aber zu Ende der Tafel, und zwar nach dem Hinweggehn der Bedienten, glaubte der Held des Festes, sich mit weniger Schonung betragen zu dürfen.

Er erzählte viele Abenteuer, die ihm mit mehrern von diesen Frauenzimmern begegnet waren, und hatte dabey das Vergnügen: die Bewegung zu beobachten, die auf den Gesichtern derjenigen sichtbar wurde, von welchen die Rede war. Er erzählte ihnen, daß er vergangene Nacht den angenehmsten Traum gehabt hätte. „Ich befand mich, „— fuhr er fort — eben so wie jetzt, mit 29 Frauenzimmern bey Tische, über deren Schönheit und Verdienst zu entscheiden, es allerdings sehr schwer war; fast alle hatten keine „andere Kunst nöthig, um mir zu gefallen, und ich war glücklich genug, um auf einen Augenblick ihre Wahl zu bestimmen. Zwar war ich von dem Glücke: sie zu vereinigen, „berauscht; weil ich sie aber nicht alle in meinem Herzen „einzuschließen vermochte, so ward es mir unmöglich, länger „dem Vergnügen zu widerstehen, ihnen zu sagen, wie glücklich ich durch ihren Besitz gewesen war. Ich wollte keine „von ihnen durch meine Unbescheidenheit beleidigen; aber „ich war dennoch unendlich erfreut, daß jede ihr besonderes „Verdienst und den Umfang der Gunstbezeugungen erfuhr, „welche an mich waren verschwendet worden. Setzen Sie „sich nur eine Minute lang, meine Damen, an diese Stelle, „und ich werde einer jeden von Ihnen sagen, was ich diesen Frauenzimmern zulispelte, und welche Menschenfreundlichkeit mir dieser Traum verursachte.“

Alsdann erzählte er nacheinander, was sich unter ihnen zugetragen, was er schönes beobachtet, was jede von ihnen zur Zeit der Schäferstunde sonderbares gethan und überhaupt alles, was er damahls bemerkt hatte: das Ganze war mit Complimenten über diesen Gegenstand begleitet.

Einige Frauenzimmer schlugen die Augen nieder, andre hingegen begannen zu lachen. Indessen ward das langdaurende Stillschweigen durch unsern Richelieu unterbrochen, welcher diese gutwilligen Schönen fragte, was sie von dem eben erzählten Traume dächten. „Ich denke, — versetzte eine Dame, indem sie zugleich von der Tafel aufstand — „daß Sie äußerst impertinent, und daß diese 29 Frauen„zimmer noch größere Thörinnen, als Sie unbescheiden, „waren.“

Dieser Aufstand brachte die gute Laune der Gesellschaft wieder zurück. Mehrere von ihnen wollten dadurch die Größe ihrer weiblichen Delicatesse zeigen, daß sie den Speisesaal verließen; aber keine wollte zu erst gehen und jede sagte zu der andern: die Ehre gebührt der ältesten; man muß daher das Datum der Vollziehung der Heirath nachschlagen.

Der Marschall, der sich zur Verrichtung seines Hofdienstes nach Versailles begeben mußte, erfuhr den drückenden Schmerz, zu Fontainebleau einen Prinzen dahinsterben zu sehen, der ihm unzählig viele Beweise seines Wohlwollens gegeben hatte. Er genoß die Gnade des Dauphins, ohne die Vertraulichkeit des Königs, seines Vaters, zu verliehren; denn er verstand sich vortrefflich darauf, sich nicht in ihre häußliche Zwiste zu mengen, so daß es ihm leicht war, sich in der Gunst eines jeden zu erhalten. Ueberdieß weiß man die Erbitterung des Dauphins gegen den Herrn von Choiseul, und ohne Zweifel war es ein Vorzug mehr, der unserm Richelieu bey diesem Prinzen zu Theil ward, daß auch er den Minister haßte. Er tadelte öffentlich die Operationen desselben, und behauptete sogar, daß der Zustand des Militärs durch ihn wäre verschlimmert worden, und daß er fast immer auf eine unbesonnene Weise verführe. Diese Declamationen mußten also schlechterdings dem Dauphin gefallen, der mit dem größten Vergnügen jeden Fehltritt ver-

nahm, den man ihm von einem Manne erzählte, den er mit Recht hassen zu müssen glaubte.

Der Dauphin war mit einer sehr starken Ausdünstung an den Füßen behaftet, welche durch einen allzulangen Aufenthalt an einem feuchten Orte gehemmt wurde. Der Schweiß trat auf die Brust zurück und verursachte in baldem die schrecklichsten Zufälle; das gute und gesunde Aussehen dieses Prinzen verschwand, und er fiel in eine verzehrende Krankheit, die alle seine Freunde in Furcht setzte. Man bath ihn zwar, bestmöglichst für seine Gesundheit zu sorgen, allein zum Unglücke befand er sich eben in einer Lage, wo uns gemeiniglich, auch wider Willen, das Leben zur Last fällt. Er hatte nähmlich Verdrüßlichkeiten mit seinem Vater gehabt, von dem er nicht den geringsten Beweiß des väterlichen Zutrauens erhielt; und dann war er nicht nur mit den Veränderungen des Herrn von Choiseul äußerst unzufrieden, sondern er sah auch mit Unwillen die Vervielfältigung der Auflagen, um besser die Kosten des Kriegs- und Seedepartements bestreiten zu können, wo dieser Minister seine Creaturen mit sehr beträchtlichen Besoldungen anstellte. Weil er nun das allgemeine Unglück und die Schwierigkeiten vorhersah, die ihm bey seiner künftigen Regierung sich in den Weg stellen mußten, falls er dem öffentlichen Jammer abhelfen wollte, so versenkten diese Ideen seine Seele in eine düstere Melancholie, die er nicht zu besiegen vermochte. Er wünschte daher den Tod, den er aber Zweifels ohne nicht so nahe glaubte. Vorher hatte er dem Marschall sein Portrait gegeben, nachher übersandte er ihm ein zweytes, das während seiner Auszehrung verfertiget wurde, mit den Worten: „Dieß dient zur Vergleichung der Vergan„genheit und Gegenwart; Sie werden mich freylich schon „sehr verändert finden, aber in kurzem werde ich es noch mehr „seyn.

Inzwischen wurden die Fortschritte der Krankheit so eilend, daß er selbst dadurch erschreckt ward. Sey es, daß

der Anblick des Todes auch den herzhaftesten Menschen mit Schrecken belastet, sey es, daß die traurigen Ideen, die vorher seine Seele bestürmten, verringert wurden, genug, er suchte jetzt selbst die vorhin ausgeschlagene Hülfe, und fragte, ob sein Zustand gefährlich wäre. Er wurde von der Unruhe geängstet, die er bemerkte; endlich erwachte die Liebe zum Leben in ihm wieder, als es schon viel zu spät war, seine Tage zu verlängern. Indeß aber sah er doch sein Ende mit Standhaftigkeit herannahen, und zeigte eine Geduld, eine Resignation, eine muthvolle Seele, die allerdings die Sehnsucht nach seiner Thronbesteigung erregen mußten.

Sein nach dem Tode geöfneter Körper bewieß hinlänglich, daß die gehemmte Ausdünstung sich auf die Lunge gelegt hatte. Das Gutachten der Aertzte ging dahin: daß die Brust mit einem rothgelblichen Wasser angefüllt war, welches das ganze Eingeweide durchfressen hatte, kurz: daß seine Lunge gänzlich verfault wäre. Wir erzählen aber diese Thatsache bloß deswegen, um den Argwohn zu vertreiben, der sich allgemein ausbreitete, daß nähmlich Herr von Choiseul diesen Prinzen habe vergiften lassen. Das Publicum kann kein gekröntes Haupt, oder ein solches, das einstens die Krone tragen soll, dahin sterben sehen, ohne seinen Fall einer außerordentlichen Ursache zuzuschreiben. Die Dauphine war das Opfer einer Krankheit geworden, die ihre allzugroße Empfindsamkeit ohne Zweifel tödlich machte, woran aber Millionen von Individuen gestorben sind. Der Herzog von Choiseul verdient allerdings die bittersten Vorwürfe wegen seiner Staatsverwaltung — sollte es auch nur seine ausschweifende Verschwendung seyn, so bleibt solche doch unverzeihlich für eine Zeit, wo das Königreich verschuldet ward — ohne ihm die schändlichsten Verbrechen zuzuschreiben, die er niemahls begangen hat.

Kaum hatte der Marschall von Richelieu dem Dauphin die Augen zugedrückt, als er, seines so eben erlittenen Verlustes ungeachtet, die Pflichten seines Hofdienstes zu erfüllen

suchte. Er war genöthigt worden, Fontainebleau zu verlassen, um dem Könige zu folgen, und er hatte dem Herzoge von Fronsac die Anordnung des Leichenbegängnisses übertragen, welches diesem unglücklichen Prinzen nach Sens bringen sollte. Dadurch aber entstand ein Streit zwischen dem Herzog von Orleans, der zum Anführer der Leibwache ernannt war, und dem ersten Kammerherrn, welcher das Vorrecht bekommen hatte: die Person des Königs vorzustellen. Jeder von ihnen wollte den Truppen befehlen, der Herzog von Orleans aber überall. Der Oberstkammerherr verwilligte ihm zwar zum Scheine (au dehors) dieses Recht, allein er behauptete, solches in der Wirklichkeit (au dedans) zu verdienen, und diese ersten Augenblicke der Leichenanordnung verstrichen unter Zänkereyen dahin, statt des Kummers, welchen dieses traurige Schauspiel erregen mußte. Schmerz und Vergnügen machte auf unsern Helden einen so flüchtigen Eindruck, daß derselbe in baldem wieder verschwunden war. Sein System bestand darinn, daß es Thorheit wäre, sich einem unheilbaren Schmerz zu überlassen. Und wirklich rief ihn kurz darauf eine Art von Freuden zu sich. Er vernahm nähmlich, daß eine häßliche und andächtige Präsidentin bey der Frau von Mauconseil gesagt hätte: die Schwachheiten, die so viele Frauenzimmer mit dem Herzoge von Richelieu begangen, wären ihr schlechterdings unglaublich, und sie wollte ihr Leben verbürgen, ihm, wenn sie noch jung und anlockend wäre, zu zeigen, daß seine Angriffe keineswegs gelingen würden. Ja, sie fügte sogar hinzu, daß die Frauenzimmer, welche den Mannspersonen den Sieg überliessen, nicht anders es haben wollten, und daß, wenn ihr ganzes Geschlecht, so wie sie, dächte, diese so eitle und indiskrete Männer, welche die Tugend einer jeden Dame bezweifelten, weil sie von einigen günstig aufgenommen würden, zuletzt zu ihren Füßen schmachten müßten, ohne einen andern Vortheil aus ihren Gelübden und Seufzern zu ziehen, als Schande und Verachtung.

Der

Der Marschall betrachtete sie als eine Thörin, die nur deßwegen wider die Freuden der Liebe eiferte, weil sie solche nicht hatte genießen können, oder die ihn durch diesen Ausfall zu erzürnen gedächte. Frau von Mauconseil, die wohl merkte, daß diese kleine Erbitterung Stoff zu einigen unterhaltenden Auftritten geben würde, lud also die Hauptacteurs in dieser Comödie zum Mittagsessen ein, und unterließ nicht, dem Marschall dieses auf seine eingebildete Tugend so stolze Weib mit den auffallendsten Farben zu schildern. Zwar schreckte ihn Anfangs ihre Häßlichkeit zurück; allein das Vergnügen: sich rächen zu können, ließ auf eine Minute den Gedanken an die Unregelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge verschwinden. Bey Tische kam er an ihrer Seite zu sitzen, und jetzt verdoppelte er seine zuvorkommenden Gefälligkeiten, wodurch unsere Andächtige geschmeichelt ward und sich allmählich an die verführerische Sprache des Marschalls gewöhnte. Dieser hatte sich nähmlich vorgenommen, ihr die hinlänglichsten Beweise zu geben, daß er in seinem acht und sechzigsten Jahre noch immer die Kunst zu gefallen verstünde, und wie in seinem dreyßigsten, alles dasjenige besäße, was ein Frauenzimmer verführen könnte. Er suchte daher ohne Affectation jedes Mittel hervor, um in einem liebenswürdigen und glänzenden Lichte zu erscheinen, so daß sich die Bethschwester ohne alles Bedenken, den in ihr aufsteigenden Empfindungen überließ, und über die Schmeicheleyen des Herzogs unendlich sich freute.

Weil sie einen Theil der Abendzeit bey der Frau von Mauconseil zuzubringen gedachte, so sollte ihr Wagen sie erst um acht Uhr abhohlen; allein ein neues Schauspiel von Favart, welches die Frau von Mauconseil liebte, veränderte ihre Absicht und ließ sie um die Erlaubniß bitten, die Gesellschaft verlassen zu dürfen. Sogleich erbot sich der Marschall, die Präsidentin nach Hause zu begleiten. Ihre Freundin, die mit der innigsten Freude wahrnahm, daß schon den ersten Tag die Sachen einen so schnellen Fortgang gewönnen,

bewog unsere Andächtige, bey der sie sich zu wiederhohlten Mahlen entschuldigte, Richelieu's Wagen anzunehmen. Auch der Herzog ward zudringlich, und endlich nahm sie in der That dieß Anerbiethen, jedoch unter der Bedingung, an, daß sie ganz alleine nach Hause fahren und der Marschall die Zurückkunft seiner Carosse erwarten sollte. Und hierauf ersuchte er sie um die Gefälligkeit, sie besuchen zu dürfen, und sie konnte daher diese Bitte keinem Manne abschlagen, der sich ihr schon so verbindlich gemacht, und welchen sie schon äußerst reitzend gefunden hatte.

Unser Held, der die schleunige Beendigung dieser Affaire auf das sehnlichste wünschte, ermangelte nicht, schon den folgenden Tag seine Visite abzustatten. Er ward mit der größten Freundlichkeit empfangen und genöthigt, bald wieder zu kommen; allmählig wurde er nothwendig sogar. Er sprach zuletzt von seinem Wunsche: eine zweyte Ehe einzugehen, und ein sanftes und rechtschaffenes Weib zu finden, das ihm sein übriges Leben hindurch Gesellschaft leistete. Zugleich blickt' er die Präsidentin an, die eben deshalb reelle Absichten bey ihm vermuthete; dabey aber erklärte er, daß, um der Gewogenheit seiner künftigen Auserwählten gewiß zu seyn, er nur der Freundschaft jene Rechte zu verdanken wünschte, die ihm erst Hymen verschaffen sollte. Die Bethschwester gab ihm lächelnd zur Antwort: daß dieses zweifelsohne sein Scherz sey, weil er vermöge seiner Rechtschaffenheit ein solches Opfer unmöglich verlangen könne. Allein der Marschall bestand darauf und behauptete nicht nur, daß sein Glück unauflößlich damit verbunden wäre, sondern er schwur auch, daß er, ohne dieses Bedingniß, nie eine ernsthafte Verbindung eingehen wollte.

Er überließ hierauf die Präsidentin ihrem Nachdenken. Sie kämpfte einige Tage lang mit ihren Empfindungen; doch die Aussicht: die Gemahlin eines Marschalls von Frankreich zu werden, verführte sie; sie glaubte, daß es erlaubt wäre, diese Ehre zu erkaufen. Ueberdieß vereinigte der

Mann

Mann, der seine Hand um diesen, freilich um etwas zu hohen, Preis anboth, so viele Reitze, daß sie eine so schwache Sünde für kein allzugroßes Verbrechen hielt, besonders da sich der Himmel nach ihrer Meinung leicht aussöhnen lasse, und sie endlich noch Zeit genug übrig habe, einen solchen Fehltritt — wenn es ja einer wäre — abzubüßen.

Dieser für ihre Tugend so gefährliche Sterbliche kam gerade in der Minute zu ihr, wo sie fast zur Uebergabe entschlossen war; er sprach von lauter gleichgültigen Sachen, und der Artikel der Heirath schien gänzlich vergessen zu seyn. Unsere Andächtige wußte nicht, wie sie das Gespräch auf diesen Gegenstand lenken sollte; sie begnügte sich also bloß mit der Augensprache. Richelieu bemerkte dieß, und wollte ihr nicht zuvorkommen; vielmehr sann er darauf, den Ruhm des Triumphes dadurch zu erhöhen, daß der erste Schritt von ihr geschah.

Kurz: die Präsidentin sagte ihm seufzend, daß ihr geträumt hätte, ihn verheirathet gesehn zu haben. Träumten Sie nicht auch zu gleicher Zeit, erwiederte der Marschall, daß meine Gemahlin, aus gutem Willen, noch vor der Copulation, mir die höchsten Proben ihrer Zärtlichkeit verwilligt habe? Die Bethschwester erröthete und sagte, daß dieses so außerordentliche Sachen wären, daß man gar nicht daran denken müsse; allein Richelieu versicherte, daß nichts natürlichers wäre, und daß, wenn dieser Wunsch seines Herzens nicht erfüllt würde, an keine Heirath mit ihm zu denken sey. O! wenn man dessen gewiß seyn könnte! antwortete die Andächtige — — und hierauf nahm sie eine zärtliche Miene an, von welcher der Marschall schwört, daß solche nur eine fortdauernde Reihe von Grimassen war. Mit einem Worte: diese auf ihre Tugend so sichre Dame, die so streng die andern Frauenzimmer tadelte, ergibt sich zuletzt auf Gnade und Ungnade. Der Marschall führt sie bis zu dem äußersten Punkte und läßt ihr das höchste Glück des Lebens von ferne erblicken, bey welcher Gelegenheit unsre Heilige ausruft:

„Sie sehen, in welchem Grade ich Sie liebe! ich stürze „mich für Sie gern in die Verdammniß.“ „Und ich, ich „rette mich,“ *) versetzte der Marschall, indem er seinen Hut nahm und sich mit Blitzesschnelle entfernte.

Man kann sich die Wuth und die Verzweiflung dieser Dame leicht denken, als sie die Nachricht vernahm, daß das so eben erzählte Abenteuer im Publicum bekannt geworden war.

Zu eben dieser Zeit entschloß er sich, seinen Freund Voltaire zu Fernay zu besuchen. Schon lange hatte ihn der Dichter auf seine Einsiedeley eingeladen, und Richelieu glaubte, diese Bitte nicht länger einem Manne verweigern zu dürfen, der bisher keine einzige Gelegenheit verabsäumt hatte, um sich seiner Freundschaft würdig zu bezeigen.

Zwar hätte ihn Frau von Lauraguais gerne begleitet; allein ein Ueberrest von Wohlstandsgefühlen verhinderte sie, ihren Liebhaber bis nach der Schweitz zu folgen. Unter dem Vorwande: ihren Anverwandten, den Erzbischof von Lyon, zu besuchen, reißte sie mit ihrem theuern Richelieu bis nach dieser Stadt. Unser Held, der immer die Sonderbarkeit eines Abenteuers mehr liebte, als das Abenteuer selbsten, traf seine Anstalten so gut, daß ihm der Erzbischöfliche Pallast zu einem bequemen Tempel diente, wo er einige Grane Weihrauch zu Ehren seiner Geliebten und ihres artigen Kammermädchens verbrennen konnte.

Voltaire empfing ihn als seinen Beschützer, seinen Helden, mit einem Worte: als den einzigen Mann, der bey ihm alle andere überwiege. Es ist allerdings merkwürdig, daß er den Marschall, ungeachtet seiner Vertraulichkeit mit ihm, doch immer mit einer Ehrfurcht behandelte, die er nie gegen andere Personen seines Standes bewieß. Allein es war Bewunderung und Enthusiasmus, und doch hatte er sei=

*) Dieses Wort wurde so berühmt, daß man sogar in verschiedenen Romanen nicht ermangelte, sich dessen zu bedienen.

seinen Helden oft in einer Lage gesehen, wo die Größe desselben — wenn auch nicht ganz verschwand, doch so ziemlich vermindert wurde. Er war Zeuge von den kleinen Abendmahlzeiten des Herzogs in dem Hause des Porcherons und mithin im Stande gewesen, dieses oberflächliche Wesen, das alles den gegenwärtigen Augenblicken aufopferte, gänzlich zu beurtheilen. Allein, wie war wohl jene Täuschung möglich? Entweder sah Voltaire — und dieses ist doch allerdings sehr unwahrscheinlich — nie die schwache Seite des Marschalls, oder er war durch dessen despotischen Ton furchtsam geworden.

Der Dichter, der mit dem Duc einerley Grundsätze hatte, welcher allen Personen schmeichelte, die in Ehrenämtern standen und die oft heimlich von ihm verachtet wurden, der sich mehr durch die Umstände, als durch die Freundschaft und das Verdienst hinreißen ließ, öffnete gegen seinen Vertrauten sein Herz und klagte ihm den Kummer, den er empfinden mußte: auf eine so ungerechte Weise aus der Hauptstadt verbannt zu seyn. Nicht etwa, daß er den Aufenthalt in seinem reitzenden Landhause dem geräuschvollen Paris nachsetzte, sondern weil er zur Belohnung seiner seltnen Arbeiten, welche sein Jahrhundert erleuchteten, gedemüthigt und der Freyheit beraubt wurde, sein Vaterland wieder zu sehen. Er beklagte sich über Ludwig XV, der immer gegen ihn eingenommen gewesen war, über die Parlamenter, die ihm mehr die Königsgewalt, als der Souverain selbst, auszuüben schienen; über die Priester, die alle diejenigen mit dem Tode bestrafen wollten, welche es wagten, den Schleyer zu zerreißen, der ihren Fanatismus bedeckte, dessen Schlachtopfer er über lang oder kurz werden müßte, weil er deren Unwissenheit und Schurkerey aufgedeckt hätte, und welche deßhalb nur über Ruchlosigkeit schrieen, weil man ihre Aufführung und den Gebrauch, den sie von ihrem ärgerlichen Reichthum machten, getadelt hatte. Seine vornehmste Klage aber war: daß man dennoch nicht unterließe, ihn durch einen Schwarm

von bösartigen Insekten zerfleischen zu lassen, ob man ihn gleich als das Oberhaupt und den Vater der Litteratur anerkannt habe. Mit einem Worte: nie zeigte ein, seiner Größe sich bewußter, Mann in seinem Betragen mehr Eifersucht und Herabwürdigung seiner selbst.

Richelieu brachte vierzehn Tage zu Fernay zu. Weil er nun besser als irgend jemand die Gewalt der Eigenliebe kannte, so schmeichelte er beständig derjenigen seines Freundes, und zerstreute durch seinen Frohsinn und seine Lobeserhebungen die düstern Ideen, die sich der Seele desselben bemächtigt hatten. Man sprach sehr oft von den Schauspielern, welche Voltaire alle zusammen sehr schlecht fand, und von denen er gradezu behauptete, daß sie nichts weiter verstünden, als einige Verse her zu declamiren, ohne sich in die Lage der von ihnen vorzustellenden Person setzen zu können; nur le Kain ward von ihm ausgenommen, den er als den einzigen tragischen Acteur betrachtete und vielleicht nur deßwegen seinen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren ließ, weil er sie entwickelt zu haben glaubte, oder solche doch wenigstens für die Frucht seiner Bemühungen hielt.

Vierzehntes Kapitel.

Der Graf du Barry macht den Marschall mit seiner Mätresse, der Demoiselle Lange, bekannt. Richelieu gibt diesem Frauenzimmer zu Ehren ein Abendgastmahl in seinem Pavillon auf dem Boulevard. Du Barry theilt dem Marschall seine Entwürfe mit, der sich deßhalb über ihn lustig macht. Der Graf bringt es endlich so weit, daß es ihm gelingt, die Demoiselle Lange dem le Bel vorzustellen. Sie wird die Mätresse des Königs. Man flößt ihr einen unversöhnlichen Haß gegen den Herrn von Choiseul ein. Absterben des le Bel's, verursacht durch einen Jähzorn Ludwigs XV.

Der Marschall befand sich fast immer in der Gesellschaft seiner Tochter, der Gräfin von Egmont, und er hing mit solcher zärtlichen Liebe an ihr, daß seine Briefe, sobald er abwesend war, in besondern, eigens zu dieser Correspondenz erdachten, Ziffern abgefaßt waren. Zwar sah er anfangs mit Unwillen, daß sie mit seinem Feinde, dem Herrn von Choiseul, in gutem Vernehmen stünde; weil sie aber von ihm die Verführungskunst erlernt hatte, so fand sie bald in dem Herzen ihres Vaters Nachsicht und Verzeihung. Er benutzte sogar diese Verbindung mit dem Minister, um durch seine Tochter die Gnadenbezeigungen zu erhalten, die er nicht selbsten verlangen wollte; die Clienten des Marschalls wurden es auch von der Frau von Egmont, welche mit so vielen Reitzen zu bitten wußte, daß sie ihr Ansuchen fast immer mit einem glücklichen Erfolge gekrönt sah. Richelieu wußte die kleinsten Umstände zu benutzen, wenn sie seine Absichten und seinen Vortheil unterstützen konnten.

Seit dem Tode der Frau von Pompadour hatte Ludwig XV sich zwar einigen Ausschweifungen überlassen, aber keine erklärte Mätresse mehr gehabt. Der Marschall, der anfangs seine Neigung zur Frau von Etioles getadelt hatte,

weil

weil solche von keinem hohen Stande war, wünschte jetzt: der König möchte unter den ihm vorgestellten Frauenzimmern eine Wahl treffen. Denn er fand es unter der Würde eines Souverains, zu einer niedern Classe herabzusteigen, indem er behauptete, daß der Titel einer Königlichen Mätresse viel zu wichtig sey, als nicht eine Dame von dem hohen Adel damit zu beehren. Die Herzogin von Grammont, Schwester des Herrn von Choiseul, hatte bereits alles aufgebothen, um den Monarchen zu fesseln; allein ihr rauher Ton, ihre unangenehme Gestalt, schloßen sie bald von einem Posten aus, der nicht im geringsten für sie bestimmt zu seyn schien. Ueberdieß war der Nahme einer Schwester des Ministers ein hinlänglicher Beweggrund, sich ihrer Erhebung zu widersetzen.

Richelieu, dessen Gesellschaft nicht immer die beste war, hatte in Gegenwart des Grafen du Barry, eines Mannes, mit dessen Charakterschilderung wir unsere Leser nicht belästigen wollen, von seinem Wunsche gesprochen, dem Könige mit einer neuen Günstlingin verbunden zu sehen. Sogleich brütet der in Auffindung neuer Entwürfe so fruchtbare Kopf dieses ränkevollen Menschen den Gedanken aus: sich zu Gunsten des Souverains von einer Mätresse zu entledigen, deren er nicht nur überdrüßig war, sondern die er auch an seine Freunde abtrat, wenn er ihnen nicht seine Schulden bezahlen konnte.

Freylich war dieses Frauenzimmer, welches Mademoiselle Lange hieß, sehr anlockend, und auf ihren reitzenden Wuchs und noch mehr auf ihre verführerischen Gesichtszüge, gründete du Barry seine Hoffnungen. Er führte den Gegenstand seiner wichtigen Speculation zu dem Herzoge von Richelieu, der sie schon kannte, und ihr zu unterschiedlichen Mahlen in seinem Pavillon auf dem Boulevard Soupées gab. Du Barry wollte unsern Helden in den Stand setzen, von dieser ihm so oft gerühmten Schönheit zu urtheilen, und schloß endlich mit den Worten: daß er sie für Ludwig XV

bestimmte; allein der Marschall lächelte mitleidig und versicherte ihm, daß, wenn er keine andere Pläne zu seinem künftigen Glücke entworfen hätte, er nicht so bald seinen Zweck erreichen würde.

Du Barry, geleitet durch ein Vorgefühl, welches sein Zutrauen unterstützte, versprach sich im Gegentheil einen glücklichen Erfolg und behauptete: daß er der Mann sey, welcher Mademoiselle Lange selbst in die Arme des Königs zu führen vermöchte, wenn sonst niemand es thun wollte. Der Marschall erzählte wohl zwanzigmahl, daß er sich während dieses Soupée's über die Thorheiten des du Barry lustig gemacht und ihm im Scherze gesagt hätte:

„Nun wohl! suche nur den le Bel auf; vielleicht „wird Deine Favorite durch seine Unterstützung auf „einen einzigen Tag zur Hausehre des Louvre angenommen werden.“

Gleich den andern Tag fand sich du Barry bey dem Lever des ersten Kammerdieners ein, und weil er schon unserm le Bel verschiedene Vorschläge gethan hatte, so errieth dieser bald die Absicht seines Besuchs. Und wirklich waren sie kaum allein, als er sogleich diesem Agenten der Vergnügungen des Monarchen zu verstehen gab, daß er mit ihm von einer Gottheit, von einem Engel zu sprechen komme, mit welchem keines von den bisher für den König bestimmten Frauenzimmern verglichen zu werden verdiene. Le Bel, gewöhnt an solche Uebertreibungen, verlangte hierauf den Nahmen einer so seltnen Schönheit zu wissen, und unglücklicher Weise vernichtete der Nahme der Mademoiselle Lange all das Gute, was man von ihrer Göttlichkeit sagte; genug, der arme Barry ging ganz bestürzt, aber nicht ohne Hoffnung, hinweg. Er schmeichelte sich, künftig glücklicher zu seyn und wagte sogar einen zweyten Versuch; allein le Bel's Thüre war jetzt vor ihm verschlossen.

Der Graf, an Beschimpfungen gewöhnt, glaubte sich nicht durch die ihm widerfahrne und durch die etwa folgenden

schlimmen Begegnungen abschrecken lassen zu dürfen. Le Bel war zwar immer unsichtbar für ihn, der Ränkevolle wußte aber, daß fortdauernde Zudringlichkeit ein weit sicherers Mittel zur Erreichung seiner Absichten wäre, als Geist und Verdienste, und wich also keinen Finger breit von seinem Plane ab. Dadurch gelang es ihm endlich, den le Bel anzutreffen, von dem er durch sein rastloses Ungestümm auf den folgenden Tag ein Rendezvous erhielt.

Entzückt über diesen ersten Schritt, vergaß du Barry nicht, seinem Besuche dadurch noch mehr Wichtigkeit zu geben, daß er sich von Mademoiselle Lange begleiten ließ; er stellte sie dem Kammerdiener mit den Worten vor: „Ich „überlasse Ihnen diese Schöne; betrachten Sie solche und un„tersuchen Sie ihre Reitze, und wenn es kein himmlisches „Wesen ist, so will ich gern meine Ehre verlohren haben.“ Der Schelm! er wußte wohl, daß er in diesem Betrachte, schon längst außer aller Gefahr war.

Kaum war Mademoiselle Lange mit dem Visitator allein, so nahm sie sogleich eine schüchterne Miene an, und diese Verwirrung erhob nur noch mehr ihre Reitze, welche der strenge Richter nicht ohne Herzensbeklemmung erblicken konnte. Die Kandidatin sahe ihn endlich mit ihren schönen Augen an, und zeigte durch eine unwillkührliche Bewegung einen so weißen und reitzenden Busen, daß der alte Kammerdiener sich sogar nicht enthalten konnte, einen feurigen Kuß darauf zu drücken.

Unsre Schöne, die ihre Rolle studiert hatte, setzte dem le Bel keinen Widerstand entgegen, sie begnügte sich bloß mit den Worten: Wenn Sie es nicht wären. Der entzückte ehrliche Alte gestand sich selbst, daß du Barry Recht, und daß noch nie etwas reitzenders sich seinen Augen dargebothen habe. Er traf also die nöthigen Anstalten zu Ausführung dieser erhabenen Entwürfe, und du Barry, der von dem Vorgefallenen Nachricht erhielt, lief sogleich zu unserm Richelieu hin, um ihm zu verkünden, daß nicht nur le Bel

in

in Extase wäre, sondern daß auch seine bisherige Geliebte aus dem Zimmer des Kammerdieners in das Appartement des Monarchen in baldem gelangen würde.

Inzwischen empfand dieser Mann, so verderbt er auch immer war, dennoch einige Gewissensvorwürfe. Er hatte versprochen, diese neue Bewerberin um diese Stelle Seiner Majestät zuzuführen, ungeachtet er durch ihre vorige Lebensart überzeugt war, daß sie im geringsten nicht würdig sey, dem Könige angebothen zu werden. Doch sein Versprechen fesselte ihn, und er bildete sich ein, daß Ludwig XV, wenn er ja die Demoiselle Lange einiger Aufmerksamkeit würdigte, dieses nur vermöge einer minutenlangen Laune geschehen würde, und er beschloß daher, dieses Frauenzimmer seinem Gebiether vorzustellen.

Das erstemahl gab der König keine Achtung auf sie. Allein Mademoiselle Lange, immer geleitet von ihrem ränkevollen Führer, verdoppelte jetzt ihre Liebkosungen gegen le Bel, um künftig eine günstigere Aufnahme zu erhalten. Der Zufall kam ihr zu statten; der König erblickte sie und heftete lange seine Augen auf ihre Reitze, ja, er fragte sogar am Abend seinen Kammerdiener, wer jenes Frauenzimmer gewesen wäre, dessen Gang und Wuchs er bemerkt hätte? — Le Bel, hingezogen durch Freundschaft, machte ihm eine vortheilhafte Schilderung von ihr, und bald ward es entschieden, daß sie eine besondere Unterredung mit dem Monarchen haben sollte.

Du Barry, von Freude trunken, flog zum zweytenmahle mit der Nachricht von seinem Glücke zu dem Marschall hin, der jetzt selbst zu glauben anfing: dieser Narr würde vielleicht wohl gar seine Absichten erreichen. Die abgefeimte Hofcreatur *) — so nannte man bekanntlich den du Barry —

*) Im Originale: le roué. Dieses Wort ist so wie das des Spurhundes (braque) erst neu in die Französische Sprache gekommen. Siehe Französisches Museum, ersten Jahrg. zweytes Heft. S. 109. Anmerk. des Uebers.

versicherte dem Marschall, daß jetzt der entscheidende Zeitpunct vorhanden wäre, wo nicht nur seine kleine, und von ihm in der Verstellungskunst unterrichtete, Lange sich vor dem verderbten (blazé) und sogar in den Armen seiner Mätressen an die Sprache der Unterwürfigkeit gewöhnten Monarchen in ihrer wahren Gestalt zeigen sollte, sondern wo sie auch bloß durch Verlassung des gewöhnlichen Weges Eindruck auf ihn machen könnte. Der Streich wäre verfehlt, sagte er, wenn sie keine große Sensation hervorbrächte, und man müßte alle Kräfte aufbiethen, um dieses zu bewirken. Richelieu überließ diese wichtige Sache einem Manne, der solche tiefe Einsichten zu besitzen schien.

Mademoiselle Lange, welche neue Verhaltungsregeln bekam, und die auf alle mögliche Weise ihr Glück versuchen wollte, begab sich daher an den ihr bestimmten Ort. Jedermann weiß, in welchem Grade der König über diese neue Eroberung entzückt war. Du Barry's Vorhersagung sollte erfüllt werden. Diese Dame machte nähmlich Seine Majestät mit noch nie gefühlten Empfindungen bekannt. Dieser Fürst fand hier sein edelstes Kleinod, ein Weib, das seine Begierden wieder aufzuregen verstand, und er sah sich durch sie in eine ganz unbekannte Welt versetzt.

Die Fée, welche dieses Wunder bewirkte, wurde ihm mit jedem Tage theurer. Diese Neigung, die man für vorübereilend hielt, fachte sich zuletzt zu einer Art von Leidenschaft an, denn immer wurden neue Entdeckungen gemacht, welche einem abgenützten Manne bewundernswürdig schienen, uud man erstaunte über die schnelle Gewalt, die ein Weib über den Monarchen bekam, welches, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihn nicht länger, als eine Minute lang, fesseln sollte.

Damahls durchkreutzten sich in du Barry's Kopfe tausend Ideen; er träumte von allem, was in der Folge geschah. Selbst der über dieses Abenteuer erstaunte Herzog von Richelieu glaubte nun, daß alles möglich wäre. Er stattete

bey

bey der neuen Sultanin seine Besuche ab, und empfing sie heimlich in seinem Pavillon, nicht mehr als ein geringes Frauenzimmer, sondern als eine Dame, die einstens wichtig werden könnte. Er gab ihr verschiedene Rathschläge, benachrichtigte sie von den Begebenheiten des Hofes und bereitete sie, insbesondere den Herrn von Choiseul, der ihre Erhebung mit mißgünstigen Augen betrachtete, und dessen Schwester mit ihren lächerlichen Ansprüchen auf die Stelle der Königlichen Günstlingin, zu fürchten. Zwar sah Richelieu mit Unwillen, daß ein Frauenzimmer von einem so niedrigen Stande eine große Rolle spielen sollte; weil er aber gewohnt war, aus Allem Vortheil zu ziehen, so war es ganz wahrscheinlich, daß er eine solche Gelegenheit, sich eine neue Unterstützung zu verschaffen, nicht ungenutzt vorbey streichen ließ.

Nachdem die abgefeimte Hofcreatur lang genug geträumt hatte, so glaubte sie das Ziel ihrer Wünsche noch weit entfernt, wenn die kostbare Lange nicht die erklärte Mätresse zu werden vermöchte. Unser du Barry befragte also sein Orakel, den Herzog von Richelieu, der über diese Unternehmung äußerst erschrack, weil er in seinem Herzen die Sachen nicht auf diesen Punct gebracht haben wollte. Allein der Graf, der sich nie durch eine Vorstellung zurückhalten ließ, versicherte ihm nicht nur, daß diese Hindernisse leicht zu heben wären, sondern daß er auch einen Bruder hätte, der von so eingeschränktem Verstande und eigennützigem Charakter wäre, daß er sogar für Geld seine Kühmagd heurathen würde. Dieser Mann nun — setzt' er hinzu — wäre ganz dazu geschaffen, um diesen Plan auszuführen, und ehe noch zwey Monathe vergingen, so könnte Mademoiselle Lange eine Gräfin seyn; so bald sie dieses wäre, so könne auch ihre öffentliche Vorstellung mit Recht erfolgen, und außerdem fände sich durch diese glückliche Heirath alles eingeleitet. Zwar gestand er, daß die neue Favorite noch nicht zu der für sie bestimmten Rolle geschickt wäre; allein er wünschte sich zu gleicher Zeit Glück: in seiner Fami-

lie dasjenige zu besitzen, wodurch man sich einen glücklichen Erfolg versprechen könnte. Mademoiselle du Barry wäre ein Mentor, welche das ungeschickteste Weib zum listigsten umschaffen und selbst einen Marmor beleben könnte. Diese würde also das Triebrad seyn, um die Statue zu bewegen, die er aufzustellen gedächte.

Indessen vermehrte sich die Leidenschaft des Königs gegen die Demoiselle Lange; er war einem Wahnsinnigen gleich, der sogar des Nachdenkens beraubt ist. Denn er verlangte von Jedermann, der von ihm angebetheten Schönheit zu huldigen, und er ergriff daher begierigst den Vorschlag einer Vermählung mit dem Grafen du Barry. Wir wollen keine bekannten Thatsachen nochmahls wiederhohlen. Es sey uns vergönnt, nur das Einzige zu sagen, daß le Bel, erschrocken über die fortdauernde Liebe seines Gebiethers, und noch mehr über die öffentliche Vorstellung eines Mädchens, das er demselben kaum anzubiethen gewagt hatte, besonders da er die Vorwürfe befürchtete, die man ihm vielleicht in der Folge deßwegen machen könnte, sich die Freyheit herausnahm, dem Könige zu erklären: daß so reitzend auch immer seine Clientin wäre, er doch nie eine andere Meinung gehabt hätte, als sie nur zu einem flüchtigen Zeitvertreib vorzuschlagen, und daß er seinen Gebiether viel zu sehr liebte, um ihm nicht zu sagen: daß er den Unwillen von ganz Frankreich erregen müßte, wenn er ein solches Frauenzimmer öffentlich als seine Mätresse erklärte.

Allein der König gab ihm hierauf folgende Antwort: „Mein lieber Dominicus“ — so pflegte er ihn nähmlich zu nennen — „Ich bedaure dich unendlich, wenn dir „solches so vielen Kummer verursacht. Aber deine Clien„tin ist dergestalt liebenswürdig, daß ich mich zu ihr „hingezogen fühle. Ich will ihr daher einen öffentlichen „Beweiß meiner Zärtlichkeit geben; sie soll ohne jemands „Widerspruch als meine Geliebte dem Hofe vorgestellt „werden.“ Als nun der Kammerdiener auf seiner Zudring-

lich-

lichkeit beharrte, und, durch seinen unzeitigen Eifer hingerissen, ihm sogar den Nachtheil zu schildern wagte, den er sich dadurch in den Herzen seiner Unterthanen zufügen würde, da ergriff der ungeduldige Ludwig ein Scheermesser (pincette), und indem er solches gegen seinen Vertrauten zückte, geboth er ihm mit dem Tone des heftigsten Zorns das unverbrüchlichste Stillschweigen, wenn anders sein Leben ihm lieb wäre.

Le Bel, sonsten gewohnt, alles seinem Gebiether zu sagen, stand bey dieser fürchterlichen Sprache und ausdruckvollen Bewegung stumm und wie vom Blitz getroffen da. Er war mit hepatischen Kolicken behaftet, und die eben erzählte Ereigniß wirkte so außerordentlich auf seinen Körper, daß er noch an den nähmlichen Abend einen heftigen Anfall von dieser Krankheit verspürte, und sogar zwey Tage hernach seinen Geist aufgeben mußte. Dieser Todesfall ging ganz natürlich zu; der Unglückliche vergiftete sich nicht, wie man ihm in der Lebensbeschreibung Ludwigs XV Schuld gibt, die nach unserer, schon oft angeführten, Bemerkung von Unrichtigkeiten aller Art wimmelt.

Mademoiselle Lange konnte auf keine Weise einen Mann bedauern, der sich den unbedachtsamen Beweisen der Zärtlichkeit des Königs zu ihr widersetzen wollte. Er war daher in baldem vergessen, ob sie gleich durch ihn zuerst auf die Bahn der Ehre und des Glückes gelangte. Aber sie hatte noch einen weit furchtbarern Gegner an dem Herrn von Choiseul, der mehrere Ueberredungskunst zu besitzen wähnte; allein der König, jeder Vorstellung überdrüßig und verblendet durch eine unbesiegbare Leidenschaft, antwortete ihm bloß: „Wenn ich Sie rufen lasse, oder wenn Sie kommen, „um mit mir zu arbeiten, so geschieht dieses einzig und „allein um der Angelegenheiten des Staats willen, nicht „aber, um mich durch Verweise in Rücksicht der Empfindungen meines Herzens kränken zu lassen.“

Funfzehntes Kapitel.

Madame du Barry wird bey Hofe vorgestellt. Sie läßt am Tage ihrer Vorstellung auf sich warten. Der König geräth in eine unbeschreibliche Unruhe dadurch. Herr von Choiseul kömmt in Ungnade. Richelieu sucht in den Staatsrath zu gelangen, kann aber seinen Endzweck nicht erreichen. Inzwischen wünscht er doch jemanden aus seiner Familie in dem Ministerium zu sehen, und bringt es wirklich durch seine Bemühungen dahin, daß der Herzog von Aiguillon ein Departement erhält. Der Marschall ist einer der eifrigsten Diener der Favorite.

Mademoiselle Lange, die jetzt durch ihre Vermählung *) mit dem Bruder ihres ehemahligen Liebhabers Gräfin du Barry wurde, verdoppelte ihre Bemühungen, um den König zu fesseln. Sie sah in ihm nur einen bloßen Privatmann; sie handelte ohne Zwang und der vertrauliche Ton, der zwischen ihm und ihr statt fand, schien dem Souverain dergestalt neu zu seyn, daß er ein Weib nicht entbehren konnte, welches ihm gewisse Empfindungen oder Begierden einflößte, von denen er bisher noch keine Idee hatte. Alle du Barry's liefen jetzt zur Favorite hin und nisteten sich daselbst ein; sie betrachteten sie als ihr Eigenthum, worauf sie die gegründetsten Ansprüche hätten. Ja, sie maßten sich sogar das Recht an, ihr Rathschläge zu geben, und seit diesem Augenblicke wurde der Königliche Schatz eigentlich ihre Privatcasse. Die junge Gräfin, erstaunt darüber, sich zu dieser Würde erhoben zu sehen und dem Throne so nahe zu seyn, konnte sich noch nicht in den Hof-Ton schicken; sie hörte also begierig die

ihr

*) Man weiß, auf was für Art dergleichen Heirathen geschlossen werden. Der Gemahl unterzeichnet vermittelst des Geldes einen Vertrag, durch welchen er sich sogar anheischig macht, nicht einmahl an seinem Hochzeitfeste mit seiner Gattin zu speisen und sich auf vier Meilen weit nicht ihrem Wohnsitz zu nähern.

ihr gegebenen Lehren an, besonders, da jeder sie umringende Gegenstand, nur nicht ihr Königlicher Liebhaber, neu für sie war, und sie fast gar nicht wußte, auf welche Art sie sich betragen sollte. In dieser Rücksicht war ihr der Herzog von Richelieu sehr nützlich. Er sah wohl ein, daß der Schlag einmahl geschehen sey, und Madame du Barry regieren würde; und so ward aus dem Manne, der Mademoiselle Lange kaum einer Aufmerksamkeit würdigte, der demüthigste Sclave der Frau du Barry.

Er verrichtete damals seinen Hofdienst und war also beständig um den König. Ob er gleich Zeuge der Schwachheit und des Taumels desselben war, so hüthete er sich doch außerordentlich, ihm nur die geringste Vorstellung deßhalb zu machen; im Gegentheile fand er eben so, wie sein Gebiether, Madame du Barry als ein göttliches Geschöpf, und sagte ihm, daß es sehr billig wäre, ihr besondere Beweise von der Zärtlichkeit Seiner Majestät zu geben. Er hatte schon den Plan entworfen, sich der Gewalt dieses Frauenzimmers zu bedienen, um den Herrn von Choiseul aus dem Ministerium zu entfernen, über welchen er nicht nur im äußersten Grade eifersüchtig war, sondern den er auch als einen Verwirrer der Staatsangelegenheiten (brouillon en affaires) betrachtete, und welchen er öffentlich beschuldigte, das Militär zu Grunde gerichtet zu haben. Der Familienvertrag, welchen die Freunde dieses Ministers mit so vielen Lobsprüchen erhoben, schien ihm eine politische Kinderey zu seyn, weil seiner Meinung nach die Souveraine weder Anverwandte noch Freunde haben, wenn ihr Privatvortheil sie leitet, mit einem Worte: alle Verträge wären bald mit den Waffen in der Hand gebrochen. Es wäre also besser, — setzt' er hinzu — disciplinirte Armeen und Geld in den Kästen zu haben; durch dieses einzige Mittel vermöchte man die Ruhe eines Reiches zu sichern, und den Monarchen von innen mächtig und von außen furchtbar zu machen.

Ohne Zweifel wünschte er nicht sowohl zum Heil des Staates, als aus persönlichem Hasse diesen Koloß zertrümmert zu sehen, den er für unangreifbar hielt und dessen Arme das ganze Königreich zu umfassen schienen. Bisher hatte Richelieu, viel zu klug, als sich für den Feind eines mächtigen Mannes zu erklären, von dem er nicht geliebt wurde, jene eitlen Demonstrationen, jene sinnlose Sprache und Schreibart bey ihm angewendet, welche die Hofschranzen im alleinigen Besitz zu haben scheinen. Ueberdieß enthüllte er jene Kunst dieser Leute, die ohne jemahls den Muth zu haben, sich in ihrer eigentlichen Gestalt zu zeigen, die entscheidenden Augenblicke erwarten, um zu den Füßen des Idols hinzusinken, oder dasselbe nieder zu stürzen. Er glaubte, daß die Gunst der Frau du Barry diese so sehnlich erwartete Minute anbrechen ließe, und er spähte daher die kleinsten Umstände aus, um solche zu benutzen. Während daß man sich mit dem Falle des Herrn von Choiseul beschäftigte, so war dieser stolz auf die Gewalt, die er genoß, indem er zu viel auf die Trägheit des Monarchen rechnete, den er durch seine Thätigkeit von aller Sorge und Arbeit befreyte. Er überredete sich also, daß er ihm schlechterdings nothwendig wäre, und brüstete sich mit dem Bündnisse, das er so eben mit dem Hause Oesterreich geschlossen hatte; denn er glaubte sich dadurch dergestalt gesichert, daß er die kleinen Ungewitter, die sich gegen ihn aufthürmen würden, nicht achtete, und sich wegen der bey der Favorite angestellten heimlichen Berathschlagungen nicht im geringsten beunruhigte, besonders da seine Eigenliebe ihm sagte, daß er gegen alle Unfälle geschützt wäre.

Ueberdieß war es ihm schlechterdings unmöglich, sich nur einzubilden, daß der Triumph der Frau du Barry von langer Dauer seyn könnte. Seine Creaturen, die ihm unaufhörlich seine Verdienste um Frankreich vor Augen stellten, versicherten ihn zu gleicher Zeit, daß nicht nur diese Dame in baldem wieder in den niedrigen Stand zurücksinken müßte, wor-

woraus sie wäre gezogen worden, sondern daß auch der König über lang oder kurz die Unanständigkeit seines Betragens einsehen und sicher niemahls eines Ministers vergessen würde, der so ausschlußweise Rechtschaffenheit und Einsicht mit einander verbände.

Herr von Choiseul, der immer diese Eindrücke anzunehmen geneigt war, verließ sich, seines durchdringenden Geistes ungeachtet und seiner Kenntniß vom Hofe, dennoch zuviel auf seinen Credit. Denn er behandelte nicht nur die Favorite keineswegs mit ehrbarer Schonung, sondern er offenbahrte auch bey unterschiedlichen Gelegenheiten seine Verachtung gegen sie. Kurz: er betrug sich auf eine so unkluge Art, daß Madame du Barry, die nicht die mindeste Ursache hatte, seine Feindin zu seyn, und die bloß maschinenmäßig den Eingebungen anderer Leute folgte, zuletzt persönlich einen Mann zu hassen begann, der ihr so wenige Achtung bezeigte. Man kann also sagen, daß Herr von Choiseul das Opfer seiner vorgefaßten Meinungen wurde und die Ministerstelle nicht sowohl wegen des ruhmvollen Beweggrundes: keinem, von ihm verachteten, Frauenzimmer freundschaftlich die Hand zu biethen, verlohr, sondern weil er sich dem Gebiether dergestalt nothwendig zu seyn wähnte, als daß ihn irgend ein Weib, und am wenigsten die Gräfin, von seinem Posten verdrängen konnte.

Diese Sorglosigkeit ward von unserm Richelieu bemerkt, und er glaubte daher, sich einen glücklichen Erfolg versprechen zu dürfen. Doch besuchte er öfters diesen Minister, und man hätte meinen sollen, daß eine aufrichtige, obgleich zweifelsohne sehr sonderbare, Freundschaft zwischen ihnen entstanden wäre; Herr von Choiseul belustigte sich über die Zurrückkehr des Höflings und lachte, weil er ihm nicht im mindesten traute, seiner ohnmächtigen Begierde, ihm zu schaden; er muthmaßte zwar einige kleine Verläumdungen, aber er erwartete sie unerschrocken, dem Felsen gleich, der ruhig

die

die Woge heranstürmen sieht, die an seinem Fuße sich brechen wird.

Endlich wurde der Tag bestimmt, von dem man schon so vieles gesprochen hatte, und von dessen Ankunft drey Viertheile der Hofschranzen sich nicht überzeugen konnten, der Tag nähmlich, wo Madame du Barry als erklärte Günstlingin sollte vorgestellt werden. Dadurch entstand eine allgemeine Bestürzung bey der Gegenparthey, und Herr von Choiseul wurde selbst von diesem Schlage betäubt. Zwar hatte er noch unterschiedliche Versuche bey dem Könige gemacht, aber vergebens. Er war also gezwungen, der Nothwendigkeit nachzugeben. Inzwischen aber überredete er sich, daß diese herabwürdigende Erscheinung keineswegs Statt finden, sondern daß sich der Gebiether besinnen und über jenen unbedachtsamen Schritt erröthen würde.

Allein der Minister überdachte nicht, daß Richelieu, der unaufhörlich auf seinen Vortheil und seine Rache sann, fast keinen einzigen Augenblick den König verließ. Sein Posten als Oberstkammerherr, dessen Dienste er dieses Jahr verrichtete, machte ihn noch vertrauter mit dem Souveraine. Kein Wunder daher, wenn er, besonders als ein ehemahliger Freund, in einer Herzensangelegenheit zu Rathe gezogen wurde. Er unterließ nicht, die Anmuth und Schönheit der Frau du Barry bis zu den Sternen zu erheben, theils weil er glaubte, auf sie rechnen zu können, theils weil er die Seele des Königs von ihr entglüht sah. Ueberdieß belustigte er ihn durch die Erzählungen von Kaisern und Königen, die sogar aus innerm Drange Frauenzimmer von der niedrigsten Volksklasse geheirathet hätten; ja er setzte hinzu, daß allerdings der Beherrscher von Frankreich das Recht habe, einer Dame vor der andern ausgezeichnete Vorzüge zu geben. Ludwig XV hörte begierig seinen Günstling an und fühlte, daß sich bey ihm der Kummer verminderte, den ihm die Spuhren des Grams verursachten, welchen er auf dem Gesichte seiner Kinder gewahr wurde. Auch

die

die Favorite belagerte ihrer Seits den Monarchen, und seiner Unentschlossenheit ungeachtet, war dennoch ihre öffentliche Vorstellung entschieden.

Dieser wichtige Tag kam endlich. Der ganze Hof befand sich zu Versailles; aber doch gab es Wetten, daß, trotz aller bisherigen Anstalten, Madame du Barry nicht als erklärte Mätresse erscheinen würde. Bekanntlich geschehen die Präsentationen allemahl des Abends nach der Messe (office). Die bestimmte Stunde kam, und Madame du Barry erschien nicht. Da gab es also auf der einen Seite traurige Gesichter und auf der andern freudefunkelnde Blicke. Die Herren von Choiseul und Richelieu befanden sich in dem Zimmer des Königs, der von Unruhe umher getrieben ward. Dieser Prinz sah alle Augenblicke auf seine Uhr; er schien auf Dornen zu stehn, die Zeit verging und jede Nachricht blieb aus. In diesem Augenblick bemächtigten sich alle Vorstellungen, die man ihm bisher gemacht hatte, seiner Seele; er schien das Lächerliche dieses Auftritts zu merken, und schon hörte man ihn zwischen den Zähnen murmeln, daß man die Präsentation auf ein andermahl verschieben müßte. Herr von Choiseul triumphirte; denn er glaubte mit Zuversicht, daß durch Verzögerung diese Ceremonie nicht mehr Statt finden würde, und Richelieu stand in einem Winkel des Fensters und wußte selbst nicht mehr, was er von dem allen denken sollte.

Während dieser grausamen Ungewißheit bey der einen und andern Parthey, wollte Madame du Barry, die zu Paris durch einen Haarkräußler aufgehalten wurde, und unbekannt mit den Folgen der durch sie verursachten ungeduldigen Erwartung, selbst ihre Feinde zwingen, sie für artig zu finden, und war deßhalb beschäftigt, noch mehr ihre Schönheit zu erheben. Eine Stunde mehr schien ihr kaum hinreichend zu seyn, um ihre Toilette zu vervollkommnen.

Inzwischen stand schon der König im Begriff, zu erklären, daß die öffentliche Vorstellung an einem andern Tage

Statt

Statt finden sollte. Er sah durchs Fenster, und weil er niemand erblickte, so sank er in sein Nachdenken zurück, wodurch die Hoffnung der einen Parthey wieder belebt wurde. Endlich ward Richelieu einen Wagen gewahr; die Livree der Frau du Barry erschien, und sogleich flog er zu dem Monarchen, um ihm die Ankunft der Favorite zu melden. Plötzlich verschwand die Unruhe des Königs; das Vergnügen, das er bey dieser Nachricht empfand, verdrängte die düstern Ideen, die sich seiner bemächtigt hatten. Aber doch versprach er sich selbst: mit seiner Lieblingin zu schmollen; sie ward angemeldet, und er fand sie von so himmlischstrahlender Schönheit, daß er sie nur bewundern konnte.

Der Herzog von Richelieu belustigte sich seiner Seits über die unruhige Miene des Ministers. Er blickte sodann auf Madame du Barry, und betroffen über ihren herrlichen Wuchs und den edlen Ton, welchen sie annahm, erkannt' er nicht mehr jene kleine Lange, die ihn vorher um seine Gewogenheit gebethen hatte. Selbst denjenigen, die über diese Präsentation in Verzweiflung gerathen waren, nöthigte sie das Geständniß ab, daß, wenn Schönheit und Reitz gegründete Ansprüche wären, um sich dem Throne zu nähern, so gebührte mit Recht der Frau du Barry der Vorzug.

Wir wollen hier unsere Leser nicht mit Erzählung von allgemein bekannten Dingen belästigen. Genug, dieser Tag war der erklärte Triumph der Zügellosigkeit (libertinage), und seit diesem Augenblicke verlohr der König die wenige Achtung, die ihm noch übrig geblieben war. Nicht etwa deßwegen, daß Madame du Barry ein niederträchtiges Weib gewesen wäre, sondern weil ihre Wahl sich keineswegs mit der Würde eines Souverains vertrug und diese Dame, für die der Hof ein unbekanntes Land war, von ränkevollen Menschen sich mußte leiten lassen, die sie unaufhörlich betrogen, um sich zu bereichern, oder um

ihren

ihren elenden Anhängern emporzuhelfen. Man muß also die Frau du Barry nicht ausschlußweise tadeln, sondern auch ihre Gesellschafter, die sie verdarben und ihr gutes Herz mißbrauchten, um Ungerechtigkeiten zu begehen. Der erste Fehltritt geschah vom Könige, und der zweyte von niedrigdenkenden und habsüchtigen Höflingen, welche die Favorite belagerten.

Herr von Choiseul wurde endlich gewahr, daß er seinen Vortheil verlohren hatte, weil er nicht dem Siegeswagen der Gräfin gefolgt wäre; es war ihm aber unmöglich, dieses Versehen wieder gut zu machen. Doch glaubte er, dem Souveraine nothwendiger, als jemahls, zu werden, wenn er seine Thätigkeit verdoppelte, und in den ersten Tagen ward auch seine Erwartung nicht getäuscht. Der König, an die Pünktlichkeit desselben, ihm die Sachen vorzutragen, und an die Deutlichkeit seiner Ideen gewöhnt, merkte Anfangs sehr wenig auf die Klage seiner Mätresse gegen den Minister, besonders da ihm derselbe jede Untersuchung ersparte und ihm keine andere Mühe machte, als daß er ihm seine Arbeiten zum Unterzeichnen vorlegte.

Man kannte den entschiedenen Widerwillen, welchen Ludwig XV gegen den Krieg hatte; man gab ihm also zu verstehen, daß Herr von Choiseul, zur Vermehrung seines Ansehens und seiner Gewalt, die Engländer nicht mit gebührender Schonung behandelte, und er sogar bemüht wäre, ihnen Gelegenheiten zu verschaffen, um die Feindseligkeiten wieder anzufangen.

Diese ersten Beschwerden machten zwar allerdings Eindruck auf den König, der, müde der Unfälle des Kriegs von 1756, heilig gelobt hatte, sich in seinem Leben nicht mehr damit zu befassen; allein diese Klagen waren dennoch nicht hinreichend, um ihn zu der Entlassung seines Ministers zu bestimmen. Nicht etwa, daß er die Empfindungen der Freundschaft kannte, sondern bloße Gewohnheit riß ihn mit

fort;

fort; er fürchtete, keinen so geschickten Minister wieder anzutreffen, der ihn gegen die Beschwerlichkeiten der Arbeit sichern könnte, und daher war er auch, aller Anklagen ungeachtet, fest entschlossen: ihn zu behalten.

Richelieu, welcher diesen Prinzen kannte, sah wohl ein, daß derselbe nicht Standhaftigkeit genug besitzen würde, um so vielen Angriffen zu widerstehen. Ob er gleich im Voraus schon mit der Sorge beschäftigt war, einen Minister ernennen zu lassen, der seinen Absichten angemessen wäre, so wurde doch der Gedanke, sich selbsten um diesen Posten zu bewerben, ganz rege in ihm. Denn bisher hatte er sich bloß mit der Regierung seiner Statthalterschaft und der Verführung der Weiber begnügt; er war ein Feind von ununterbrochener Arbeit gewesen, und aus diesem Grunde hatte er es auch verabsäumt, die Intrike der Frau von Lauraguais zu benutzen, die ihn zum Nachfolger des Herrn von Belle-Isle machen wollte. Diese Dame existirte nicht mehr; allein er erinnerte sich, was sie für ihn zu thun gewünscht hatte. Ohne die Schwachheit des Alters zu empfinden, fühlte er dennoch, daß er sich nicht mehr einzig und allein damit beschäftigen könnte, den Frauenzimmern gefällig zu werden, und was er auf der einen Seite verlohr, das erhielt er auf der andern von dem Ehrgeitz wieder. Sollte er aber ja nicht so glücklich seyn, Minister zu werden, so war er doch auf alle Fälle entschlossen, alle Kräfte aufzubiethen, um eine Stelle in dem Conseil zu bekommen.

Er hatte einen Mitbewerber an seinen Verwandten, dem Herzoge von Aiguillon, der durch seinen Proceß mit dem Herrn de la Chalotais bekannt wurde, und theils dem Credit, worinnen er schon bey der Frau du Barry stand, theils auch der Freundschaft unsers Richelieu, es zu verdanken hatte, daß er nicht von dem Parlament zu Paris verurtheilt wurde; denn als der Marschall die Erbitterung dieses Gerichtshofs (Cour) sah, welcher eines von den Mitgliedern des Parlaments von Bretagne rächen wollte, und der diese Affäre als die seinige

nige betrachtete, da bewog er den König, der schon vorher durch die Mätresse gestimmt war, dem Parlamente alle Actenstücke dieses Processes aus den Händen zu reißen, weil er von der Rache desselben die unangenehmsten Folgen befürchtete. Der schwache und durch seine persönliche Abneigung gegen die Gerichtspersonen immer geleitete Monarch widersprach bey dieser Gelegenheit seinem Charakter, um eine Handlung zu begehen, die allerdings die Gerechtigkeit beleidigen mußte; Herr von Aiguillon ward, ohne wirklich losgesprochen zu seyn, der Strenge des Gesetzes entzogen.

Dieser Herzog, der vielleicht nur darum schuldig war, daß er das mit seinem Posten als Befehlshaber der Provinz Bretagne verbundene Ansehen zum Nachtheil der Gewalt, die sich immer das Parlament anzumaßen bemüht war, behaupten wollte, dachte nur auf die Benutzung seines Credits, besonders da er vom Könige mit Gnadenbezeugungen überhäuft und von der Favorite geliebt wurde; denn er war weit entfernt, eine größere Rechtfertigung zu verlangen. Er bewarb sich also um die Stelle des Herzogs von Choiseul, und, einverstanden mit unserm Helden und der Frau du Barry, zog er auch den Kanzler mit in das Spiel, um dem Minister, dessen Fall sie bewirken wollten, einen Feind noch mehr auf den Hals zu laden.

Der Justizpräsident (le chef de la Justice) hatte den Vorschlag zur Aufhebung der Parlamenter gethan. Der König, welcher die glückliche Beendigung dieser großen Operation auf das sehnlichste wünschte, glaubte nicht ruhig regieren zu können, so lange er noch die Widersprüche dieser ungestümen Gerichtshöfe erfahren müßte. Unterdessen aber überredete man ihn, daß der Minister eine ihrer festesten Stützen wäre, und daß wenn er seine Stelle noch länger behielte, sein Einfluß gewiß den Umsturz der Parlamenter aufhalten würde. Und wirklich brachten es endlich

Madame du Barry und Richelieu so weit, daß der König die Verbannung des Herrn von Choiseul unterzeichnete.

Richelieu wußte damals sehr wohl, daß die Gunst des Herrn von Choiseul ein mächtiges Hinderniß war, daß er nicht in den Staatsrath gelangen konnte, und deshalb both er jetzt alle seine Kräfte auf, um dieses Verlangen seines Herzens erfüllt zu sehen. Zwar hatte er dem Ministerium entsagt; allein er war entzückt darüber, daß Jemand aus seiner Familie ein Departement erhalten hatte, und zwar deswegen, weil er desto leichter auf die davon abhängenden Gunstbezeugungen rechnen konnte. Ueberdieß war er bloß aus dem Grunde in das Conseil zu kommen bemüht, um seine Meinung sagen und alle Operationen erfahren zu können. Er glaubte, diese Gunst wenigstens eben so verdient zu haben, als der Herr von Soubise; allein er wollte nicht selbsten darum ansuchen. Die Favorite ward also seine Vorsprecherin bey ihrem Königlichen Liebhaber, der ihr jedoch — man weiß nicht warum, zumahl da er nicht allzu eigensinnig in seinen Wahlen war — zur Antwort ertheilte: daß nicht nur der Herzog von Richelieu für die Behandlung ernsthafter Sachen viel zu leichtsinnig, sondern daß er auch weit geschickter sey, eine Liebesintrike einzuleiten, als in einem Conseil kluge Rathschläge zu geben. Zweifelsohne vergaß er, daß sich derselbe bey allen seinen Negotiationen vollkommen gut betragen hatte, und man muß also diese Weigerung blos einem launischen Augenblick zuschreiben.

Die Bemühungen des Marschalls, der mit dem heftigsten Unwillen seine Absichten vereitelt sah, gingen jetzt einzig und allein auf die Erhebung seines Anverwandten. Und wirklich gelang es dem Herrn von Aiguillon durch die Unterstützung unsers Helden, und noch mehr durch diejenige der Frau du Barry, den Posten des Herzogs von Choiseul zu erhalten. Der Marschall konnte sich kaum über die abschlägliche Antwort trösten, die er erfahren hatte; allein was ihn am meisten demüthigte, war, daß dem Herrn von

Soubi=

Soubise die ihm verweigerte Gnadenbezeugung zu Theil ward. Er glaubte, weit größere Ansprüche zu haben, als dieser, und man konnte in der That, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, ihm noch mehr verwilligen.

Fast immer glücklich in Negotiationen, wie im Kriege, konnte man ihm weiter keinen Vorwurf machen, als seinen außerordentlich großen Hang zum Frauenzimmer; allein Herr von Soubise, welcher den nähmlichen Fehler besaß, war durch eine schmähliche Niederlage bekannt worden. Richelieu war der Sclave der Königlichen Mätressen gewesen; Herr von Soubise hingegen ihr ewiger Schmeichler. Als Freund der Frau von Chateauroux hatte er sich kaum so viele Zeit vergönnt, um sie zu beklagen, als er sich sogleich an den Siegswagen der Marquisin von Pompadour anschloß: Diese Dame bewirthete er mit dem Könige in seinem Schlosse zu St. Oune: er machte sich nur durch seine Verschwendungen mit den Theaternymphen berühmt, und alles, was er als Offizier und Feldherr erhielt, hatte er bloß seiner Vertraulichkeit mit den Günstlinginnen des Monarchen und der Gefälligkeit zu danken, die er bey ihnen genoß. Richelieu sah mit der größten Unruhe, daß jenem der Vorzug vor ihm gegeben wurde, und in der That wäre es weit billiger gewesen, wenn die Wagschaale zu seinem Vortheile gesunken wäre.

Diese Widerwärtigkeiten, die er keineswegs von einem Souveraine erwartete, der ihm außerordentlich zugethan schien, zertrümmerten aufs Neue seine Gesundheit. Man glaubte, daß er einen Anfall von Verstopfungen verspürt hätte, und in dieser Rücksicht schrieb ihm auch der Präsident von Gascq: „daß, weil er vermöge seiner Denkart (la trempe de son ame) sowohl, als durch die mannichfaltigen Begebenheiten seines Lebens, seit lange an die lebhaftesten Empfindungen gewöhnt wäre, er vielleicht nicht gesehen hätte, daß er seit zwey Jahren in eine gewisse Art von Nachdenken und in einen Seelenzustand versunken wäre, die

allerdings die traurigsten Folgen in Ansehung seiner körperlichen Beschaffenheit nach sich ziehen müßten; er rathe ihm also, statt mit seinem Feinde in gutem Vernehmen zu stehen, die Ursache des Uebels aufzusuchen, weil man ohne dieses die Sachen veralten und überhand nehmen ließe, und endlich in die Nothwendigkeit versetzt würde, sein ganzes Leben hindurch einen kränklichen Körper mit sich herum zu schleppen."

Doch die Zeit verscheuchte die Besorgnisse des Marschalls; denn kaum war das moralische Uebel geheilt, so verzögerte auch nicht seine physische Genesung. Er bediente sich eines Wassers, das ihm sehr wohl anschlug, und welches nichts anders war, als ein mit Opium distilirtes und mit Bierhefen angemachtes Wasser. Dieses Mittel verordnete er im Jahr 1778 seinem Freund Voltaire; weil aber solches nicht die Kraft hatte, einem sterbenden Menschen neue Lebensstärke wieder zu schenken, so mußte dieser berühmte Schriftsteller dennoch der Natur den Tribut bezahlen. Sogleich aber wurde die Sage verbreitet, daß ihn der Marschall mit seinem Opium getödtet hätte.

Unser Held, welcher seit langer Zeit seinem Sohne, dem Herzoge von Fronsac, keine großen Beweise seiner Zärtlichkeit gab; welcher, bey der ersten Vermählung desselben mit Mademoiselle von Hautefort ihm großmüthig 2000 Thaler Pension ausgesetzt hatte, um seinen Rang als Herzog und Pair von Frankreich behaupten zu können, eine Pension, die er bald darauf nicht mehr auszahlen ließ — glaubte endlich, geleitet durch eine väterlichere Empfindung, sich des Credits bedienen zu müssen, worinnen er bey der Frau du Barry stand, um die Vermögensumstände seines einzigen Sohnes zu vermehren. Es war nähmlich von der Vergebung der Befehlshabersstelle des Schlosses Trompette die Rede, welcher Posten jährlich 40,000 Livres eintrug; allein Herr von Fumel, der so eben eine du Barry geheyrathet hatte, erhielt, wegen dieser Vermählung die Stelle, um welche Richelieu ansuchte, und worauf er sich um desto-

mehr sichere Hoffnung machen konnte, da sie in seiner Statthalterschaft lag.

Er führte deßhalb die bittersten Klagen, und die Favorite ließ also, um nur seinen Verdruß zu stillen, auf Befehl des Monarchen 30,000 Livres jährliche Pension aus dem Königlichen Schatze dem Herzog von Fronsac auszahlen, die er so lange genießen sollte, bis ein Gouvernement offen stünde, dessen Ertrag wenigstens dieser Summe gleich käme.

Die Vermählung des Dauphins verscheuchte einige Minuten lang die unruhigen Zwiste des Hofs, und man machte wegen dieser Feyerlichkeit einen ungeheuern Aufwand. Bey dieser Gelegenheit erreichten die Räubereyen, die man sich in Rücksicht der zu den Lustbarkeiten des Königs bestimmten Gelder (des menus plaisirs) erlaubte, ihre höchste Stufe. Nur die Vorstellung der einzigen Oper: Castor und Pollux, kostete eine Million. Man hatte einen prächtigen Saal erbauen lassen, vielleicht den schönsten, oder doch wenigstens den reichsten, in Europa. Alle Personen, welche diese Anordnungen zu besorgen hatten, und sogar ihre Untergebenen, machten dabey ihr Glück; das Geld wurde verschwendet, als wenn solches im Königreiche überflüssig gewesen wäre, eine Reise nach Fontainebleau kostete mehr denn zwey Millionen: endlich gab es für 300,000 Livres Hofwägen, die zum Schauspiele und den angeblichen Dienst des Königs gebraucht wurden. Ueberall herrschte die nähmliche Verschwendung und das empörendste Geldverprassen; mit einem Worte: es war eine allgemeine Plünderung.

Wir wollen uns nicht lange bey so traurigen Gegenständen verweilen, die Jedermann bekannt sind, und welche ewig gegen das Ende einer Regierung zeugen werden, wo nichts heilig genug war, und in welcher der Souverain immer von Betrügern und ränkevollen Menschen geleitet wurde.

Als Ludwig XV der Prinzessin von Lothringen die Erlaubniß ertheilt hatte: an dem Vermählungsfeste des Dauphins unmittelbar nach den Prinzessinnen vom Geblüte zu tan-

zen, da ließ der hohe Adel, über diesen Vorzug bestürzt, deutlich genug merken, wie sehr er noch an kindischen Etiketten hing, indeß derselbe für die wichtigsten Sachen nicht die geringste Aufmerksamkeit bezeigte. Das Haus Lothringen behauptete: bey allen Ceremonien gleich auf die Prinzen vom Geblüte zu folgen, und diesen Anspruch wollten die titulirten Personen nicht anerkennen; sie glaubten, dieser Vorzug auf einem Balle könne von wichtigen Folgen seyn, und sogleich wurden zahllose Memoirs dem Könige überreicht. Lange wurde diese wichtige Streitsache mit dem größten Eifer betrieben, und dieser Adel, den man nie einige Vorstellungen in Rücksicht des allgemeinen Wohls machen sah, gerieth über einen Monath lang in Convulsionen darüber, daß eine Prinzessin aus einem fremden Hause vor ihm tanzen sollte. Die Prinzessin von Lothringen aber behauptete nichts destoweniger den Vorrang. Freylich versicherte der König, daß dieses ohne Folgen geschehen sollte; allein an der Hochzeit von Monsieur wurden die Memoirs wiederhohlt, und als dabey die nähmlichen Besorgnisse Statt fanden, da hatte der Monarch die Gnade: seinem getreuen Adel zu antworten, daß das erste Frauenzimmer, welches tanzen würde, künftig keine weitern Ansprüche haben sollte.

Dieß sind fast immer die ernsthaften Beschäftigungen der Hofschranzen.

Sechzehntes Kapitel.

Aufhebung der Parlamenter. Ursache, die unsern Richelieu bewegt, diese Gerichtscollegien zu hassen. Er erhält den Auftrag: das Edict von der Abschaffung des Parlaments zu Bordeaux und der Steuerkammer (Cour des Aides) zu Paris einregistriren zu lassen. Verfolg seines Betragens am Hofe.

Man hatte Ludwig XV erklärt, daß er jeder Hoffnung in Rücksicht der friedlichen Ruhe in seinem Reiche entsagen müßte, wenn er nicht die Parlamenter aufhübe, deren beständige Widersprüche ihn nicht nur ermüdeten, sondern deren ewige Vorstellungen ihm auch außerordentlich zur Last fielen. In dieser Lage nun war es nicht schwer, ihn zu bestimmen. Madame du Barry, ohne allen Beweggrund, die Herren von Aiguillon, Maupeou und Richelieu, aus Rache, arbeiteten an der Beschleunigung dieser Abschaffung.

Unser Held hatte so eben ein Memoire über einen Ausspruch des Toulouser Parlaments dem Könige überreicht, welches Urtheil am 31. August 1769 bey allen versammelten Kammern des gedachten Gerichtshofs (toutes les chambres assemblées) gegen ihn war gefällt worden. Er beklagte sich auf das lebhafteste über die ihm zu Theil gewordenen Beschimpfungen, und schilderte zugleich die Mitglieder dieses Parlaments als Ehrgeitzige, welche jede Art von Obergewalt an sich zu reißen gedächten.

Der Marschall war der Freund des Herrn von Etigny, Intendanten des Steuerkreises (intendant de la généralité) von Auch, und weil er seinen Schutz einem Manne schuldig zu seyn glaubte, der sich in der Ausführung seiner Befehle immer thätig bewiesen hatte, so übernahm er für ihn einen Streithandel, welchen derselbe noch auf seinem Todtenbette

mit einem gewissen Herrn Castera, Landgerichtsrath (conseiller au présidial) von Auch und zu eben der Zeit Obervorsteher des Untersteuergerichts (lieutenant principal de l'élection), bekam.

Herr von Etigny hatte dem bemeldeten Castera zu unterschiedlichen Mahlen Geld geliehen, und es scheint, daß, um mit ihm ins Reine zu kommen, dieser Rath ihm zwey Erbgüter (domaines), wahrscheinlich um einen sehr geringen Preis, verkauft hatte. So viel ist gewiß, daß sich ein Proceß gegen den Herrn von Etigny anspann, der so eben krank geworden war; er wollte ihn förmlich und pünctlich verhören lassen und von ihm das Geständniß erzwingen, daß, ungeachtet er die Scheine (les reconnoissances) von den dargeliehenen Summen in Händen hätte, es nichts destoweniger wahr sey, daß er ihm nicht das mindeste schuldig wäre.

Der Marschall behauptete, daß dergleichen gegen einen todkranken und seiner Hochachtung und Erkenntlichkeit so würdigen Mann zur Unzeit angebrachte Untersuchungen, Aergerniß über die ganze Stadt Auch verbreiteten, und die letzten Augenblicke des Herrn von Etigny beschleunigten. In diesen Umständen ließ er, zwar seinem Vorgeben nach, auf verschiedene über diesen Gegenstand eingelaufene Klagen, aber im Grunde um seinen Freund zu rächen, dem Herrn Castera einen Königlichen Befehl zukommen, vermöge dessen sich derselbe nach Bordeaux begeben und von seinem Betragen Rechenschaft abstatten sollte.

Zwar erschien Castera vor dem Marschall, der ihm so lange Stadtarrest ankündigte, bis daß das Ministerium einen andern Befehl würde ertheilt haben; allein dieser Landgerichtsrath kehrte nach Auch zurück, ohne dem Gebothe unsers Helden Folge zu leisten.

Richelieu, äußerst darüber aufgebracht, sandte ihm einen zweyten Befehl zu, wodurch ihm aufgelegt ward, innerhalb zwey Tagen nach Bordeaux zu kommen, wofern

fern er nicht auf das Schloß zu Lourdes gebracht zu werden wünschte.

Aus Zwang zu gehorchen, blieb Castera verschiedene Monathe als Gefangener zu Bordeaux, und nur durch Demüthigung erhielt er vom Statthalter die Erlaubniß: wieder nach Hause zu gehen. Er verfolgte hierauf den Proceß, den er bey dem Toulouser Parlamente anhängig gemacht hatte, und worinnen die Rede von den Königlichen Befehlen war, die ihm von dem Herzoge von Richelieu waren zugesandt worden. Dieses Gerichtscollegium ereiferte sich um desto mehr darüber, daß man solche an einem Mitgliede der Justitz vollzogen hatte, und faßte also einen Schluß ab, vermöge dessen Castera die Ordren des Marschalls in die Parlamentsregistratur (greffe de la cour) liefern sollte. Es wurden Commissäre ernannt und durch einen Ausspruch dieses Gerichtshofs unterm 31. August wurde dem Herzoge von Richelieu auf das Strengste untersagt: sich künftig dergleichen Anmassungen zu erlauben (injonction et defenses sont faites à M. de Richelieu, de récidiver), indem man ihn zugleich als überwiesen erklärte: die Gränzen seiner Gewalt überschritten, die ihm anvertraute Macht gemißbraucht, sich Thätlichkeiten (des voyes de fait) erlaubt und durch unbefugte und widerrechtliche Ordren über die Freyheit und die Person der Bürger, und nahmentlich über die Mitglieder des Parlaments, welches doch einzig und allein unter dem Hofe stünde, geschaltet zu haben. Man bedrohte ihn mit gerichtlichen Untersuchungen, wenn er sichs jemahls mehr einfallen ließe, dergleichen Befehle zu geben, und man schränkte seine ganze Gewalt, alle seine Geschäfte, selbst in dem Fall, wo sich Sachen von Wichtigkeit ereignen würden, dahin ein, daß er vorher den Generalprocurator davon benachrichtigen sollte; das Parlament aber behielt sich allein das Recht vor, die Gerechtigkeit zu handhaben. Man verboth zu gleicher Zeit den Oberamtleuten und Landvoigten (officiers des baillages et sénéchaussées), den gedachten

Befehlen des Statthalters Folge zu leisten und sie anzuerkennen, mit der ausdrücklichen Weisung: sie auf der Stelle dem Generalprocurator zu hinterbringen. Endlich sollte dieser Parlamentsschluß gedruckt und öffentlich angeschlagen werden.

Man kann leicht die Wirkung errathen, welche dieser Vorfall auf den Marschall von Richelieu hatte. Weil er gewohnt war, ohne Widerspruch sich gehorchen zu sehen und alles nach seinem eigenen Willen zu beugen, so schrie er über das Aergerniß, welches man dem Publicum gebe, daß man auf eine solche Weise den Statthalter einer Provinz, einen Marschall, einen Pair von Frankreich, so schimpflich zu behandeln wagte. Er erhielt bald Recht am Hofe, und vermöge eines Decrets des Conseils ward das ganze Verfahren des Parlaments, welches deßhalb nur so sehr wüthete, weil die Rede von einem Mitgliede der Justiz war, und welches bisher zu den andern Mißbräuchen der Obergewalt stillgeschwiegen hatte, für null und nichtig erklärt.

Der Marschall hatte einige Freunde in dem Parlamente zu Bordeaux; aber im Allgemeinen ward er von keinem geliebt. Die Individuen desselben mißfielen unserm Helden weniger, als die Macht des Ganzen; denn er konnte es nicht geduldig ansehen, daß eine andere Gewalt der seinigen zu widerstehen wagte. Er hatte zu Bordeaux das Spiel geduldet, und dieses war auch eine Ursache mehr, warum das Parlament gegen ihn so strenge verfuhr. Der Marschall hielt mit Fleiß Spielgesellschaften in seinem Hause, und wenn er sich zu Paris befand, so veranstalteten die Bordeaurer, die sich einmahl an diese Leidenschaft gewöhnt hatten, im Vaux-Hall und bey verschiedenen Privatpersonen die geldverschwendendsten Spiele; allein neue Verbothe zwangen sie, ihre Bude sogar in den Wirthshäusern aufzuschlagen. Und als sie einstens bey einem gewissen Cambon an der Zahl 250 Personen, sowohl Männer als Frauenzimmer, beysammen waren, so wurden Karten verlangt;

allein

allein der Wirth gab ihnen zur Antwort, daß der Oberpräsident solches verbothen hätte. Man machte ihm hierauf den Einwurf: daß man ja bey dem Gouverneur, wenn sich derselbe zu Bordeaux aufhielte, spielen dürfte; die Damen beharrten darauf, man schickte, des Verbothes ungeachtet, nach Karten und Würfel, und verschwendete bis um sechs Uhr des Morgens die ungeheuersten Geldsummen.

Richelieu fand es äußerst belustigend, daß man auf diese Weise des Parlamentes gespottet hatte, und vernahm diesen Auftritt selbst durch ein Mitglied dieses Gerichtscollegiums, von welchem sich viele unter der Anzahl der Spieler befunden hatten. Er sollte aber nicht lange dieses schimpflichen Triumphes genießen; denn er erhielt bald darauf die Nachricht: daß das Parlament entschlossen sey, bey seiner Ankunft gegen ihn selbst gerichtlich zu verfahren, wofern er nicht sein Spiel auf eine ordentliche Gesellschaft einschränkte.

Sein Zorn dauerte noch immer fort, als er den Auftrag erhielt: nach Bordeaux zu gehen, um die Aufhebung dieses Gerichtshofs einregistriren zu lassen. Man kann daher auf seine Freude schließen; denn jetzt war er nicht mehr ein Statthalter, der mit einem eifersüchtigen Parlamente um die Obergewalt kämpfte, er war ein Souverain, welcher dasselbe aufzuheben bereit stand. Inzwischen behandelte er jedoch mit der größten Güte diejenigen, auf welche er rechnen konnte und die ihm versprochen hatten, ihn zum Nachfolger des ehemahligen Gerichtshofs zu machen. Die Herren von Gascq, Niquet u. s. w. blieben mit der allgemeinen Verbannung verschont; aber den andern wurde mit der größten Strenge begegnet. Richelieu trieb sogar die Unanständigkeit so weit, daß er mit der Strafe den beissendsten Sarkasmus verband, und ganz Bordeaux empörte sich über seinen Leichtsinn, und über den harten Ton, womit er die ihm aufgetragenen Befehle vollziehen ließ.

Man

Man muß inzwischen gestehen, daß, seinen Haß abgerechnet, er aufs festeste überzeugt war: die Aufhebung der Parlamenter brächte dem Königreiche die wichtigsten Vortheile; ja er behauptete, daß diese Gattung von Obrigkeiten schlechterdings alle Gewalt an sich reissen müßte, und daß es selbst bis zum niedrigsten Beamten, — wenn er anders ein listiger Betrüger sey — niemanden gäbe, der nicht in seinem Dorfe als wirklicher König regiere.

Ein neues Vergnügen erwartete ihn zu Paris. Der König hatte ihn ein Schreiben übersandt, worinnen er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Operationen außerordentlich zufrieden sey, und ihm zugleich den Befehl gab: den 9. April 1771 die Registraturen der Steuerkammern zu versiegeln.

Richelieu, der sich über die Massen geschmeichelt fand: an allen wichtigen Begebenheiten Theil zu nehmen, begab sich mit der größten Pracht in das Parlamentshaus, in Begleitung zweyer Staatsräthe, der Herren de la Galaiziére und d'Ormesson. Er glaubte, die glänzendste Handlung auszuführen, und nachdem er die Absichten seiner Sendung erfüllt hatte, benachrichtigte er den König von der Unterwürfigkeit dieses Gerichtscollegiums, obgleich dasselbe beym Einregistriren gegen das Edict protestirte. Er versicherte Ludwig XV, daß dieses der schönste Augenblick seiner Regierung wäre *), weil er künftig keine Widersprüche und ungeziemende Vorstellungen zu befürchten hätte.

Der Marschall hatte schon vorher den Abbé Terray bey der Einregistrirung seiner Finanzverordnungen (edits burlaux) unterstützt. Weil nun das Parlament zu Bordeaux die Einregistrirung verschiedener dieser Edicte verweigerte, so erhielt

*) Der Stolz der Parlamenter ging so weit, daß man sogar am Hofe sich des Sprüchworts bediente: es wäre viel besser, die Königin zu beleidigen, als auf das Kleid einer Parlamentspräsidentin zu tretten.

erhielt Richelieu den Auftrag: diese Sache auszugleichen. So übermüthig er auch war, wenn er glaubte, durch Strenge triumphiren zu können, so sanftmüthig, bescheiden und schmeichelhaft betrug er sich, sobald er merkte, daß, er um des glücklichen Erfolgs willen, die Gemüther gewinnen müßte. Er besuchte daher die Mitglieder des Parlaments einzeln auf ihren Zimmern, versprach den Eigennützigen Belohnung, den Ehrgeitzigen Beförderung, und so gelang es ihm, daß fast einmüthiglich jene Edicte, die Anfangs so viele Unruhe verursacht hatten, einregistrirt wurden.

Der Abbé Terray bezeigte ihm deßhalb seine Erkenntlichkeit auf die anlockendste Weise, indem er ihm unterm 31. August 1770 aus Lamotte-Tilly folgenden Brief schrieb:

Mein Herr Marschall!

„Wenn Sie auch Mühe hatten, so kommen Sie doch mit Ruhm bedeckt zurück, und Sie geben deutlich genug zu erkennen, daß Sie eben so die Gemüther zu lenken, als Armeen anzuführen, verstehen. Herr Bertin wird Ihnen von den Befehlen des Königs Nachricht ertheilen, wodurch das Weitere in dieser Sache bestimmt ist, und wobey auf das Vorhergehende nicht die mindeste Rücksicht genommen wird. Der Courier des Herrn Bertin, der um ein Uhr nach Mitternacht anlangte und Morgen sehr frühzeitig in Paris eintreffen will, dringt auf die Abkürzung meiner Antwort.“

„Sie haben einen vortrefflichen Einfall, daß Sie sich nicht mit der Eintreibung der Gelder befassen. In Rücksicht der Steuerkammer werde ich bald eine Declaration für die zwey Sols vom Livre ausfertigen lassen. Es ist immer gut, den Fiscus mit dem zwanzigsten Theil von jedem Vermögen zu bereichern, und diese Operation einregistriren zu lassen; das Uebrige wird nachher erfolgen. Die guten Fortschritte in dieser Affäre geben uns die gegründetste Hoffnung, daß man mit etwas Geduld und Standhaftigkeit viele Sachen

beendi-

beendigen werde, und Sie werden eben so, wie ich, die Gewißheit der Ausführung unserer Entwürfe voraussehen. Uebrigens seyn Sie von der ehrfurchtsvollen Zuneigung versichert, mit welcher ich die Ehre habe, zu seyn u. s. w.

Der Abbé Terray."

Der Marschall, welcher die Parlamentssache äußerst leichtsinnig behandelt hatte, übersah auch sehr oberflächlich die Affäre der Steuerveränderung. Er war überzeugt, daß ein König freye Gewalt hätte, sich jedesmahl der Börse seiner Unterthanen zu bedienen, wenn es an Geld ihm fehlte; daß sich dieselben nicht im mindesten darüber beklagen, sondern sich ehrfurchtsvoll den Edicten unterwerfen sollten, welche sie ausplünderten. Ueberhaupt dachten die Großen, wie er, und ganz natürlich! die Last des Staats lag nicht schwer auf ihnen; sie erhielten Gnadenbezeugungen, die sie entschädigten, und noch überdieß die Schenkung der Geldsummen, die ihnen zu bezahlen auferlegt waren. Dem Marschall von Richelieu, dessen Kopfsteuer über zwanzig Jahre lang rückständig blieb, wurde anfangs die Hälfte seiner Schuld geschenkt, nachher aber gab man ihm sogar verschiedene Königliche Effecten, deren Werth den Zahlungsrest bey weitem überstieg.

Wenn man nun dergleichen Vortheile genießt, so ist es sehr leicht, eine blinde Unterwürfigkeit gegen die Willensmeinung des Königs, oder vielmehr seiner Minister, zu fordern; wenn man aber Bedrückungen aller Art erfahren muß, so wird es doch, wenigstens nach unserer Meinung, erlaubt seyn, sich zu beklagen, und die Erleichterung einer unerträglichen Bürde zu wünschen.

Dem Herzoge von Richelieu, der ganz dem Systeme des Herrn von Maupeou ergeben war, lag ungemein viel daran, daß das neue Parlament zu Bordeaux eiligst zusammen gebracht würde. Er hatte seinen Freund, den Herrn von Gascq, zum Präsidenten ernennen lassen, und schon glaub=

glaubte er alles in der größten Ruhe, als er folgende Nachrichten von dem Herrn Niquet empfing:

Mein Herr Marschall!

„Herr von St. Priest wird Sie schon von den Auftritten allhier und von den Kunstgriffen benachrichtigt haben, die man anwendete, um wo möglich die Unterthanen zu verführen. Die Weiber, die Mönche, die Beichtväter sogar, gingen zu Nachtszeit von Thor zu Thore, um allerhand Vorschläge zu thun; ja man fügte selbst Geldversprechungen hinzu. Sobald man aber sah, daß man diejenigen nicht gewinnen konnte, die fest auf ihrem Vorsatze beharrten, so schickte man in der Nacht Billete an sie, worinnen ihnen gemeldet wurde, daß ich die Parthey verlassen hätte und nun auf das Festeste entschlossen wäre, künftig nicht mehr dazu zu tretten. Man ward aber bald eines bessern überzeugt, weil alle diese Herren mich deßhalb befragen ließen. Aber, was Sie am meisten in Erstaunen setzen wird, so hat N***, der immer mit mir einverstanden war, mit dem ich sogar in Rücksicht seines Präsidiums bey dem Criminalgerichte (pour qu'il présidât la tournelle) die nöthige Anordnung traf, der mich noch am Sonnabende bey den nähmlichen Gesinnungen verließ und eben so standhaft, als ich, zu seyn schien, des Sonntags einen äußerst impertinenten Brief an mich geschrieben, um mir zu erklären, daß er von mir sich trennen und seine Ehre den glänzendsten Aussichten vorziehen würde. Wenn er sich aber dadurch einen großen Nahmen zu machen gedachte, so täuschte er sich außerordentlich; denn sein Abfall ist ein deutlicher Beweiß, daß es in seinem Kopfe ziemlich unrichtig aussehen muß. Wäre er nur einige Zeit in dem Systeme eingeweiht gewesen, so hätte man nicht das mindeste dagegen zu sagen; aber in einem Augenblicke, und, wie man zu sprechen pflegt, sich, wie man eine Hand umkehrt, zu ändern (mais changer dans un moment du blanc au noir), dieß kann in Wahrheit

auf

auf keinerley Weise entschuldigt werden. Uebrigens war ich deßhalb nicht außerordentlich bekümmert, weil er mir schon vorher die größten Beleidigungen (algarades) zufügte."

„Ich habe das förmliche Parlament von zwey und dreyßig Mitgliedern, ohne die Königlichen Fiscale, (les gens du roi) *) zusammen gebracht, und bin gar nicht besorgt deßwegen, die bestimmte Anzahl noch vor der Eröffnung des Parlamentes, entweder durch die Alten oder durch die Brüder und Söhne derjenigen, die gegenwärtig schon in Bedienstigung stehen, vollzählig zu machen, und wir werden also nicht nöthig haben, zu Fremden unsere Zuflucht zu nehmen. Wir arbeiteten an einem und eben demselben Tage in drey Collegien; ich hielt am Donnerstag in der großen Kammer Gericht, und es fehlte kein Advocat und Procurator. Wir erließen viele Befehle, stellten verschiedene Untersuchungen in Ansehung der vorhandenen Proceßacten (enquêtes) an, und so wird sicher alles gut gehen."

„Wäre Herr von Perigord mit dem Herrn von St. Priest zu gleicher Zeit angelangt, oder hätte dieser Befehle erhalten, um die Versammlungen der Parlamentscollegien zu verhindern, so wäre vielleicht in diesem Augenblicke die Anzahl vollständig. Allein kaum war der Herr von St. Priest am Freytage angelangt, so dauerte das Gelaufe die ganze Nacht hindurch; man stellte heimliche Zusammenkünfte an, und Herr Rasin bereitete sich schon auf die Protestationen vor, die am Sonnabend früh bey der Versammlung der gesammten Collegien gehalten werden sollten. Dieses machte einen großen Eindruck auf die schwachen Gemüther und ließ mich, nicht ohne Grund, befürchten, daß alle meine Bemühungen vergebens wären. Sie können sich leicht denken, daß

*) Z. B. der Generaladvocat, Generalprocurator ꝛc., welche das Interesse des Königs bey einem Parlamente u. s. w. besorgen mußten. Anmerk. des Uebers.

daß ich sehr unruhige Augenblicke hingebracht habe, bis die nöthigen Anstalten dazu waren getroffen worden. Uebrigens schmeichle ich mir, daß Sie mit meinem Betragen zufrieden sind, und daß Sie sich nicht darüber beschweren können, als hätte ich nur alles deßwegen gethan, um mich zu dem Posten, den ich gegenwärtig bekleide, empor zu schwingen. Ich wünsche nur, daß mir meine Gesundheit erlauben möchte, der jetzigen Arbeit gewachsen zu seyn. Aber das schmeichelhafteste war wohl dasjenige, daß ich bey der letztern Parlamentssitzung vielen Beyfall gefunden habe, und wiewohl ich sie in dem Augenblicke aufhob, wo ich gewahr wurde, daß man neue Vorschläge zu machen Willens wäre, so ward doch Niemand unwillig darüber. Ich hoffe also in Kurzem Jedermann zufrieden zu stellen. Schlüßlich habe ich die Ehre, zu seyn u. s. w.

Niquet."

Der Herzog von Richelieu, beschäftigt mit den Angelegenheiten des Hofs, und insbesondere mit denen des Königreichs, hatte noch Zeit genug, sich in geringere Sachen zu mischen. Als Oberstkammerherr war ihm die Direction der Italiänischen Comödie zu Theil geworden, nachdem lange genug das Französische Theater unter seiner Zuchtruthe gestanden war. Herr von Aumont hatte die Aufsicht über die Schatulle (la partie des menus); kurz: jeder von den vier Kammerherren hatte ein eigenes Departement. Dem Marschall gefiel das seinige um destomehr, weil er dadurch die Rolle eines Sultans unter einem Haufen von Actricen spielen konnte. Man kann sich aber leicht denken, daß er nicht viele Grausame darunter fand, zumahl da er immer im Stande war, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen. Er schlichtete die Streitigkeiten der Comödianten, und selbst diejenigen aus der Provinz nahmen zu seiner Jurisdiction ihre Zuflucht. Préville, welcher das Privilegium auf die Comödie zu Compiégne besaß, erhielt von dem Herrn de la Brilliére dasje-

nige zu Versailles, und zwar nach Verlauf des Pachtes der Demoiselle Montensier, welche bisher dasselbe genossen hatte. Diese Dame, die bisher unter den Befehlen des Herzogs von Richelieu gestanden war, die noch so ziemliche Reitze besaß, obgleich solche einstens noch größer waren, begab sich jetzt in ihrem Kummer unter dem Schutze des Oberstkammerherrns, der ihr so viele Gefälligkeiten zu verdanken hatte.

Préville, voll Vertrauen auf seine Talente und im Besitze des allgemeinen Beyfalls, glaubte sich die Mühe ersparen zu können, sclavisch seinem Vorsteher den Hof zu machen; allein derselbe sah ihn aus diesem Grunde mit keinen günstigen Augen an. Gerührt über die klagenden Bitten der Demoiselle Montensier, versprach der Marschall ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und mit Sbrigani — so nannte er nähmlich den Herrn Préville, den er als einen intrikanten Menschen betrachtete, welcher alles an sich zu reissen gedächte — aus der Sache zu sprechen.

Wirklich wurde dieser Schauspieler vor seinen Richterstuhl geladen, und der Marschall befahl ihm: sein Privilegium auf Versailles mitzubringen, indem er solches untersuchen zu wollen vorgab. Préville gehorchte; allein er beging die Unvorsichtigkeit, einem heimlichen Kundschafter des Marschalls zu sagen, daß, wenn man auch die Ausfertigung seines Privilegiums verzögern wollte, er dennoch gewiß eine Copie davon bekommen könnte, im Fall er solches bedürfte, weil das Original in dem geheimen Bureau des Königs (les bureaux de la maison du roi) befindlich wäre. Diese Rede brachte den Marschall auf den Gedanken, alles zu vernichten. Er eilte sogleich nach Versailles, verschaffte der gedachten Montensier Zutritt bey dem Herrn de la Brilliére, und begab sich selbsten zu diesem Minister.

„Was bringen Sie mir, Herr Herzog? — sagte Letzterer bey Erblickung unsers Helden —“.

Sie

Sie berauben — erwiederte dieser — die arme Montensier, um den schon ohnehin Vermögen besitzenden Préville noch reicher zu machen. Allein es ist nicht meine Schuld, wenn er alles verzehrt; er vereinigt zwey Dinge und hat schon ein anderes Privilegium. Man verleitete Ihre Gewissenhaftigkeit auf Abwege, und ich verlasse Sie nicht eher, als bis dieses Privilegium auf Versailles widerrufen und dem bemeldeten Frauenzimmer gegeben werde; so fordert es nähmlich die Billigkeit.

La Brilliére wandte aber dagegen ein, daß dieses schon ein abgeschlossener Handel wäre. Ueberdieß — setzt' er hinzu — habe man für Prévillen diese Gnadenbezeugung verlangt, wozu auch der König mit Vergnügen seine Einwilligung gegeben hätte; es wäre ihm (la Brilliére) also sehr leid, das Geschehene nicht wieder abändern zu können.

Der Marschall verließ ihn hierauf stillschweigend und begab sich in das Bureau, wo das Original des Privilegiums liegen sollte, wobey er den Obersekretär (premier commis) ersuchte, ihm solches auszuhändigen, weil unten alles schon in Richtigkeit gebracht und er mit dem Herrn de la Brilliére in Rücksicht der Veränderung einverstanden wäre, und daß er nur deßwegen einen seiner Untergebenen zu dem Minister schicken sollte. Dieser arglose Mann überließ ihm also das Original und Richelieu, mit diesem Papier versehen, fand, bey seiner Zurückkunft ins Zimmer, die Montensier, die in der äußersten Unruhe war, und die er natürlicher Weise trösten mußte.

Bey Annäherung des la Brilliére rief der Marschall aus: „Also dieses Lumpenpapier hält Sie zurück? In Wahrheit! kann man wohl so viel Lärmen um solche Kleinigkeiten machen? Ich weiß gewiß, daß Sie einem artigen Frauenzimmer nicht widerstehen können. Hier! — fügt' er hinzu, indem er die Montensier eintreten ließ — Sie werden sie wahrscheinlich ums Leben bringen (vous lui couperiez le col), wenn Sie noch ferner auf Ihrem Vorsatze beharren.

Aber nein! werfen Sie sich nur, Mademoiselle, in die Arme des Herzogs. Das Original dieses Privilegiums befördert Ihr Unglück und Herr de la Brilliére gab mir die Erlaubniß, solches vor Ihren Augen ins Feuer zu werfen."

Sogleich loderte das gedachte Papier empor. Zwar wollte der kleinherzige Herzog sprechen; allein der Marschall führte die Montensier ihm mit den Worten in die Arme: daß das Vergnügen, sich einem artigen Frauenzimmer verbindlich zu machen, über alles ginge.

„Aber bedenken Sie doch! mein Ehrenwort! —"

Gut! doch nur einem Schauspieler gegeben! — Dieß ist vielleicht nicht das Erstemahl, wo wir alle beyde, selbst bey angesehneren Personen, unser Wort brachen.

Zugleich klingelte er einem Sekretär, und der noch ganz verblüfte la Brilliére, der nicht wußte, was er sagen sollte, ließ der Montensier ein Privilegium ausfertigen, welches sie auf der Stelle mit fort nahm. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß Préville nicht weiter um die Expedirung des seinigen ansuchte.

Wir haben diese kleine Anekdote bloß um deßwillen angeführt, um unsern Lesern zu zeigen, mit welchem Leichtsinn der Marschall viele, zwar freylich geringfügige, Gegenstände behandelte; allein es wurde ihm auch der Vorwurf zu Theil: diesen nähmlichen Fehler in Augenblicken gezeigt zu haben, wo von ernsthaftern Sachen die Rede war.

Man kann sich unmöglich vorstellen, wie sehr der König der Frau du Barry ergeben war. Einstens, als er bey ihr speißte, ließ er kein einziges Gerücht, ob es gleich schon auf der Tafel stand, anrühren, weil das Essen dieser Sultanin noch nicht angelangt war. Ja, seine Ungeduld ging soweit, daß er sogar aufstand und durch ein mit Bedienten erfülltes Vorzimmer eilte, um diese Suppe aus den Händen desjenigen zu reissen, der sie herbey trug, und das Vergnügen zu haben, solche in eigner Person seiner Günstlingin zu überreichen. Richelieu, Zeuge von mehreren Auftritten dieser Art,

fand nichts erniedrigendes mehr darinnen, weil er durch Achtung und freundschaftliches Zuvorkommen, womit er den kleinsten Wunsch der Frau du Barry zu befriedigen suchte, den Souverain von seiner Ergebenheit überzeugen konnte.

Wir wollen hier unsere Leser nicht mit der Erzählung von allgemein bekannten Thatsachen belästigen, welche zur Schande der Höflinge gereichen und ein deutlicher Beweis sind, daß nur der Eigennutz allein, die Triebfeder der Handlungen dieser Menschen ist, welche vielleicht mehr Recht dazu haben, als sie es selbst meinen, wenn sie sich als eine besondere Gattung von Geschöpfen betrachten; wir wollen nur allein bey unserm Richelieu stehen bleiben und sagen, daß dieses sonst so stolze Wesen, welches so oft seinen Titel, als Pair und Marschall von Frankreich, als Nobili von Genua, als Gouverneur von Guyenne, als Oberstkammerherr des Königs voransetzte, sich für äußerst geehrt glaubte: das Schooßhündchen eines Frauenzimmers tragen zu dürfen, welches er nicht einmahl für würdig gehalten hatte, sich nur auf einen einzigen Augenblick dem Monarchen zu nähern.

Madame du Barry schien in ihrem Pallaste Schauspiele geben zu wollen, und zwar um die Dauphine nachzuahmen, die bisweilen welche in ihrem Zimmer veranstaltete. Sogleich eilten die Theaterhelden von Paris, die Tonkünstler, kurz: alles um die Wette herbey, um zu ihren Vergnügungen beyzutragen *).

Zur Wiedervergeltung so vieler Gefälligkeiten erhielt der Ueberwinder von Mahon die größten Gnadenbezeugungen, und seine innige Freundschaft mit der Favorite verschaffte ihm auch mehreres Ansehen bey den Ministern. Er ward Mau-

 peou's

*) Der Anordner dieser Lustbarkeiten hatte oftmahls die aufmerksame Gefälligkeit, den aufgeführten Stücken die Lobeserhebungen der Frau du Barry beyzufügen. Man rühmte ihr gutes Herz, ihre Freundlichkeit, ihr wohlthätiges Betragen gegen ihren Nebenmenschen; ja, man hätte sogar gerne ihre Tugend gepriesen.

peou's und Terray's Vertrauter; man weihte ihn in den, zu diesen Zeiten so gewöhnlichen, Geheimnissen der Ungerechtigkeit ein. Terray, der mit dem Vermögen der Bürger sein Spiel trieb, welcher die Auflagen und Steuern häufte, der dem Könige so leichtsinnig sein Wort brechen ließ und ihn durch die Nichterfüllung seines Versprechens vor den Augen von ganz Europa entehrte, hatte in einer besondern Conferenz, wobey unser Richelieu zugegen war und wo man von den Klagen des Volks sprach, sich folgende Rede erlaubt: „Es hat wohl Ursache zu klagen! Man bezahlt ihm seit langer Zeit die Zinsen, welche jetzt das Capital bey weitem übersteigen. Der König ist von Rechtswegen fast gar nichts mehr schuldig. Auch sehe ich, zur Bezahlung der Staatsschulden, keinen andern Ausweg mehr offen, als einen allgemeinen Bankerot, wozu man aber mit außerordentlicher Geschicklichkeit den Plan entwerfen muß, und auf diese Weise wird der König in einigen Jahren von seiner Last befreyt werden.“ Dieser einsichtsvolle Finanzspeculator behauptete: der Bankerot wäre wenigstens alle 100 Jahre einmahl nothwendig, um den Staat im Gleichgewichte zu erhalten (pour mettre l'état au pair); ein König riskire nichts beym Gelderaufnehmen, weil derselbe freye Gewalt hätte, nicht mehr die alten Zinsen zu bezahlen, die lange genug schon abgetragen worden (qui avoient été servies assez long-tems). Man kann also nach den Grundsätzen dieses Mannes sich leicht vorstellen, wie das Ende seines Ministeriums unter einem Prinzen, der an solchen Geschmack zu finden schien, müsse beschaffen gewesen seyn.

Siebenzehntes Kapitel.

Verfolg der Schilderung des Hofs. Absterben Ludwigs XV. Richelieu begibt sich in seine Statthalterschaft.

Der Graf du Barry, welcher vormahls nur aus Gefälligkeit bey dem Marschall von Richelieu Zutritt erhalten hatte, erschien jetzt, da er durch die Gunst seiner ehemahligen Geliebten eine wichtige Person geworden war, bey ihm als ein Beschützer, welcher das ganze Königreich zu beherrschen wähnte. Seinem Vorgeben nach war er die Quelle aller bisherigen Ereignisse; ohne seinen Scharfsinn, seine Vorsicht, seine unerschütterliche Standhaftigkeit, hätte sich gewiß die Lage der Dinge nicht geändert; die kleine Lange wäre sicher unbekannt und Choiseul in seiner Stelle geblieben; die Parlamenter würden noch existiren und die andächtigen Heuchler sich vielleicht der Seele des Königs bemächtigt haben. Ueberdieß verdankte ihm dieser Monarch das Glück, nicht für Langweile umzukommen, die Provinzen, nicht mehr so weit gehen zu dürfen, um Gerechtigkeit zu finden; die Höflinge, ein bestimmtes Ziel zu haben, um Gnadenbezeugungen zu erlangen; mit einem Worte: Jedermann war ihm, wenigstens seinen Reden zufolge, unendlichen Dank schuldig, und er konnte nicht zu sehr für das Gute belohnt werden, welches er gethan hatte.

Auch sprach er ganz als Gebiether. Ich will, sagte er, dieses oder jenes Gouvernement, diese oder jene Intendantenstelle dem und dem conferiren; und mitten in diesem Traume vergaß er nicht, noch weit aussehendere Pläne zu entwerfen. Eines Tags, als er von seinem Ruhme und seinem Glücke berauscht war, sagt' er zum Marschall, daß ihm nur noch eine einzige Sache fehlte — der Tod seines Bruders. Wenn meine Schwägerin Wittwe ist, so werde ich sie mit dem Souverain vermählen und dieses soll sicher

nicht lange anstehen. Ludwig XIV hatte ja jene bigotte Zieraffe, die Maintenon geheirathet, und ich werde also das Vergnügen haben, meine ehemahlige Mätresse einem Könige zur Gemahlin zu geben, welches allerdings Aufsehen machen muß. Zwar lachte der Marschall herzlich über diesen Einfall; aber nach allem bisher Vorgefallenen, däuchte es ihm nicht unwahrscheinlich, daß der Ränkevolle doch wohl Recht haben könne.

Madame du Barry, die eine gänzliche Neulingin am Hofe war, hatte sich endlich an den Ton von Größe und Macht gewöhnt, womit sie umgeben war; sie sprach in dem kauterwelschen Dialect ihres Vaterlandes, und doch schien sie, selbst ihren Feinden, nicht mehr lächerlich zu seyn. Die Vergangenheit war nur ein verschwundener unangenehmer Traum, dessen Andenken sie aus ihrer Seele zu verscheuchen suchte; verschiedene Frauenzimmer, die immer bereit standen, sich ihr gefällig zu machen, unterhielten sie unaufhörlich von ihrer sorgfältigen Erziehung, und Madame du Barry gewöhnte sich dergestalt an ihre Schmeicheleyen, daß sie sich selbst zu überreden schien: sie wäre schon von ihren Kinderjahren an diejenige Person gewesen, die sie gegenwärtig vorstellte. Kein Wunder also, daß ihr durch den Anblick ihrer Hoheit ein wenig das Köpfchen verrückt wurde. Gewöhnlich machte ihr der Monarch des Morgens und Abends seine Aufwartung; verhinderten ihn aber zufälliger Weise einige Geschäfte, oder eine kleine Unpäßlichkeit daran, so schrieb er ihr, und ein gewisser von Serras, welchen Mademoiselle Lange vor Olimszeiten gekannt, und welchen der Marschall wieder zu ihr gebracht hatte, war der Ueberbringer der Liebesbriefe. Zu gleicher Zeit benachrichtigte er unsern Helden von allen Ereignissen bey der Frau du Barry; er sagte ihm, wer bey ihr wäre, was sie thäte, wie der König mit ihr gesprochen hätte; und deßwegen wurde auch dieser Bothschafter für seine dienstwilligen Bemühungen zum Hofmeister der Königlichen Kammerpagen ernannt.

Die=

Dieser Agent hatte der Frau du Barry zu verstehen gegeben, daß sich niemand besser in das Conseil schickte, als der Herzog von Richelieu; und diese Dame wollte ihren Wohlthäter durch die Ertheilung einer Staatsrathstelle belohnen. Zwar hatte die Weigerung des Königs ihren Ursprung nicht in einem Widerwillen gegen den Duc; allein der Marschall, aufgebracht über die Antwort des Gebiethers, ließ immer durch den obengedachten Serras der Favorite sagen, daß er diese Gunstbezeugungen nicht mehr annehmen könne.

Dieser Bothe der Halbgötter, der für seine Dienste schon eine Pension bekommen hatte, sollte sich in baldem noch trefflicher belohnt sehen, als ihm das Unglück zu Theil ward, ein Billet des Königs zu verliehren. Es war so eben die Rede von einer Operation des Königs gegen die Parlamenter; Herr von Maupeou fand es von ungefähr in der Galerie, und weil es nicht versiegelt war, so eröffnete er solches, erkannte die Handschrift des Königs und trug es zu Seiner Majestät, besonders da er keine Addresse darauf erblickte. Der König ward wüthend über den Verlust seines Billets, und wollte sich in Zukunft eines so sorglosen Briefträgers nicht mehr bedienen.

Der Marschall war äußerst bekümmert über diesen Zufall; denn ob er gleich bey Madame du Barry sehr gut aufgenommen wurde, so war es ihm doch äußerst lieb, einen Kundschafter bey ihr zu haben. Durch ihn war er benachrichtiget worden, daß der Herzog von Aiguillon sie oftmahls besuchte, wenn sie zu Bette läge; er hatte ihn einstens selbst in einem ziemlichen freyen Scherze mit ihr angetroffen, welches unsern Helden auf die Vermuthung brachte: sein Vetter spiele mit der Favorite die nähmliche Rolle, die ehemahls der Herzog von Choiseul bey der Marquisin von Pompadour gespielt hatte, ein Umstand, der ihm bey seiner Beförderung nicht im mindesten entgegen war. Er

hoffte, diese Gelegenheit würde auch seinem Vetter günstig seyn, und er betrog sich nicht.

Der König empfand bisweilen mitten unter Vergnügungen, so man ihm verschaffte, Langweile und sogar Gewissensvorwürfe, die aber freylich von keiner langen Dauer waren. Einstens, als er die äußerste Unruhe darüber fühlte, da fragte er unsern Helden, wie er sich nach so vielen Liebesintriken noch heiter befinden könnte? Die Anzahl der meinigen — setzt' er hinzu — ist keineswegs so groß, und doch fühle ich mit jedem Tage meine Kräfte abnehmen. Ein wenig Ruhe, Sire, erwiederte der Höfling, wird Ihnen diesen Verlust wieder ersetzen; dieß ist mein Heilsmittel, und es wird sicher auch für Sie gut seyn. Hierauf sprachen sie von ihren jüngern Jahren, und der Marschall, der diese Unterredung der Frau von Mauconseil wieder erzählte, versicherte sie, der Monarch wäre trostlos über sein herannahendes Greißenalter, besonders in einem Augenblicke, wo er die liebenswürdigste und anlockendste Mätresse besäße, die er jemahls hätte kennen lernen. Er benachrichtigte ihn endlich, daß seine Kinder für sie nicht jene Achtung bezeugten, die sie doch mit so vielem Rechte verdiente, oder daß diejenige, die man ihr erwiese, erzwungen wäre. Dieses Gespräch lenkte sie allmählig auf die allgemeinen Angelegenheiten des Königreichs. Der Monarch gestand, daß solche allerdings nicht in einem so guten Zustande wären, als sie es vielleicht seyn könnten, und brach deswegen in manchen Seufzer aus. „Was wollen Sie, mein Freund?“ — sagte er — „Wenn man Albernheiten begeht, so hört „man mich nicht an. Ueberhaupt ist es ihre Schuld „und nicht die meinige. Sie thun, was sie wollen, „und dieses darf mich also nicht mehr bekümmern.“

Wenn man den König nur ein bischen mißmuthig sah, so verdoppelte man die Bemühungen, um ihn zu zerstreuen; die Reisen nach St. Hubert und Choisy vervielfältigten sich. Die Letzteren giengen selten ohne Schauspiele vorüber, die

einzig

einzig und allein nur für Madame du Barry bestimmt waren. Man führte sogar zu Paris kein einziges Stück auf, in welchem man ihr nicht einige Huldigungen leistete; keine Debutanten wurden aufgenommen, die nicht vorher ihrer Censur unterworfen wurden. Hauptsächlich mußte Mademoiselle Raucourt, die auf der fränzösischen Bühne mit allen Ansprüchen eines Frauenzimmers erschienen war, welches die seltensten Talente mit der reinsten Tugend verband*) ihren Ruhm dem Geschmack der Favorite unterwerfen, die ihr aus der Schatulle mit einem tragischen Anzug von 10000 Livres an Werth ein Geschenk gemacht hatte. Madame du Barry fand sogar ein außerordentliches Vergnügen daran, eine Theaterprinzessin kleine Rollen in männlicher Kleidung spielen zu lassen. Die Gunst der Aktrice vermehrte sich; aber entweder fürchtete die Sultanin die blühende Jugend derselben, wodurch die Aufmerksamkeit des Königs konnte erregt werden, oder sie glaubte sich nicht durch ihre öfteren Besuche geehrt, genug, Mademoiselle Raucourt verlohr in baldem ihre Gewogenheit.

Die Vermählung des Grafen von Artois, wo man die nähmliche Verschwendung, wie bey den vorhergehenden erblikte, gab zu langwierigen Festen Gelegenheit, und diente dazu, ein wenig den Monarchen zu zerstreuen, der, jene Augenblicke ausgenommen, wo er sich ganz zusammennahm, um seine Freundin von seiner Zärtlichkeit zu versichern, traurig und über alles verdrüßlich war. Diese Freundin wollte in einem glänzendern Aufzuge erscheinen, als die Gemahlin des Thronerbens, und Diamanten ohne Zahl schmückten ihr prächtiges Gallakleid. In der Oper hatte sie eine Loge über der Dauphine, wo sie das Vergnügen genoß: noch schimmernder zu seyn, als diese Prinzessin.

Ein

*) Das Publikum wurde jedoch nicht lange von dieser Heuchlerin hintergangen.

Eines Tags lustwandelte sie zu Fontainebleau in einem Hofe, und ein lautes Gelächter erschallte in ihren Ohren; sie hob also den Kopf auf und sah an einem Fenster (croisée) des Schlosses die Dauphine mit Madame, die bey ihrer Ansicht das Lachen verdoppelten. Sie warf hierauf einen trotzigen Blick auf diese Damen, blieb eine Minute lang stehen und sey es nun, daß sie dieselben durch ihre stolze Contenance zum Weggehen zwang, oder daß diese Prinzessinen das Mißfallen ihres Grospapa's durch die Fortsetzung dieser Scene zu erregen befürchteten, kurz: sie entfernten sich plötzlich.

Alles beugte sich nun unter die Gewalt der Frau du Barry, die Prinzen die an den Hof zurückgekommen und zweifelsohne durch ihre niedrigen Schmeicheleyen schuldvoller waren, weil sie, wenigstens im Anfange, eine wichtige Rolle zu spielen schienen, fanden ihre Ehre darinnen, an der Vertraulichkeit der Sultanin Theil zu nehmen. Der Prinz von Condé, der bey ihren kleinen Privatschauspielen neben ihr saß, lauschte auf alle Worte, die günstig für sie konnten ausgelegt werden, um sie hernach mit dem größten Entzücken zu applaudiren. Der König, der oftmahl bey diesen Comödien zugegen war, warf bey dieser Gelegenheit einen gefälligen und zufriedenen Blick auf ihn; die Favorite machte eine leichte Bewegung mit ihrer schönen Hand, und der Prinz ging voll Entzücken hinweg, sich so gut betragen zu haben. Einstens vermehrte man bey Aufführung des Wettgesangs: Anetta und Lubin, denselben noch mit einigen Versen, der Frau du Barry zu Ehren, und ob es gleich nur eine fade und übelangebrachte Schmeicheley war; obgleich die Poesie davon nicht den mindesten Werth und kein anders Verdienst hatte, als daß sie von den italienischen Schauspielern sehr gut gesungen wurden, so rief dennoch der Prinz aus: daß sie das Stück bey weitem überträfen.

Leicht möglich daher, daß sich die Einbildungskraft eines Frauenzimmers verirrte, das auf eine solche Weise

von

von jedermann angebetet ward, und man kann sie keineswegs tadeln, daß sie sich bisweilen von dem ihr gestreuten Weyhrauch berauschen ließ; selbst der helldenkendste Kopf würde dieser Versuchung untergelegen seyn. Und sicher hat sie nicht soviel Unheil angestiftet, als die Marquisin von Pompadour, die sich so viel Einsicht und Verstand zutraute, um das Königreich beherrschen zu können, und welche die Quelle so vieler unglücklichen Begebenheiten war. Aber diese schränkte ihren Ehrgeitz nur auf eine schimmernde Toilette ein; sie machte keine Ansprüche darauf, noch fand sie Geschmack daran, sich in die verdrüßlichen Staatsgeschäfte zu mischen. Nur ränkevolle Personen, denen es gelungen war: sie zu regieren, zwangen sie, an den Geheimnissen der Ungerechtigkeit Theil zu nehmen. Man muß ihr sogar verdiente Gerechtigkeit wiederfahren lassen, weil sie, fast wie alle Weiber ihrer Klasse, ein gutes Herz besaß, und nur in dem Wahne: eine edle, ihr die Liebe von ganz Frankreich erwerbende, Handlung zu begehen, ihren Liebhaber bewog, sich Ungerechtigkeiten zu erlauben.

Der König war jetzt nichts mehr als ein gewisses Schattenbild; jeder Minister war mehr Souverain, als er; Jedermann wußte dieß, und diese Ueberzeugung war so stark, war so unauslöschlich in den Herzen des ganzen Hofs eingegraben, daß man mit vollem Rechte sagen konnte: wenn diese Herren dem Monarchen seine Absetzung wollten unterzeichnen lassen, so würden sie gewiß ihre Absicht erreichen.

Madame du Barry, deren Regierung man verlängern wollte, erhielt von ihren Anhängern den Rath: nicht so lange zu warten, bis der Monarch ihrer überdrüßig würde, sondern ihm andere Vergnügungen zu verschaffen. Man benachrichtigte sie von dem Verfahren der Marquisin von Pompadour, und weil es ihr gleichgültig war, ob ihr der König getreu blieb oder nicht, wenn sie nur nach ihrem Belieben glänzen konnte, so zögerte sie nicht lange mit der

Befolgung des ihr vorgeschriebenen Planes. Der Marschall von Richelieu versicherte sie: er wäre so ziemlich mit dem Charakter des Königs vertraut, und die Veränderung sey der anlockendste Reitz für Seine Majestät. Sogleich fand sie in der Demoiselle von Tournon, die ihre Nichte geworden war, einen würdigen Gegenstand, um die Blicke des alten Sultans auf sich zu heften; sie sah diese Schöne ohne Furcht und Eifersucht in seinen Armen, ja es schien sogar eine zärtliche Freundschaft zwischen den beiden Frauenzimmern zu entstehen. Man sagt, Madame du Barry, welche ihr Uebergewicht in einer Kunst kannte, die Niemand in so hohem Grade besaß, wäre überzeugt gewesen, daß keine Nebenbuhlerin ihr zu schaden vermöchte. Und wirklich kehrte einige Zeit nachher ihr Liebhaber, der sich zur Unbeständigkeit hatte verleiten lassen, zurück, um ihr den Vorzug zu geben.

Man suchte alle Mittel hervor, um ihn zu zerstreuen, und wenn zuweilen die Natur seinen körperlichen Fähigkeiten Gränzen setzte, so belebte man seine Einbildungskraft durch die Erzählung von verliebten Abenteuern. Richelieu wurde alsdann der wesentlichste Mann; niemand konnte mehr Stof zu einer langen Reihe von Episoden geben, von denen eine immer reitzender, als die andere, war. Er veränderte seine Erzählungen auf alle nur mögliche Weise. Bey einer von diesen Unterhaltungen sagte Ludwig XV, der so eben über eine dergleichen Geschichte gelacht hatte, vom Marschall: „Er „ist ein alter Bekannter von meiner Familie, denn man hat „ihn unter dem Bette meiner Mutter angetroffen.“ Unser Held erwiederte hierauf: daß dieses nicht nur ein Scherz gewesen wäre, sondern daß er auch eine viel zu große Ehrfurcht gegen die Herzogin von Bourgogne gefühlt hätte. — „Gut, gut! Ehrfurcht!“ — unterbrach ihn der König — „Man setzt sich darüber hinweg, wenn man jung ist, „und geliebt wird — — Uebrigens aber thun Sie sehr „wohl daran, daß Sie so bescheiden sind, denn ich müßte

mich

„mich vermöge des Wohlstandes (décemment) über Sie „erzürnen, weil es meine Mutter war.“

Inzwischen zeigte er doch bisweilen einige Standhaftigkeit. — Der Graf von Maillebois, der von dem Marschällen von Frankreich war verurtheilt worden, und deßhalb seit langer Zeit von dem Hofe entfernt lebte, erschien zu Compiegne wieder an demselben; allein er getraute sich nicht, sich des Rechts, in des Königs Zimmer unangemeldet zu gehen, welches er vorher genossen hatte, wieder zu bedienen (reprendre les entrées de la chambre dont il avoit joui). Der Marschall von Richelieu, welcher den Dienst hatte und auf der Seite des Herrn von Maillebois war, überreichte zu Gunsten seines Freundes dem Könige folgendes kleine Memoire.

„Der Graf von Maillebois stellt Ew. Majestät vor, „daß er kein einziges Beyspiel kenne, wo diejenigen, welche „das Recht genossen, frey in das Zimmer des Königs zu „gehen, solches verlohren haben. Selbst Herr von Lauzun „erhielt nach einer 14 jährigen Ungnade und Gefangenschaft „vom höchstseligen Könige diese Gnade, die auch bis zu seinem Tode fortdauerte. Alle diejenigen, welche Hofämter bekleiden, nehmen den wärmsten Antheil an der „Bitte des Herrn von Maillebois, der sich unterwindet, „Ew. Majestät vorzustellen: Allerhöchstdieselben möchten „geruhen, gnädigst zu vernehmen, daß er bloß aus „Ehrfurcht zu Compiegne wieder erschienen sey, und deßhalb „das mit seinem Posten verbundene Recht nicht wieder in „Anspruch genommen habe, wiewohl, nach vorhergegangener „Befragung des ganzen Hofs über diesen Gegenstand, er „zu glauben berechtigt wäre, daß man nie den ungehinderten Zutritt in das Königliche Zimmer verlöhre.“

Der König schrieb unter dieses Memoire, das er dem Marschall zurückgab: Verweigert. „Wie sollte man wohl „einen Unterschied zwischen demjenigen, mit dem man „immer zufrieden gewesen, und einer Person machen können,

„die

„die uns mit einer immerwährenden Unzufriedenheit erfüllt „hätte? Ich verbitte mir also in Zukunft dergleichen unge„ziemende Vorstellungen". Allein einige Zeit nachher war er weit nachsichtsvoller.

In der Ueberzeugung, daß man ihm doch in dem Staatsrath kein Gehör geben würde, wenn von den Angelegenheiten seines Königreichs die Rede wäre, unterzeichnete er blindlings eine Menge von Edikten, wovon immer eines das andere an Abgeschmacktheit und Tyranney übertraf. Selbst bey den geringfügigsten Gegenständen hatte immer der Wille der Minister über den seinigen das Uebergewicht.

Ein gewisser Boiscaillau, Wundarzt seiner Armeen, war bis zu ihm mit einer Bittschrift gedrungen, worinnen er die Bezahlung einiger Summen verlangte, die ihm von jeher und rechtswegen gebührten. Der Monarch, erstaunt darüber, daß solche noch nicht abgetragen wären, schrieb eigenhändig unter die Supplike: „Mein Generalcontroleur wird innerhalb einen Monath den Betrag der in dem obigen Memoire angegebenen Schuld an Boiscaillau ausbezahlen lassen, weil solche nicht nur gegründet ist, sondern weil auch derselbe des Geldes bedarf."

Der Wundarzt eilte mit diesem Befehle in die Oberrenthey (contrôle général); allein mit vieler Mühe gelang es ihm endlich, vor dem Abbé Terray erscheinen zu dürfen. Er überreichte ihm sein, mit der Hand des Souverains versehenes, Memoire. Der Abbé betrachtete es, und warf es ihm zu Füßen. — —

„Aber, gnädiger Herr, wenn werde ich meine Bezahlung erhalten?" —

Niemahls!

„Aber das Versprechen des Königs!" —

Doch nicht das meinige.

„Aber Seine Majestät" — —

Gut

Gut! lassen Sie sich von dem Könige bezahlen, weil Sie sich an ihn wenden — — Entfernen Sie sich; ich kann meine Zeit nicht mit einem sinnlosen Geschwätze verderben.

Boiscaillau schien wie vom Blitze gerührt zu seyn, und wußte nicht mehr, zu wem er seine Zuflucht nehmen sollte. Er wendete sich daher an den Gardekapitän und begab sich, als ihn dieser abgewiesen hatte, zu dem Marschall von Richelieu, der eben damahls, nähmlich im Jahr 1773, seinen Hofdienst versehen mußte. Da er ihn nicht selbst sprechen konnte, so bat er den Secretär des Ducs, sich für ihn zu verwenden, und durch den Marschall dem Könige ein neues Memoire überreichen zu lassen, wobey er ihm das alte zeigte, welches der König eigenhändig unterschrieben hatte. Dieser Secretär, noch ein gänzlicher Neuling in Rücksicht der Großen, hielt ein einziges Wort des Königs für einen unwiderruflichen Befehl und versprach dem Boiscaillau die Besorgung seiner Streitsache. Er ging also zum Marschall, und sagte ihm: der Abbé Terray hätte so eben eine Handlung begangen, die, wenn sie dem Könige bekannt würde, ihn den größten Verdrüßlichkeiten aussetzen könnte; zugleich erzählte er den ganzen Vorfall. Allein Richelieu lachte ihm ins Gesicht, mit den Worten: „Sie sind noch ein großer Schwächling, weil Sie nicht wissen, daß gerade der Schutz des Königs der schlimmste ist. Weil der Abbé einmahl den Ausspruch gethan hat, so sagen Sie nur frey heraus dem Boiscaillau, sich keine Hoffnung mehr zu machen und mischen Sie sich künftig nicht mehr in dergleichen Händel“ *).

In-

*) Man könnte tausend Beweise von der wenigen Achtung anführen, welche die Minister oder andere Großen gegen die Willensmeinungen des Königs bezeugten; dieses übermüthige Betragen wurde sogar von ihren Subalternen nachgeahmt. Uns gnügt es, nur zwey sehr bekannte Thatsachen dieser Art zu erzählen.

Indessen empfing der König von der Natur verschiedene Warnungen, die ihn hätten bewegen sollen, seines Körpers zu schonen;

Armand, ein berühmter komischer Schauspieler von der Französischen Bühne, hatte so oftmahls Ludwig XV ergötzt, daß eines Tags zu Choisy Seine Majestät beym Herausgehen aus dem Comödienhause zu ihm sagten: „Armand, ich gebe ihm jährlich hundert Pistolen Pension.“ Der Schauspieler, einsichtsvoller in der Aufführung seiner Rollen, als in der Art: wie man dergleichen Gnadenbezeugungen erhielt, glaubte mit Zuversicht: das Wort des Monarchen wäre hinreichend genug, um dieses Jahrgehalt aus dem Königlichen Schatze erheben zu dürfen. Nach Verlauf des Jahrs erschien er mit einer Quittung, um seine Pension zu empfangen. Als ein Bekannter aller Secretäre ward er zwar sehr gut aufgenommen, aber man konnte ihn nicht bezahlen, weil er nicht auf der Liste der Pensionairs stand.

Erstaunt über diese Weigerung, begab er sich auf der Stelle zu dem Herzoge von Aumont, der damahls zugegen war, als ihm der König diese Gnade hatte angedeihen lassen, und erzählt' ihm, was ihm begegnet wäre. „Er ist ein Schurke! — versetzte mit ernster Miene der Oberstkammerherr — „weiß Er nicht, daß ich nur allein Ihm ein Jahrgehalt aussetzen kann, und daß das Wort des Königs und Nichts einerley ist? Belästige Er mich in Zukunft nicht weiter, Er soll gewiß nie etwas erhalten.“

Armand benachrichtigte sogleich seine Kameraden von dieser Geschichte, die ihn bewogen, den König im Geheim das Betragen des Herzogs zu erzählen. Ludwig XV erinnerte sich nicht mehr seines Versprechens, und begnügte sich bloß mit den Worten: ich habe Ihm gewiß eine Pension gegeben; Er mag sich also mit dem Herzoge von Aumont vergleichen. Armand sah jetzt wohl ein, daß alle Hoffnung verlohren wäre, und wirklich blieben verschiedene Jahre seine weitern Versuche fruchtlos. Nur Mademoiselle Clairon, zu deren Füssen Aumont immer schmachtete, bewog lange nachher ihren Anbether, das Decret (le brevet) ihres Kameraden ausfertigen zu lassen, und Armand erhielt es nur durch das Ansehen der Actrice.

Gewöhnlich bekömmt der älteste Hofuhrmacher des Königs (doyen des valets-de-chambre-horlôgers du roi) 600 Livres jährliche Pension. Als der bisherige Besitzer dieser Stelle (le titulaire) mit Tode abging, so sagte Ludwig XVI mit der größten Freundlichkeit

schonen; allein er achtete nicht darauf, und wurde bald das Schlachtopfer seiner Ausschweifungen. Wir wollen hier nicht wiederhohlen, daß er, selbst in den Armen einer jugendlichen Schönheit, die man deßwegen gewählt hatte, um seine beynahe erstorbenen sinnlichen Gefühle aufs Neue zu

 bele-

zu einem gewissen Pelletier, der in dessen Rang einrückte: Er soll die Pension haben. Dieser, der mit der gewöhnlichen Sitte bekannt war, ging also zu seinem Vorgesetzten, dem Oberstkammerherrn, und bath ihn um seine Einwilligung zu dieser schon ertheilten Pension. Dieser Vorgesetzter ließ deßhalb an den Minister, Herrn Amelot, schreiben, der auch zur Antwort gab: er wolle dieses Ansuchen sogleich dem Könige vorlegen, um das Decret ausfertigen zu lassen.

Pelletier hatte also den König, den Minister und den Oberstkammerherrn auf seiner Seite, und schon glaubte er, seine Hoffnung erfüllt zu sehen, als er sich getäuscht fand. Er hatte nähmlich unterlassen, den Schöppen, der zugleich die Stelle eines Obersecretärs bey der geheimen Canzley bekleidete, um seine Gewogenheit anzuflehen. Allein dieser war ein eitles, übermüthiges und verstandloses Geschöpf — denn wir müssen alle schandbaren Thaten kund machen — und das Decret blieb unausgefertigt. Es verging ein halbes und sogar ein ganzes Jahr, ohne daß der Supplicant etwas erhalten konnte. Der Oberstkammerherr schrieb von neuem an den Minister, der aber, weil er bloß durch seine Obersecretärs Verstand besaß, ihnen auf keinerley Weise entgegen zu seyn wagte. Der unbiegsame Schöppe wich keinen Finger breit von seinem Vorsatze ab; seine Eigenliebe war beleidigt worden, und er wollte daher zeigen, was man einem Manne von seiner Würde schuldig wäre. Der gute Amelot mußte ihm daher freye Hand lassen. Pelletier, untröstlich über seine mißlungenen Versuche, wußte nicht mehr, wohin er sich wenden sollte; er überläuft also unaufhörlich seinen Vorgesetzten und sucht durch wiederhohlte Entschuldigungen den harten Schöppen zu erweichen. Endlich entschloß sich der Oberstkammerherr: bey dem Letztern einen Besuch abzustatten und ihn um die Beendigung dieser Affäre zu bitten. Der Obersecretär, der sich durch diesen Schritt geschmeichelt fühlte, ließ also, nachdem bereits schon zwey Jahre seit der Bewilligung dieser Gnade vergangen waren, ein Decret ausfertigen, welches längstens in einem Monathe hätte geschehen sollen.

beleben, die aber, zum Unglücke für ihn, den Keim der Blattern in ihrem Körper trug, diese verderbliche Krankheit schöpfte, durch welche er in das Grab gestürzt ward; wir wollen nur ein einziges Wort von diesem Könige sagen, der schon lange gerichtet ist, und welcher zu einem Beweise dient: daß ein Souverain ohne Charakter, selbsten mit den besten Gesinnungen, seinen Staaten zum Unglück gereichen kann. Schwach und sorglos kannte er nicht die Gefühle der Freundschaft, er sah ohne Bekümmerniß Personen von seinem Hofe entfernen, mit welchen er seit langer Zeit auf das vertraulichste umgegangen war. Ein- oder zweymahl schien er jedoch Beweise von Menschenliebe zu geben. Er hatte nähmlich verschiedene Befehle zur Verbannung der Pairs unterzeichnet, welche zur Zeit der Aufhebung der Parlamenter jene so berühmte Protestation überreicht hatten. Einige von diesen Geächteten lebten in seiner Vertraulichkeit. Sogar am Abend, wo diese Ordren sollten vollzogen werden, hatten sie mit dem Monarchen gespeißt, der, seiner Gewohnheit zufolge, wenn er jemand in Ungnade stürzte, sie mit vieler Freundschaft behandelt hatte; sie erwarteten schon in der nähmlichen Nacht abreisen zu müssen, und schon waren ihre Equipagen zum Aufbruche bereit. Allein der König empfand in dem Augenblicke, wo er seine Befehle wollte vollziehen lassen, die heftigste Unruhe und warf daher alle Verbannungsurtheile ins Feuer.

Ein andermahl befand sich Ludwig XV in dem Zimmer eines seiner Günstlinge und hörte ein lebhaftes Gerede. Der Lerm kam aus dem darunter befindlichen Gemache, und die Stimmen waren durch den Kamin dergestalt hörbar, daß man fast die ganze Unterredung verstehen konnte. Die Parlamenter waren nähmlich der Gegenstand des Gesprächs, und die Höflinge, die auf der Seite dieser Gerichtscollegien waren, genirten sich nicht im geringsten, um von dem Monarchen mit Schonung zu sprechen, besonders da sie keine Lauscher befürchteten, kurz: sie zogen außerordentlich gegen

ihn

ihn los. Der König, der seine ersten Gefühle sehr selten unterdrücken konnte, rief ihnen durch den nähmlichen Kamin zu: Fahrt fort, der König soll nichts davon erfahren. Diese Worte waren ein Donnerschlag; man erkannte die Stimme des Gebiethers und jeder Redner hielt sich für verlohren. Der Gardekapitain, der sich unter dieser Anzahl befand, getraute sich kaum, seinen Dienst wieder anzutretten; die andern erschienen nur zitternd: allein Ludwig XV, der mit ihnen zu leben gewohnt war, und zweifelsohne eine allzugroße Leere befürchtete, bezeigte ihnen nicht das geringste Mißvergnügen darüber.

Wenige Beyspiele würden die so eben erzählten unterstützen; allein es wäre viel leichter, ihn als Egoisten zu erblicken, dessen Herz nichts zu rühren vermochte, und der mit der größten Kaltblütigkeit den Verlust oder die Entfernung seiner Freunde ansah.

Richelieu empfand in den ersten Augenblicken die Größe seines, so eben erlittenen, Verlustes. Der Thronerbe, der in ihm nur den beständigen Sclaven eines von ihm gehaßten Weibes gewahr wurde, beurtheilte ihn nur nach seinem bisherigen, nicht aber nach seinem vorigen Betragen, und konnte ihn daher mit keinem günstigen Auge betrachten. Der Marschall war äußerst niedergeschlagen, als er die Zurückberufung des Herrn von Maurepas vernahm, der ihn natürlicher Weise hassen mußte. Er kannte diesen ehemahligen Staatssecretär und fühlte weder Hochachtung, noch Freundschaft für ihn; ja, er ward daher außerordentlich wüthend, daß ein unvorhergesehener Umstand *) denselben wieder em-

*) Man weiß, daß wenn ein König an einer epidemischen Krankheit stirbt, alle diejenigen, die um ihn zugegen waren, sechs Wochen lang vor seinem Nachfolger nicht erscheinen können; so erfordert es die Etiquette. Fast der ganze Hof hatte sich in dem Zimmer Ludwigs XV befunden, und nach dessen Tod hatte daher der junge König, in seiner Einsamkeit zu Choisy, besonders da er noch gänzlich

vorhob; er sah vorher, daß nur dessen Anhänger allein Ehrenstellen erhalten würden, und sagte seinen Freunden ohne Zurückhaltung sogar: Maurepas würde kein besserer Premierminister werden, als er vorher Seeminister gewesen wäre.

Dieser hatte noch als Jüngling die letztgedachte Stelle vom Regenten erhalten, der ihm das wiedervergelten wollte, was er dem Kanzler Pontchartrain, seinem Oheim, schuldig war, der ihn im geheim von dem Testamente Ludwigs XIV unterrichtet hatte. Richelieu sagte bey dieser Gelegenheit: der kleine Maurepas, weit entfernt, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen, habe nur allein den Schöngeist zu machen gesucht und Millionen verschwendet, ohne der Marine empor zu helfen; überdieß wäre derselbe von leichtsinnigem Charakter und seichten Kenntnissen; er lache über alles, und man würde also in baldem die ihm erwiesenen Gnadenbezeugungen bereuen. Unterdessen vernahm der Marschall seine Ankunft, und weil sich die ganze Lage der Dinge geändert hatte, so war er einer der ersten, welche den neuen Minister, seiner glücklichen Rückkehr wegen, becomplimentirten.

Richelieu glaubte endlich, nachdem die Anzahl der Höflinge durch Herrn von Maurepas einen Zuwachs erhalten hatte,

lich unwissend und sich selbsten überlassen war, eines Führers nöthig, der ihn von allen Gebräuchen unterrichten konnte. Seine rechtschaffenen Gesinnungen bewogen ihn: nach einem braven Manne zu fragen, auf welchen er sein Vertrauen setzen könnte; man nannte ihm den Herrn von Maurepas, welchen die Tanten Seiner Majestät als ein Schlachtopfer seiner strengen Tugend betrachteten, weil er wegen der Marquisin von Pompadour war verbannt worden. Das Lob, womit man von ihm sprach, bestimmten den König, ihm jenen so schmeichelhaften Brief zu schreiben, wodurch er ihn an den Hof zurück zu kommen bewog. Aus dem nähmlichen Grunde hatte man auch an den Herrn von Machault geschrieben; allein zum Unglück war vielleicht der Courier noch nicht abgegangen, und seine Bestimmung ward also verändert.

hatte, und besonders da die angeordnete Frist zu Ende war, vor dem neuen Könige erscheinen zu müssen. Zwar bekam er keinen einzigen günstigen Blick; aber seine Huldigungen wurden auch nicht gänzlich verschmäht. Die Königin empfing ihn noch kälter und dennoch eilte er mit solcher Schnelligkeit nach Versailles hin, um Demüthigungen zu erfahren, daß man hätte glauben sollen: nur der höchste Grad der Königlichen Gunst risse ihn so unaufhaltsam dahin.

Nach einigen vergeblichen Versuchen entschloß er sich zuletzt, nach Bordeaux zu gehen. Jeder seiner Bekannten schien überzeugt zu seyn: er würde die ihm widerfahrne Kränkung nicht überleben können, und der Tod Ludwigs XV müßte den seinigen beschleunigen. Man glaubte ihn schon verändert zu finden, und dieses Jahr schien das Ende seiner Existenz zu seyn. Allein der Marschall setzte bald diesen Besorgnissen ein Ziel. Man sah ihn eben so ruhig, eben so gelassen, wie vorher, sich mit dem Bau eines neuen Schauspielsaales zu Bordeaux beschäftigen; man hörte mit Erstaunen, daß er große Gastmähler gäbe, wo sich die artigsten Frauenzimmer ihn zu trösten bestrebten. Die Mädchen, das Schauspiel, alles zerstreute ihn; er verwandte mehr, als jemahls seine Sorgfalt darauf, sprach von dem Tode seines ehemahligen Gebiethers, wie von einer natürlichen Ereigniß, und der Kummer, den er darüber empfand, verhinderte ihn keineswegs, sich dem kleinsten Vergnügen, das sich ihm darboth, zu überlassen.

Dieses Betragen stimmte ganz genau mit den Grundsätzen des Egoismus, die er sich vorgeschrieben hatte, überein, so wie er es selbst in dem Bruchstücke erzählt, das er von den Abenteuern seiner ersten Jünglingsjahre zurückließ, ein Bruchstück, das wir gleich im Anfange des dritten Bandes unsern Lesern mittheilen wollen. Man wird aus demselben ersehen, daß er es als die größte Thorheit betrachtete: durch allzugroße Empfindlichkeit seine Lebenstage abzukürzen.

Achtzehntes Kapitel.

Proceß der Frau von St. Vincent. Schilderung dieses Streithandels. Man nimmt dem Marschall die Statthalterschaft von Guyenne, und der König verbiethet ihm, dahin zu gehen, wofern sich nicht der dasige Befehlshaber, der Marschall von Mouchi, daselbst befände. Richelieu schreibt an den Monarchen. Wiederherstellung der Parlamenter. Entscheidung des Processes des Marschalls. Geschichte eines gewissen Colin.

Indeß der Herzog von Richelieu in seiner Statthalterschaft seine ehemahligen Beschäftigungen wieder fand, und in der Entfernung vom Hofe an nichts, als an sein Vergnügen, dachte, bereitete ihm zu Paris ein ränkevolles Weib Unannehmlichkeiten von einer besondern Gattung. Madame de St. Vincent, von der wir schon oben gesprochen haben, die von ihrem Gatten ins Closter gesperrt, von einem Orte nach dem andern gebracht und endlich auf Vorsprache des Marschalls, der mit einem Frauenzimmer, und noch dazu mit einer seiner Anverwandtinnen, Mitleid haben zu müssen glaubte, weil sie, seiner Meinung nach, nur aus Schwachheit gesündigt hätte, in ein Convent zu Poitiers abgeliefert wurde — Madame de St. Vincent, sage ich, ließ in Paris für 100,000 Thaler von dem Marschalle unterschriebene Billette circuliren.

Mehrere von diesen Billetten waren bereits verhandelt worden, und Rubis, ein Mäkler, überreichte eines davon dem Rentmeister des Marschalls, um die Bezahlung desselben zu erheben. Allein dieser, dem nichts von einer solchen Schuld bekannt war, weigerte sich solche eher abzutragen, als bis er deßhalb an seinen Herrn geschrieben hätte. In dieser Zwischenzeit meldete sich noch ein anderer bey ihm, welcher fragte: ob das in Händen habende Billet wohl zahl-

bar

bar wäre; es stellte sich noch ein dritter und vierter Unbekannter mit der nähmlichen Frage dar. Der Geschäftsträger des Marschalls, bestürzt über diese Menge von Schulden (créances), schrieb also aufs neue an den Herzog von Richelieu, um ihm das Vorgefallene zu melden. Unser Held aber antwortete ihm: daß alle diese Leute, die zu ihm gekommen wären, Betrüger seyen, die man alle ins Loch müßte werfen lassen (mettre tout cela dans un cul de basse-fosse), und daß er überdieß in baldem selbst erscheinen wollte, um diese Schurken nach Verdienst zu bestrafen.

Und wirklich erschien er bald, und kehrte seitdem nicht mehr nach Bordeaux zurück. Allein statt bloß zu sagen: er habe keine Billette ausfertigen lassen; diejenigen, die man ihm überreicht hätte, wären untergeschoben; statt der Obrigkeit das Nachsuchen der Urheber des Falsums zu übertragen, wollte der Marschall — verleitet durch seine Geschäftsträger, die in der Verwickelung dieses Streithandels ihren Vortheil fanden, und voll Vertrauen auf seine Gewalt — schlechterdings selbsten die Quelle dieser unter seinem Nahmen ausgegebenen Billette entdecken.

Sogleich wurde die Policey in Bewegung gesetzt; man entdeckte das Geheimniß und erfuhr, daß Madame de St. Vincent die Hauptursache der mehrgedachten Circulation wäre. Diese Dame wurde also vorgeladen; allein der Herzog von Richelieu, der sich über die Langsamkeit der Justiz beschwerte, brachte es durch unaufhörliches Bitten bey dem Criminallieutenant so weit, daß er einen Verhaftungsbefehl gegen die Angeklagte und einen gewissen Cauron auswirkte.

Letzterer war bisher Untersecretär bey unserm Helden gewesen, und immer mit Madame de St. Vincent im größten Einverständnisse gestanden. Beyde wurden hierauf nach Fort-l'Eveque geliefert. Der Policeylieutenant, der sich immer den Großen verkaufte, glaubte einem Marschalle von Frankreich nichts verweigern zu dürfen, ungeachtet Richelieu nicht mehr seines vorigen Credits genoß, und mithin wur-

den alle diejenigen, die man angegeben hatte, Schlachtopfer der gemißbrauchten Obergewalt.

Vedel, Benevent, der Abbé de Trans und andere wurden entweder verhaftet oder zur persönlichen Erscheinung vor Gericht verurtheilt; Richelieu mußte Schuldige finden, und er betrug sich in diesen Umständen mit eben dem Leichtsinn, der ihm bey andern Gelegenheiten so oft vorgeworfen wurde.

So wie diese Affäre eingeleitet war, so sollte auch das Falsum, dessen man die Frau von St. Vincent beschuldigte, erwiesen werden. Allein diese Verbindlichkeit war schwer zu erfüllen. Denn wenn man eine Handschrift nachzumachen sucht, so nimmt man gewöhnlich keine Zeugen dazu, und eben so wenig leicht war es, die Theilnahme der andern Verhafteten an dem vorgeblichen Verbrechen der Frau von St. Vincent unbezweifelt darzustellen, und so mußte sich schlechterdings dieser Proceß in die Länge ziehen.

Das Publicum, bey welchem sich unser Richelieu seit langer Zeit verhaßt gemacht hatte, ermangelte nicht, die Parthey einer Unglücklichen zu ergreifen, welche der Credit des Marschalls im Gefängnisse schmachten ließ. Auch die Familie dieser Dame, gedemüthigt durch die derselben widerfahrne Behandlungsart, mischte sich zuletzt in diesen Streithandel, und der Herzog schien durchgehends Unrecht zu haben.

Selbst in diesem Augenblicke noch, wo wir dieses schreiben, kennen wir verschiedene Personen, die fest davon überzeugt sind: der Marschall wäre der Urheber jener Billete gewesen und nur aus Gunst von dieser Anklage losgesprochen worden. Wir haben es uns zum Gesetze gemacht, die Wahrheit zu sagen, und gewiß soll sich unsere Feder mit keiner Lüge besudeln, um das Andenken eines Mannes zu ehren, dessen gute Eigenschaften und Laster wir ohne Unterschied schildern; wir nehmen hier keine Rücksicht auf seine Familie, und unser Zeugniß kann also nicht den geringsten Argwohn erwecken. Mit einem Worte: Wir haben keinen

andern Zweck, keinen andern Vortheil dabey, als die Thatsachen mit der größten Genauigkeit zu erzählen.

Als der Marschall von Richelieu die ersten Briefe von Madame de St. Vincent erhielt, da befand sie sich im Closter ***, wohin sie ihr Gatte wegen ihrer zügellosen Aufführung hatte bringen lassen. Er sah sie nur lange Zeit nachher und auf ihr wiederhohltes Ersuchen. Denn weil sie seine Ankunft in der Stadt, wo sie wohnte, erfahren hatte, so bath sie ihn um eine Visite; aber diese war sehr kurz und endigte sich auf die ehrbarste Art von der Welt, indem Madame de St. Vincent weder reitzend, noch jung war.

Sie schrieb an den Herzog von Richelieu, der ihr verschiedene Mahle antwortete; endlich wirkte er für sie die Erlaubniß aus: sich in das Nonnencloster zu Poitiers begeben zu dürfen. In dieser Stadt wurde sie zufälliger Weise mit dem Infanteriemajor von Bedel bekannt, gegen welchen sie sich der innigsten Vertraulichkeit mit unserm Helden rühmte. Da sie wußte, daß der Marschall auf seinem Wege nach Bordeaux durch Poitiers passiren mußte, so benachrichtigte sie ihn von dem Wunsche ihres Herzens: ihn bey ihr zu sehen. Richelieu, willfährig gegen die Frauenzimmer, nahm diese Einladung an. Kaum befand er sich mit ihr allein, so sah er sich beynahe gezwungen, ihren Zudringlichkeiten zu weichen, ungeachtet er nicht die geringste Begierde nach einiger Gunstbezeugung von ihr empfand. Er verglich sie daher scherzweise mit der Frau Bouvillon in dem komischen Romane, die ihren lieben Etoile verführen wollte. Das Resultat dieser Unterhaltung war die Schilderung ihrer traurigen Lage, und Richelieu schenkte ihr daher zwölf Louisd'or.

Der Marschall versicherte: dieses wäre das erste und letzte Mahl gewesen, wo er sie mit seiner Gunstbezeugung beehrt hätte, und er habe sich schon zwanzigmahl wegen seiner Schwachheit mit einem Frauenzimmer getadelt, das ihm auf keinerley Weise gefallen konnte. Von diesem Augenblick an glaubte sie ein Recht zu haben, öfter an ihn zu schreiben,

und der Marschall, dieser Bettelbriefe überdrüßig, sandte ihr von Zeit zu Zeit einige Unterstützung.

Wahrscheinlich fand sie solche nicht hinreichend genug, um die Habsucht eines Liebhabers zu befriedigen, in den sie vernarrt war, und der bey ihr mehr auf Nutzen, als auf körperliche Reitze, sah. In der That spielt Vedel in dieser Streitsache eine niederträchtige Rolle; denn entweder nahm er an der Betrügerey der Frau von St. Vincent Theil, oder er bewog sie: ihre vorgebliche Gewalt über den Herzog von Richelieu zu benutzen, oder er ließ sich sogar seine Gefälligkeiten für sie immerwährend bezahlen.

Dem sey nun, wie ihm wolle, genug: dieses Weib nahm damahls zu jenen Talenten ihre Zuflucht, die vielleicht ohne Absicht in ihrer Einsamkeit konnten entstanden seyn, das heißt, sie machte Handschriften durch eine Fensterscheibe nach; sie hatte dieß schon zu Milhaud probirt, wo sie den Brief eines Arztes abzeichnete, und diesen Streich für einen scherzhaften Versuch ausgab. Sie hatte in einigen Briefen des Marschalls seine Handschrift, und zog die zu Abfassung einer Anweisung auf 100,000 Thaler nöthigen Worte daraus. Diese zweyte Operation schien ihr daher eine größere Aufmerksamkeit zu verdienen.

Sie suchte noch überdieß um den Schutz ihres Anverwandten an, in Rücksicht ihres künftigen Aufenthaltes zu Paris, wozu sie auch endlich die Erlaubniß erhielt. Sie stattete ihm deßhalb ihren Dank ab und vervielfältigte ihre Besuche dergestalt, daß solche zuletzt dem Marschall mißfielen, weil sie ihn allemahl in Contribution setzten. Diejenigen, welche unsern Richelieu kannten, werden wohl wissen, daß er nicht sehr freygebig war; dem zufolge mußte er auch mit keinem günstigen Auge ein Frauenzimmer betrachten, das unaufhörlich Geldunterstützungen von ihm verlangte.

Ihre Visiten waren daher minder häufig und bald darauf setzte der Tod Ludwigs XV sie in den Stand, ihre großen Entwürfe auszuführen. Sie glaubte nähmlich: der Mar-

schall

schall hätte durch diesen Fürsten seine Stütze verlohren, und er würde also kein Geld schonen, um nicht in einen unangenehmen Streithandel sich zu verwickeln, der für ihn von unglücklichen Folgen seyn könnte. Wir haben vorhin zu sagen vergessen, daß, weil sie keine Gelegenheit gefunden hatte, der obengedachten Anweisung auf 100,000 Thaler los zu werden, sie unterschiedliche Billette ausfertigte, die zusammen genommen diese Summe bey weitem überstiegen. Sie erwartete die Rückkehr des Marschalls nach Bordeaux, um diese Billette zu verhandeln, verlohr aber, wie gewöhnlich, sehr viel daran, obgleich der Herzog von Richelieu solche zu bezahlen vermochte.

Dieß ist nun das Historische dieser Affäre, die man leichtlich für einen Roman halten kann; wir wollen aber dem Unglaubigsten die Unächtheit der mehrgedachten Billette mit den unbezweifeltsten Gründen beweisen. Wir selbst waren gegen den Marschall eingenommen und nur durch deutliche Auseinandersetzung der Thatsachen, die wir unsern Lesern hier mittheilen wollen, sind wir eines bessern überzeugt worden.

Erstens ist die Sage nicht wahr, daß Richelieu die Frau von St. Vincent dem Könige zugeführt habe, welcher 100,000 Thaler dem Marschall überlieferte, um dieses gutwillige Weib für ihre Gefälligkeit zu bezahlen, und daß dieser Letztere für sich das Geld behielt. Denn Madame de St. Vincent war bey ihrer Ankunft zu Paris weder jung noch reitzend. Also widerlegt sich dieser Vorwurf schon von selbsten, ohne daß man erst eine lange Erzählung nöthig hat.

Auch ist die Behauptung ganz ungegründet, daß nähmlich Richelieu, um die Gunst dieser Dame zu erlangen, ihr diese Summe geschenkt hätte. Diejenigen, welche dieses glaubten, waren — wir sagen es noch einmahl — nicht im geringsten mit dem Charakter des Marschalls bekannt; er war keineswegs so freygebig, und nicht so sehr von Frauenzimmern entblößt, um sie so theuer zu bezahlen. Denn er hatte ja alle Tage die Artigsten zum Gebrauche, und man

weiß

weiß gegen dieselben keine einzige freygebige Handlung von ihm. Madame Rousse war die Einzige, der er eine Obligation von 100,000 Livres zum Geschenk machte, als er sich mit Frau von Rothe vermählte; allein er hatte sehr lange mit diesem Frauenzimmer gelebt, sie war seine erklärte Mätresse gewesen und dann sollte noch überdieß diese Obligation erst nach seinem Tode zahlbar seyn.

Schon dieses sind sehr wahrscheinliche Muthmassungen. Aber endlich ist es durch die Gegeneinanderhaltung ausgemacht, daß die Billets bloß abgezeichnet waren, weil, wenn man sie auf einander legte, die nähmliche Entfernung zwischen jeden Buchstaben der Handschrift, die nähmlichen Züge, die nähmliche Stellung der Punkte, gesehen wurden; und es ist doch erwiesen, daß es physisch unmöglich ist, verschiedene Mahle seinen Nahmen zu schreiben, ohne daß nicht einiger Unterschied — sollte er auch noch so gering seyn — in der Entfernung oder Nähe der Buchstaben, oder in etwas anderm der Handschrift Statt fände. Nun hatten aber die unserm Helden zugeschriebene Billette einerley Abmessungen; sie waren also schlechterdings die nähmlichen.

Madame de St. Vincent, die eine Anweisung auf 100,000 Thaler besaß, zeigte sie verschiedenen Personen, die aber alle darinnen übereinstimmten, daß sie solche nicht los werden könnte, wenn sie nicht mit der Acceptation des Banquiers versehen wäre. Sie wußte, daß Peirotto derjenige des Marschalls war, und bald darauf erschien sein Nahme auf diesem Billet.

Als sie wegen der Glaubwürdigkeit der Handschrift dieses Banquiers verhört *) wurde, da gestand sie, daß es nur eine Sudeley wäre, die sie aus Zeitvertreib verfertigt hätte. Nun

frage

*) Im Originale: inquiétée; allein es ist entweder ein Druckfehler, statt interrogée, oder inquiéter wird bisweilen in der angegebenen Bedeutung genommen, wovon mir aber kein Beyspiel bekannt ist.
Anmerk. des Uebers.

frage ich: ist etwa eine Anweisung auf 100,000 Thaler eine Sudeley zum Zeitvertreibe?

Sie theilte hierauf diese Anweisung in verschiedene Billete, und weil es ihr leicht war, die Freygebigkeit des Marschalls nach Belieben zu vermehren, so stellte sie drey dergleichen Wechsel aus, die sich zusammen genommen auf 420,000 Livres beliefen. Die Aussagen der Zeugen bekräftigte es, daß sie noch damahls die Hauptanweisung in Händen hatte.

Wenn man auch glauben könnte, daß der Marschall seine Geschenke mit 120,000 Livres vermehrt hätte, wäre wohl der Gedanke vernünftig: daß derselbe so schwach war, und nicht nur die Hauptanweisung, sondern auch den Wechsel darauf mit einer so beträchtlichen Zugabe in den Händen seiner Gläubigerin ließ?

Madame de St. Vincent verwechselte von neuem die Anweisung in zehn Billette von 30,000 Livres, unter welchen sich einige vom 8. May befanden, indeß sie selbst versicherte, daß die untheilbare Auswechselung (l'opération indivitible de l'echange) nur allein im Februar, März oder April statt fand. Sie ließ solche hierauf um einen sehr niedrigen Preiß verhandeln, und vermöge eines untergeschobenen Briefs von dem Herzoge von Richelieu, kündigte sie noch dazu seinen Agenten neue Billette an, die er zu unterzeichnen versprochen hätte.

Man mußte einer solchen Freygebigkeit allerdings einigen Schein von Wahrheit verschaffen; Madame de St. Vincent gab also zu verstehen, daß sich bey ihrer ersten Zusammenkunft mit dem Helden unserer Geschichte manches Sonderbahre zugetragen habe. Weil es aber unglaublich war, für ein so leicht bestandenes Abenteuer eine so große Belohnung erhalten zu haben, so gestand sie mit Schaamröthe, daß eine Schwangerschaft dadurch wäre verursacht worden. Mit dieser Erdichtung nicht zufrieden, schmiedete sie sogar einen Brief des Marschalls, der sich darinnen zum Vater des

bemeldeten Kindes bekennt und mit den heiligsten Schwüren verspricht: nie die Mutter, noch das kostbare Pfand ihrer Zärtlichkeit, zu verlassen.

Dieses Schreiben ließ sie den angesehensten Personen lesen und glaubte, daß wenn sie ihren Billetten einen so erniedrigenden Ursprung gäbe, sie denselben eine authentischere Existenz verschaffen würde. Allein unglücklicher Weise stimmte das Datum dieses Briefs nicht im geringsten mit ihrem Roman überein. In ihrem Verhöre suchte sie solchen auf das sorgfältigste den Blicken ihrer Richter zu entziehen, und bloß zu sagen: daß dieser Brief ein Spiel ihrer Einbildungskraft, daß sie niemahls schwanger gewesen wäre, und diese Lüge nur deßhalb ersonnen hätte, um Geld von dem Herzoge von Richelieu zu erpressen.

Bey ihrer Verhaftnehmung verkündeten ihre Verzweiflung und die von ihr gemachten Versuche zu entwischen und die wiederhohlten Ausrufungen: ich bin verlohren! keineswegs die Ruhe der Unschuld; alles entdeckte eine Verbrecherin.

Alle diese Thatsachen werden durch die Antworten der Frau von St. Vincent bestätigt; ihr eignes Geständniß dient zum Beweise unserer Behauptung. Jetzt frage ich den unversöhnlichsten Feind des Herzogs von Richelieu: ob der rechtmäßige Eigenthümer eines Wechsels, der eine so beträchtliche Summe enthält, wohl auf den Einfall gerathen würde, eine falsche Acceptation darüber setzen zu lassen? Cauron war es, der Untersecretär des Marschalls, der seine Stelle verlohren hatte und daher diese Acceptation nachbildete, weil ihm Peixotto's Handschrift vollkommen bekannt war.

Man sage mir, wenn man auch noch so geneigt wäre, unsern Helden schuldig zu finden: ob eine Weibsperson, die selbsten das Geständniß ablegt, die Handschrift des Marschalls aus Zeitvertreib nachgemacht zu haben, nicht beschuldigt zu werden vermag, daß sie eben diese Handschrift zur Ausfertigung einiger Wechselbriefe abzeichnete, besonders

wenn sich alles vereinigt, um die Unächtheit derselben zu beweisen? Die Aussage der abgehörten Zeugen, die oben angeführten Gründe, alles bekräftigt es ohne allen Zweifel, daß Richelieu nie der Urheber jener Billette war, die ihm diesen so abscheulichen Streithandel auf den Hals luden. Sein Proceß ward nur dadurch verwickelt, weil der Marschall, der immer despotisch zu handeln pflegte, verschiedene Privatpersonen, gegen welche kaum ein Schein von Verdacht vorhanden war, ins Gefängniß schleppen ließ. Wir haben schon oben gesagt, daß die Art, womit man diese Streitsache einleitete, inconsequent und leichtsinnig war.

Doch in dem Augenblicke, wo wir die Meinung des Publicums bestreiten, wo wir uns als die eifrigsten Vertheidiger des Marschalls darstellen, wollen wir auch Proben von unserer Wahrheitsliebe geben; wollen wir ihm eine, wenigstens in unsern Augen hassenswerthere, Handlung vorwerfen, als es vielleicht diejenige gewesen wäre: seine Handschrift abzuläugnen, wenn er sogar die Wechsel der Frau von St. Vincent ausgestellt hätte. Doch aber verschaffte sein Proceß dem Manne, von dem wir jetzt sprechen werden, einige Entschädigung.

Er hatte die Stelle eines Aufsehers über sein Pavillon auf dem Boulevard einem gewissen Colin übertragen, der vorhin bey dem Herrn von Seignelay Kammerdiener gewesen war. Dieser Mann hatte den Ruf einer geprüften Rechtschaffenheit. Allein unglücklicher Weise entfernte er sich einige Minuten lang, als man so eben in diesem Pavillon arbeitete, und diese Zeit war hinreichend genug, daß einer von den Handwerksleuten zwey prächtige, mit Gold garnirte, Porcellangefäße stehlen konnte, welche der Marschall von der so eben verstorbenen Herzogin von Lauraguais zum Geschenk erhalten hatte.

Erst des Abends entdeckte der Unglückliche den begangenen Diebstahl, und warf sich auf Anrathen der Hausleuthe,

die seine Unschuld bezeugten, zu den Füßen unseres Helden, dem er den Verlust seiner Gefäße gestand. Allein dieser, der an keine Menschentugend zu glauben pflegte, ward wüthend und behauptete sogar: sein Aufseher wäre der Thäter, und deßhalb schrieb er auch auf der Stelle an den Policeylieutenant, um ihn verhaften zu lassen.

Zwar wurde Colin noch an dem nähmlichen Abend ins Chatelet gebracht, wo ihm sogleich der Marschall den Proceß machen ließ; aber der Unglückliche betheuerte aus der Tiefe seines finstern Gefängnisses seine Unschuld, und weil man ihn wirklich des Diebstahls nicht überzeugen konnte, so blieb sein Endurtheil aufgeschoben. Jeder Unterstützung beraubt, mußte er alle seine Habseligkeiten verkaufen, um nur sein trauriges Schicksal zu erleichtern, und bald blieb ihm nichts mehr übrig, als Elend und Verzweiflung.

Acht Monathe, nach seiner Gefangennehmung verhaftete man bey einem Goldschmiede den Lehrburschen eines Gittermachers (garçon treillageur) der, für eine sehr ansehnliche Summe, Gold dahin zum Verkauf gebracht hatte, worauf man, aller angewandten Mühe ungeachtet, solche auszukrazen, dennoch die Spuren von dem Wappen des Marschalls gewahr wurde. Man brachte ihn hierauf zu einem Commissair und er gestand: daß er, während seiner Arbeit im Hotel Richelieu, die Abwesenheit des Aufsehers benutzt hätte, um zwey Gefäße zu stehlen, von denen er nur das Gold genommen, dieselben aber in einem Winkel des Gartens eingegraben habe. Er ward also von der Justiz nach dem Hotel geführt, wo auch wirklich die beyden Gefäße an dem von ihm bezeichneten Orte des Gartens wiedergefunden wurden; kurz: nichts konnte die Unschuld des unglücklichen Colins besser beweisen.

Der Marschall traf zu seiner Befreyung nicht die mindeste Anstalt; ja, er wollte sogar, als dieser Unglückliche zu ihm kam, ihn nicht einmahl vor sich lassen, weil er es zweifels-

ohne

ohne unter seiner Würde fand, ihm all das Unrecht zu vergüten, das er ihm verursacht hatte. Colin ließ durch die Kammerdiener mit ihm sprechen, ließ ihm seinen jetzigen Zustand, wo es ihm an allen Lebensbedürfnissen fehle, vorstellen, und der Marschall sandte ihm bloß die Antwort zurück, daß er ihn nach dem Bicetre wollte führen lassen, wenn er ihn ferner beunruhigen würde.

Dieser Arme, von allen Hülfsmitteln entblößt, der nicht mehr wußte, wohin er sich wenden sollte, ward endlich gezwungen, Lohndienste zu thun. Aber einstens fand er Gelegenheit, einige Briefe zu einem Frauenzimmer zu tragen, welches in der Folge erfuhr, daß er bey dem Marschall von Richelieu in Bedienung gestanden wäre und daher mit der Frage in ihn drang: ob er nicht ein Abenteuer von seinem ehemahligen Herrn wüßte. Doch da er nur allein mit dem seinigen beschäftigt war, so erzählte er seine Geschichte dieser Dame, welche darüber in den heftigsten Unwillen gerieth. Denn weil sie ein menschenfreundliches Herz besaß, so nahm sie den wärmsten Antheil an dem Schicksale dieses Unglücklichen, und wollte, als die Streitsache mit der Frau von St. Vincent ausbrach: Colin sollte den Marschall verklagen, um ihn zur Entschädigung des ihm zugefügten Schadens zu zwingen. Noch wagte dieser Mann keinen solchen Schritt; doch das Frauenzimmer sprach ihm Muth ein, indem sie ihm sagte: sie habe einen Sachwalter, der einen solchen Proceß mit Klugheit zu führen verstünde; er sollte sich nicht im geringsten beunruhigen, sie selbst wollte alle Kosten bezahlen, um nur den alten Marschall in seiner eigentlichen Gestalt der Welt zu zeigen.

Richelieu wurde daher vorgeladen. Sein Geschäftsträger bringt eine goldne Dose zu dem Sachwalter, um diesen dahin zu vermögen, die Betreibung dieses Rechtshandels einzustellen; allein der Procurator, geleitet von dieser edelmüthigen Dame, die bloß der Unwille über die angeführte

Ungerechtigkeit fest auf ihrem Vorsatze beharren ließ, sagte frey heraus: die Erfüllung dieser Bitte stünde schlechterdings nicht in seinem Vermögen. Mit einem Worte: der Marschall, der von dem Publicum, dessen Mährchen er schon war, in einen noch üblern Ruf gebracht zu werden fürchtete, both endlich 300 Livres lebenslängliche Renten dem ersagten Colin an, der auch, um sich nicht in einen weit aussehenden Proceß zu verwickeln, sogleich einwilligte und zu schweigen versprach. Allein er genoß die ebenbemeldte Summe nicht länger, als zwey Jahre.

Inzwischen war der Marschall mitten unter diesen Ereignissen ruhig; er sah seinen Proceß einen guten Fortgang gewinnen, und seiner Unschuld und der Gunst versichert, die er unter den Mitgliedern des neuen Parlamentes finden mußte, erwartete er sein Endurtheil, ohne daß irgend ein Bekümmerniß sein Vergnügen stören konnte.

Sein Sohn, welcher damahls in größerer Eintracht mit ihm zu leben schien, wollte diese Wiederaussöhnung durch ein kleines, seinem Vater zu Genevilliers gegebenes, Fest celebriren. Von diesem Genevilliers, das er von dem Herzoge von Choiseul seit dessen Ungnade gekauft hatte, haben wir schon oben gesprochen.

Vater und Sohn hatten beynahe einerley Geschmack; sie bedurften willfährige Schönheiten, um die Freuden eines Gastmahls zu beleben. Mademoiselle Raucourt und Virginia, zwey Schauspielerinnen, wurden zu den Königinnen dieses Festes erwählt. Der acht und siebenzig jährige Marschall war an diesem Tage einem Manne von fünf und zwanzig Jahren gleich, er tanzte, tändelte mit diesen Göttinnen, und weil man so eben an jenem Pavillon gearbeitet hatte, das er einstens zu einer Eisgrube bestimmte, so wollte er mit Mademoiselle Raucourt die Verschönerungen desselben unter vier Augen bewundern. Dieses Frauenzimmer war nicht mehr jene strenge Tugend, welche der

Vater mit Pistolen in der Tasche zu begleiten pflegte, sie war die Menschenfreundlichkeit selbst geworden.

Das gedachte Pavillon war sehr hoch; der Marschall flog dahin und die Actrice vermochte ihm kaum so geschwind zu folgen. Sie verweilten über eine halbe Stunde lang bey der Betrachtung desselben und Mademoiselle Raucourt gestand bey ihrer Zurückkunft, daß unter den schönen Gegenständen der Marschall die meiste Bewunderung verdiente.

Entzückt über diese Behauptung eines Frauenzimmers, das in diesem Stücke Kennerin seyn mußte, verdoppelte Richelieu seine Heiterkeit und wollte durchaus mit Mademoiselle Virginia die nähmliche Promenade machen, und erst nach langen Vorstellungen verschob er diese Wallfarth auf einen andern Tag.

Man wollte wissen, daß der Herzog von Fronsac, ob er gleich die Thorheiten seines Vaters zu belachen schien, dennoch bey sich überlegt hätte, daß bey einem so feurigen Manne die Erbschaft noch weit entfernt wäre.

Auf diese Augenblicke von Zerstreuung folgten bald neue Demüthigungen für den Marschall. Herr Bertin geboth ihm nähmlich von Seiten des Königs: nicht mehr in sein Gouvernement zu gehen, wenn sich nicht der Marschall von Mouchi daselbst befände, welcher die Befehlshabersstelle bekommen hatte, die unser Richelieu seit langer Zeit genoß. Zwar schrieb der Letztere deßhalb sogleich an den König; allein sein Brief blieb ohne alle Wirkung.

Er glaubte aber doch, daß er in Ansehung seines Processes glücklicher seyn würde; wenigstens stand er schon auf dem Puncte, sein Endurtheil zu hören, als er vernahm, daß der König die aufgehobenen Parlamenter wieder herzustellen gedächte. Anfangs tobte er gegen den Herrn von Maurepas, den er als den Urheber dieser Operation ansah, ja, er gestand sogar frey heraus, daß nur die Begierde: sich

Anhänger zu verschaffen, denselben hätte bewegen können, Seine Majestät zu einem solchen übereilten Schritt zu bereden, der nicht nur zu seinem Schaden, sondern auch zum Nachtheil der Nation gereichen würde.

Inzwischen mußte man jedoch der Nothwendigkeit nachgeben, und Richelieu stattete, seiner Antipathie gegen das Parlament ungeachtet, bey seinen neuen Richtern häufige Besuche ab. Fast alle Tage bestieg er schon um sechs Uhr des Morgens seinen Wagen, um ihnen die Aufwartung zu machen. Und wirklich gelang es ihm, bey verschiedenen Mitgliedern eine günstige Aufnahme zu finden, so daß er natürlicher Weise bey den übeln Begegnungen der andern ein Auge zuschließen mußte.

Einstens sagte ihm ein Parlamentsrath rund heraus, daß er gegen ihn votiren wollte, weil man keines Mannes schonen dürfte, welcher Feuer und Flammen in dem Heiligthum der Gesetze angelegt habe. Allein Richelieu antwortete ganz gelassen: „Sie reden nur in diesem Augenblicke so, „aber Sie sind viel zu gerecht, als daß Sie auf eine „andere Art handeln sollten, wenn Sie sich in der Parlamentsversammlung befinden.“

Jedermann weiß die Debatten dieses Gerichtshofs in Rücksicht des mehrgedachten Rechtshandels, und seine persönliche Erbitterung gegen den Marschall, die wirklich so weit ging, daß einstens der verstorbene Prinz von Conti, wiewohl er gleichfalls kein Freund unsers Helden war, dennoch bey einer Session sagen mußte: „Meine Herren! wir sind hier nicht versammelt, um die Fehltritte des Herzogs von Richelieu aufzusuchen, sondern bloß darüber zu entscheiden, ob die Billette der Frau von St. Vincent ächt oder unächt sind, und ich erkläre hiermit, daß ich alle diejenigen, die sich von diesem einzigen Puncte des Processes entfernen werden, selbst anklagen will.“

Wir

Wir führen nur um deßwillen diese Thatsachen an, um mit den unwiderleglichsten Gründen darzuthun, daß der Marschall von dem Parlamente keineswegs mit Nachsicht behandelt wurde, sondern daß vielmehr dieser Gerichtshof in allen Stücken, wo er ihm beykommen konnte, die unbiegsamste Strenge zeigte.

Die allerdings falschen Billette wurden als solche erklärt, und Madame de St. Vincent zur Wiederbezahlung derjenigen, die sie an sich gehandelt hatten, verurtheilt. Auch erhielt sie keine Vergütung des gehabten Schadens und den Interessen, wiewohl sie nur allein durch den Credit des Marschalls gefänglich eingezogen ward; sie mußte sogar die Unkosten bezahlen, welches also hinlänglich beweißt, daß das Parlament sie für die Urheberin der oftgedachten Billette ansah. Durch eben diesen Befehl wurde den Herren Bedel und Benevent eingeschärft, sich künftig vorsichtiger zu betragen, und der Marschall zu den Unkosten gegen sie verurtheilt, welches freylich eine Art von Widerspruch ist. Aber es ist noch ein Größerer, wenn dem Herrn Cauron, der doch der falschen Acceptation Peirotto's überwiesen wurde, gleichfalls eingeschärft wird: sich künftig vorsichtiger zu betragen, und nicht mehr durch nachgemachte Handschriften die Wechselbillette zu verfälschen, wenn man sogar den Marschall zur Ersetzung des Schadens, der Interessen und der Unkosten gegen diesen seinen ehemahligen Untersecretär verurtheilt.

War er wirklich schuldvoll, warum verwilligte man ihm diese Vergütung des Schadens und der Interessen? Gewiß, dieß hieß einen Mann für seine gespielten Betrügereyen noch dazu belohnen.

Auch die andern Angeklagten wurden losgesprochen, und der Marschall gleichfalls zur Ersetzung des Schadens und der Interessen und zu den durch sie verursachten Unkosten verurtheilt. Nichts war wohl billiger, als dieses; er hatte sie größtentheils verhaften lassen, ohne beweisen zu können, daß sie die Mitschuldigen der Frau von St. Vincent wären.

Man erlaubte den Druck von funfzig Exemplaren dieses Endurtheils, von welchen zehn öffentlich konnten angeschlagen werden, und zwar alles auf Kosten des Marschalls.

Man sieht also hieraus, daß er nur dasjenige gewann, was er schlechterdings nicht verliehren konnte. Freylich war es das Wesentlichste für ihn, daß die Billette für unächt erklärt wurden; allein er verlohr demungeachtet so viel dabey, als wenn er die 100,000 Thaler bezahlt hätte. Die Kosten, die ihm die Aufsuchung der Zeugen verursachte, die man sehr weit herhohlen mußte, waren unermeßlich; die Vergütung des Schadens und der Interessen wurde nicht geschont, kurz, die Unkosten beliefen sich sehr hoch, so daß, wenn Madame de St. Vincent gleich im Anfange künftig dergleichen Betrügereyen zu unterlassen versprochen hätte, er viel besser würde gethan haben, die Wechselbillette dieses ränkevollen Weibes zu bezahlen, weil er sich dadurch eine dreyjährige Sorge und Unruhe erspart hätte und nicht so lange das Gespräch des Publicums gewesen wäre, welches, überhaupt genommen, nicht allzugünstig von ihm dachte.

Neunzehntes Kapitel.

Unserm Richelieu gelingt es, sich Freunde am Hofe zu machen. Er wird minder ungünstig vom Könige aufgenommen, und schränkt seinen Ehrgeitz bloß auf die Direction des Italienischen Schauspiels ein. Schilderung seiner Vergnügungen. Er sieht seinen Freund Voltaire zu Paris wieder. Seine dritte Vermählung mit der Frau von Rothe. Erzählung der Begebenheit, die ihn zu dieser Heirath bestimmt.

Obgleich der Marschall von Richelieu einsah, daß er nicht mehr für einen neuen Hof geschaffen wäre, so war er dennoch nicht muthig genug, um den Entschluß zu fassen: nie wieder daselbst zu erscheinen. Er wußte aus Erfahrung, daß man oft durch ungestümme Zudringlichkeit glücklich wäre, und er hofte daher durch Verachtung der Widerwärtigkeiten, solche in baldem aufhören zu sehen. Ueberzeugt, daß er bey dem Könige übel angeschrieben stünde, machte er ihm doch nichtsdestoweniger seine Aufwartung, ohne Rücksicht auf den Empfang, der ihm zu Theil ward. Er begab sich zu den Ministern, bezeigte ihnen so viele Anhänglichkeit und Achtung, betrug sich so anlockend gegen sie, daß er allmählig ihr Zutrauen gewann. Selbst Herr von Maurepas hörte auf, einen so liebenswürdigen Greiß, der ihn mit Freundschaftsbezeugungen zuvor kam, als seinen Feind zu betrachten; die Königin blickte ihn mit einem weniger finstern Auge an, und der König gewöhnte sich nach und nach an seine Gegenwart.

Der Marschall, zufrieden mit diesen glücklichen Fortschritten, überließ sich jetzt mit größerem Vergnügen der Aufsicht über das Theater, welches von jeher schon sein angenehmster Zeitvertreib war. Weil er sich nicht mehr in seine Statthalterschaft begeben und an den Hofintriken, die

ihm beynahe unbekannt wurden, Antheil nehmen konnte, so schränkte sich auch seine ganze Beschäftigung auf die Italienische Komödie ein. Er mußte irgendwo gebiethen, und so ward er zum Despoten der Schauspieler.

Seine politische Correspondenz mit seiner Tochter, der Frau von Egmont, war 1773 durch den Tod dieser reitzenden Dame unterbrochen worden, welche die liebenswürdigen Eigenschaften ihres Vaters in sich vereinigte, ohne dessen Fehler zu haben, und die die Bedauerniß ihrer Bekannten ins Grab mitnahm. Madame de Mauconseil konnte, ihres Hangs zur Intrike ungeachtet, dennoch bey Hofe nichts ausrichten, sie mußte sich also eben so, wie ihr alter Liebhaber, in Ermangelung eines bessern Geschäftes mit Schauspielerkabalen begnügen, und beyde verlohren dabey ihre Zeit nicht.

Der Marschall fand durch den Gewinn seines Processes mehr Gelegenheiten, sich seinem Vergnügen zu widmen. Er war nicht mehr der Gegenstand schmutziger und verläumderischer Lieder, die man gegen ihn verbreitet hatte, Lieder, in welchen er auf alle nur mögliche Art herabgewürdigt wurde. Allein wenn man ihn auf einer Seite mit so großer Strenge behandelte, so hatte er auf der andern den Trost, zu sehen, daß man ihm selbst in England mehrere Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Seine Freunde waren bemüht gewesen, um sogar die Spur einer so unangenehmen Ereigniß aus seinem Gedächtnisse zu vertilgen, ihm einen Auszug aus dem Monologe des Mylords Catesby in dem abgeschwornen Selbstmorde, wo nähmlich die Rede von ihm war, zu verschaffen. Der Marschall, der bey allen Gegenständen immer die günstigste Seite aufzufassen pflegte, sah jetzt nichts weiter, als die Lobeserhebungen, die er wirklich verdiente, und vergaß darüber sehr bald die Beleidigungen und Satyren. Wenn sie aber ja durch Zufall noch in seinen Ohren ertönten, so gab ihm ein Blick auf diesen Monolog,

den

den man vielleicht nicht ungern lesen möchte, seine ganze Heiterkeit wieder. Hier ist der Auszug davon:

„Die Gerechtigkeit ist nur ein eitler Nahme; der Mensch hat sie unaufhörlich im Munde, aber niemahls im Herzen. Unser Bing wurde bestraft, weil er die Schande seiner Nation verursachte, wurde aber Sabran, welcher den Ruhm der seinigen erhöhte, etwa belohnt? Vergebens sprach ein großer, zum Throne bestimmter, Fürst zu ihm: Sie haben einen schönen Nahmen, doch Ihre Handlungen sind noch schöner. Obgleich mit dem Königlichen Geblüte verwandt, werden seine Dienste nichts destoweniger vergessen. Herabgesunken in Armuth, entreißt sich dieser neue Belisarius den Armen einer liebevollen Gattin und geht zur Schande seines Jahrhunderts, um am Fuße der Pyrenäen einen Unterhalt zu suchen, den ihm unwürdige Minister grausam verweigerten. Woher dieser so schwarze Undank unter einem allgemein geliebten Könige? Ach! sie können nicht alles sehen; ihr Schicksal ist immer, betrogen zu werden, und dieß noch mehr, als die andern Menschen.“

„Ferdinand gab ein auffallendes Beyspiel von dieser Behauptung, wenn man an seinem Hofe denjenigen sah, der Amerika entdeckte und ihn zum Beherrscher einer neuen Halbkugel des Erdkreises machte, der aber zur Belohnung eines so seltnen Dienstes wie ein Verbrecher behandelt, in Bande gelegt und das Schlachtopfer der Höflinge wurde, die immer eifersüchtig auf das Verdienst, das sie nicht besitzen, und auf die Lobeserhebungen und Ehrenstellen derjenigen hinsehen, die sich dem Staate nützlich zu machen verstehen.“

„O Kolumbus! du erhabener Verfolgte! du Schöpfer einer neuen Welt! deine zu Genua errichtete Bildsäule wird ein dauerndes Denkmahl seyn, das der Souverainen ihre Ungerechtigkeiten vorwerfen wird. Aber werden sie sich wohl bessern? — Und der Held, dem, so wie dir Genua eine Statue errichtete, weil er dasselbe geredet hatte, der uns Ma-

hon

hon u. s. w. entriß, und an jenem blutigen Tage zu Fontainvi den Sieg zu Gunsten Ludwigs entschied, erfährt er nicht die nähmliche Ungerechtigkeit, ob er gleich seinem Gebiether, dessen Ansehen er gegen eine mächtige Parthey unterstützte, getreu blieb? Ist er nicht das Opfer der Rache seiner Gegner? Muß er nicht einer mit Schandthaten und Verbrechen bedeckten Messalina, einer anerkannten Betrügerin weichen, die man ungestraft läßt? Und wenn diese Ungerechtigkeit unter den besten Souveraine fortdauert, wie kann man sich wohl schmeicheln, daß solche jemals den Hof der Könige verlassen werde?“

Dieß war also der Talisman, welche den Marschall durch die Zurückerinnerung seiner ehemaligen Größe verhinderte, sich nur vorzustellen: daß er etwas in den Herzen seiner Mitbürger verlohren hätte. Er glaubte genug gethan zu haben, als daß nicht das Andenken seines Ruhmes, selbst seinen Feinden, Stillschweigen gebiethen könnte, und er lebte daher ganz ruhig mitten unter jenen willfährigen Schönheiten, die sein Alter mit Frohsinn erfüllten. Er war überzeugt, daß er in Ansehung seiner Neigungen nur sich allein Rechenschaft abstatten dürfte, und daß man nicht das mindeste Recht hätte, ihm sein Privatleben zum Verbrechen zu machen.

Seine Fähigkeiten scheinen immer die nähmlichen zu seyn, und die Göttinnen, die beym Anblick des Greises diesen neuen Eson wieder zu verjüngen behaupteten, waren alle erstaunt darüber, daß er des Beystandes ihres Zaubers nicht im geringsten bedürfte. Alle Debutantinnen waren von dem Opfer, welches er forderte, hinlänglich unterrichtet, und die schon aufgenommenen Schauspielerinnen wußten eben so gut, daß sie die Erfüllung ihrer Wünsche bezahlen müßten; so daß der Marschall fast jeden Morgen nur mit Geben und Nehmen beschäftigt war.

Wiewohl Madame Rousse seine erklärte Mätresse war, so hinderte ihn dieß jedoch keineswegs daran, neben ihr einen Haufen von Frauenzimmern aller Art zu halten. Man-

chen Abend, wenn er nichts zu thun hatte, legte er alle äußerlichen Kennzeichen seiner Würde ab, zog einen gewöhnlichen Ueberrock an, ging zu Fuße durch sein Pavillon auf dem Boulevard, um jenen herumwandelnden Schönheiten, die man so häufig in Paris antrifft, seine Besuche abzustatten. Bisweilen ließ er sogar welche zu sich kommen, und seine Bedienten waren ganz erstaunt, aus dem Zimmer Ihro Durchlaucht Frauenzimmer schlüpfen zu sehen, die sie des Tags vorher eines Blicks gewürdiget hatten. Eines Abends nach einem dieser nächtlichen Spatziergänge sah ihn der Kammerdiener, der eben die Aufwartung bey ihn hatte, den Degen unter den Rock nehmen und sich nach dem Boulevard zu begeben. Weil es gefährlich war, ihn zu fragen oder wohl gar nachzufolgen, so erwartete derselbe seine Zurückkunft mit der äußersten Unruhe. Wahrscheinlicher Weise hatte er einige Streitigkeiten; man hat aber niemahls erfahren können, wie sich solche endeten, denn er kam ganz gelassen nach Hause, ohne nur ein Anzeigen von dem Vorgefallenen zu geben.

Diese Züge von Unbesonnenheiten müssen uns bey dem Marschalle nicht Wunder nehmen; er sagte, während seines Processes mit Madame de St. Vincent, als die Familie dieser Dame die schrecklichsten Schriften gegen ihn verbreiten ließ, wohl zwanzigmahl: es wäre ihm tausendmahl lieber, wenn die Provençale aus ihrer Verwandschaft einen Kämpfer wählte, um ihren Streit mit ihm in den Schranken (en champ clos) zu schlichten; und wiewohl er schon 78 Jahre alt sey, so fühlte er sich dennoch stark und muthig genug, um sich mit einem Jünglinge zu schlagen.

Ungeachtet seines Hanges zur Veränderung, eines Hanges, der sich bey ihm mit dem Alter vermehrte, so schien doch Mademoiselle Colombe die Aeltere dasjenige Frauenzimmer zu seyn, dem er den meisten Vorzug gab. Er ließ sogar ihr Portrait verfertigen, und wenn diese Schauspielerin sich an dem Publicum oder an ihren Kame-

raden

raden versündigte, — welches eben nicht selten geschah — so antwortete er auf die deshalb vorgebrachten Klagen: was soll ich aber zu ihr sagen? sie ist so schön! Er hielt sich ein scandaleuses Tagbuch über alle Begebenheiten der Actricen, und er ergötzte sich außerodentlich bey Lesung der Streiche, die sie ihren Liebhabern spielten. Wenn er vernahm, daß einige von diesen gebrandschatzt (rançonnés) wurden, so sagte er so ziemlich scherzhaft: der Priester müßte vom Altare leben.

Mitten unter diesen geräuschvollen Beschäftigungen kam er auf den Einfall, seinem Hause ein Beispiel von Gottesfurcht und Religion zu geben. Sein ehemaliger Bibliothekar, Nahmens Boquemare, ein Mann von vielen Kenntnissen, der schon über sechzig Jahre sich im Dienste des Marschalls befunden hatte, jetzt aber unter der Last des Alters gekrümmt seit langer Zeit das Zimmer nicht verlassen konnte, war durch Versehen der Bedienten beynahe verbrannt worden. Er schien gleich an dem nähmlichen Tage in Todesgefahr zu seyn, und man glaubte daher, daß er sich wieder mit der Kirche versöhnen müßte, aus deren Schooße er sich seit vielen Jahren entfernt hätte. Zwar ward ein Capuciner gehohlt; allein Boquemare, der wegen der Schmerzen, die er empfand, die gräßlichsten Flüche herausstieß, fühlte noch Kräfte genug, um des Mönchs zu spotten, und ihn zu nöthigen, in das Kloster zurückzukehren, wo er besser als in seinem Zimmer, figuriren könnte.

Man ließ hierauf den Pfarrer zu St. Roch ersuchen, einem unbußfertigen Sünder zu Hülfe zu kommen; doch seine ganze Beredsamkeit konnte unsern Boquemare nicht bekehren, und er ging also zu dem Marschall, um ihm von seiner Sendung Bericht abzustatten, der bey dieser Gelegenheit ihm zu verstehen gab: dieser Ruhm wäre ihm nur vorbehalten, und er wäre überzeugt, daß seine Ermahnung nicht eben so fruchtlos seyn würde. Er begab sich also voll Vertrauen zu seinem Bibliothekar, besonders da er glaubte, daß

ihm,

ihm, als einem 78jährigen Manne, der Ruhm noch mangelte, einen Sünder bekehrt zu haben.

„Was gibt es denn, mein Freund und ehemaliger Gefährte?“ — sagte der Marschall, indem er den Kranken bey der Hand nahm — „man sagte mir, daß Sie sich nicht mit Gott versöhnen wollten. Allein ich weiß gewiß, daß Sie aus Liebe zu mir Ihre Thorheiten, die eben so, wie die meinigen, sehr zahlreich sind, beichten werden. Zwar sind Sie nicht gefährlich krank; allein wenn auch diese kleine Formalität das Uebel nicht heilt, so vermehrt sie doch solches nicht. Uebrigens wissen Sie wohl, daß man in einem Hause ein gutes Beyspiel geben muß, und daß, wenn man ja eines bessern überzeugt ist, man dennoch das Recht nicht habe, jedermann durch unser Betragen zu ärgern. Wir wissen nicht, was dort droben für ein Schicksal uns erwartet, und es kostet ja nicht viel, zu thun, was man verlangt. Der Capuciner ist da, ich will ihn herhohlen, es wird in einem Augenblicke vorbey seyn.“

„Herr Marschall!“ — erwiederte der Sterbende — „Der Mensch muß bis zu seinem letzten Augenblicke zeigen, was er immer gewesen ist. Ich liebe die Beichte nicht, und noch weniger diejenigen, die solche ablegen. Wenn Sie an meiner Stelle wären und ich Sie quälen wollte, würden Sie mir dann nicht die Thüre weisen? Jezt bin ich in einem Augenblicke, wo ich eben so freymüthig seyn und Sie bitten darf, mich in Ruhe zu lassen. Wenn Sie einst zu diesem Ziele gelangen werden, dann werden Sie finden, daß es grausam ist, sich auf seiner Laufbahn gehindert zu sehen und nicht nach seinem Belieben sterben zu dürfen.“

„Aber, lieber Freund, die Ewigkeit ist so lang! Gott, welcher die Güte selbst ist“ —

„Er liebt mich nicht,“ — versezte Boquemare — „ich habe immer um einen sanften Schlagflus gebeten, und „er verweigert mir solchen!“

Der

Der Marschall glaubte endlich, seine Ehre liege daran, den Sterbenden auf andere Gedanken zu bringen; er predigte ihm also von neuem vor, sprach mit aller Salbung eines heiligen Beichtvaters zu ihm, und die Zuschauer gestanden: es fehle ihm weiter nichts, als die priesterliche Kleidung (le bonnet quarré et la soutanne). Allein Boquemare wiederstrebte in einem fort, und konnte sich nicht enthalten, ihm merken zu lassen, daß Richelieu auch bey dieser Gelegenheit, die Rolle eines Komödianten spiele, so wie er es schon oftmahls gethan habe. Der Marschall mußte sich also entfernen, und den Sterbenden seinem Eigensinne überlassen.

Beym Herausgehen fand er den Capuciner, zu welchem er sagte: „Es ist noch nichts entschieden; es kann aber doch geschehen. In jedem Falle, auch wann es nicht dazu kömmt, muß man deßhalb ein Auge zuthun; denn er ist sonsten ein braver Mann, der aber jetzt nicht mehr recht bey Sinnen ist, und dann wissen Sie ja selbsten, daß man nur eines einzigen Augenblicks zur Erlangung der Gnade bedarf. Eine bußfertige Reue in articulo mortis rettet einen Menschen; vielleicht wird es ihm eben so gehen; ich habe ihm dazu geneigt gemacht, und Sie würden fast das nähmliche gethan haben.“

Boquemare nahm den Besuch des Capuciners an, und starb mitten unter Scherzen dahin, die er mit dem Mönche trieb.

Ein anderer Auftritt erwartete den Marschall, als er von dem Kranken zurück kam. Er fand nähmlich eine neuaufgenommene Schauspielerinn bey sich, die ihrem Obern die Aufwartung machen wollte. Sie besaß zwar viele Talente; ihre Gestalt aber war sehr klein und ihre Sprache ein wenig schwer, welches dem Marschall Anlaß gab, zu sagen: ihre Zunge wäre zu lang und ihre Beine zu kurz. Dieser Fehler ungeachtet, schien dennoch das Publicum außerordentlich zufrieden mit ihr zu seyn. Der Herzog von Richelieu

chelieu, der ihr zwar darüber sein Compliment machte, fand jedoch an der Art ihrer Declamation manches auszusetzen; diese war einfach, und Ihro Durchlaucht liebten ein wenig das Schwülstige. Er versicherte sie: der gute Geschmack des Trauerspiels wäre verlohren gegangen. Mademoiselle Lecouvreur hätte nicht so gespielt, wie die heutigen Actricen; man müßte jeden Vers empfinden lassen, und deshalb wollte er ihr auch selbsten eine Lection geben.

Hierauf begann er die Rolle der Emilie in dem Trauerspiele Cinna zu declamiren. Der Marschall hatte eine laute und kirrende Stimme (la voix haute dans la tête), so daß solche, wenn er declamirte, scharfe und unharmonische Töne hervorbrachte; er strengte sich an, um in Wärme zu gerathen, und vervielfältigte die Hauptgesticulationen, die er, um die Pantominen (le jeu muet de la scène) hervorzubringen, mit Grimassen und den lächerlichsten Verzückungen begleitete. Indessen war er dennoch von sich selbst bezaubert und geboth der Actrice, auf ihn acht zu geben; so hätten die Barons, die Dufrennes, die Lecouvreurs, die Champmelés, kurz: die talentevollsten Personen Verse declamirt. Die arme Debutantin schien auf Dornen zu stehen; sie erstickte das Lachen und biß sich in die Lippen, um nur nicht dieser Versuchung unterzuliegen. Zu allem Glücke endigte sich die Lection, und der Herzog von Richelieu glaubte, daß ihm ein doppeltes Salarium gebühre, erstens als Oberstkammerherr, und dann als Lehrer in der Declamationskunst.

Er ermangelte nicht den ersten Tag, wo diese Schauspielerin debutirte, in die Komödie zu gehen; er begab sich nach der Vorstellung in ihre Loge und versicherte sie, daß sie nicht nur große Fortschritte gemacht, besonders da sie seine Rathschläge benutzt hätte, sondern daß es ihm auch ungemein leid wäre, ihr nicht mehrere geben zu können. Die Actrice hat uns selbsten diese Anekdote erzählt,

Wenn auch die Runzeln auf dem Angesichte des Marschalls sich vervielfältigten, so verlohr er doch durch sein Alter nicht das mindeste von seiner Liebenswürdigkeit gegen das Frauenzimmer; es nahte sich ihm keine einzige, die nicht von seinem galanten Betragen und seinen angenehmen Antworten bezaubert wurde.

Die Gattin eines Parlamentsraths von Rouen begab sich nach Paris, und von allen Seltenheiten, die sie daselbst zu bewundern glaubte, war der Anblick des Marschalls von Richelieu, von welchem sie schon so viel hatte sprechen hören, für sie die größte Anlockung gewesen. Es war sehr leicht, ihr diesen berühmten Mann im Schauspielhause zu zeigen. Was! — sagte sie — diese Puppe, also dieses runzlichte Gesicht hat bey dem weiblichen Geschlechte so vieles Geschwätze und Laufen verursacht! Lieber Gott, wie vergrößert man doch in der Entfernung die Gegenstände! Da ist schon einer meiner Wünsche sehr eiligst verflogen und getäuscht worden!“

Ob aber gleich unser Held einen so widrigen Eindruck auf sie gemacht hatte, so versicherte man ihr dennoch, daß sein Pallast unzählige Kostbarkeiten in sich schließe, die ihre Blicke auf eine angenehme Art beschäftigen würden; der Tag zum Besehen derselben ward also bestimmt, und ein Bekannter eines von den Secretären des Herzogs nahm die Mühe auf sich, sie mit einer Freundin dahin zu begleiten.

Man führte sie in den obern Zimmern herum, deren Pracht ihre Bewunderung erregte. Als sie hierauf in das Appartement des Marschalls herunter kamen, der so eben ausgegangen war, so erstaunten sie über die in demselben enthaltenen Schönheiten; aber beym Eintritt in ein großes nahe an der Bibliothek gelegenes Cabinet war der erste Gegenstand, der ihren Augen sich darboth, der — Marschall selbsten, der durch eine heimliche Thüre sich ungesehen wieder zurückgeschlichen hatte. Zwar entfernten sich bey seinem Anblicke die Frauenzimmer; allein der Marschall folgte ihnen

nen nach, mit den Worten: „Ich sehe, meine Damen, daß blos die Neugierde, meine Zimmer zu betrachten, hier Ihre Leiterin ist, und doch wünschte ich, ein anderer Beweggrund möchte Sie hieher gebracht haben. Weil Sie sich in meiner Gegenwart geniren, so werde ich mich auch sogleich hinweg begeben; denn ich suchte niemahls den Wünschen der Schönheit einige Hindernisse in den Weg zu stellen. Handeln Sie also ganz frey in meinem Hause, untersuchen Sie alles, ich will Sie nicht länger belästigen und Sie von jedem Zwange befreyen.“ Zu gleicher Zeit öffnete er eine Gartenthüre und verschwand mit der Schnelligkeit eines Jünglings.

„Wahrhaftig! er ist noch ganz entzückend! — rief die Fremde aus — ich sehe wohl, daß er so vielen Personen meines Geschlechts das Köpfchen verrücken mußte, und noch jetzt, wenn er spricht, wird man fast gar nicht gewahr, daß er alt ist.“

Ein andermahl stattete er eine Visite bey einer Marquisin ab, bey welcher er vorher noch nie gewesen war. Sein Läufer täuschte sich und meldete ihn bey einer andern Dame, deren Zimmer gegen über lag. Beim Eintritt sah der Marschall die Irrung, doch grüßte er das Frauenzimmer mit Anstand. „Verzeihen Sie, Madame“ — sagte er — „die Unbesonnenheit meiner Bedienten! Ich wollte ein reitzendes Frauenzimmer besuchen und täuschte mich nur in Ansehung des Nahmens; empfangen Sie hiemit meine Entschuldigungen wegen meines voreiligen Besuchs und glauben Sie zugleich, daß ich nie in meinem Leben den Dank vergessen werde, dem ich dem Zufalle schuldig bin: mir einen so liebenswürdigen Anblick verschafft zu haben.“ Mit diesen Worten ging er hinweg, und ließ diese Dame ganz in Erstaunen zurück, einen Greis noch so galant zu finden. Sie haßte bisher den Herzog von Richelieu wegen seines Prozesses, und wir sind Zeugen, daß sie von diesem Augenblicke an diese Gesinnungen änderte.

Wenn auch immer unser Held der Anbether des schönen Geschlechts war, so betrug er sich nichtsdestoweniger öfters ganz undankbar gegen dasselbe. Zwar hatte er zweifelsohne sehr vieles zu der Erhebung der Frau du Barry beygetragen; aber er war auch zu gleicher Zeit bemüht gewesen, den Credit derselben zur Erfüllung seiner Wünsche zu benutzen. Er war ihr mehrere Erkenntlichkeit schuldig, als sie ihm, weil er nicht die erste Ursache ihres Glücks gewesen war; und doch vergaß er sie, sobald sie sich im Closter befand, ungeachtet er sich für ihren Ritter erklärt hatte, ja er stattete ihr sogar bey ihrer Zurückkehr nach Luciennes kaum einige Besuche ab.

Wenn ihn nicht etwa die Begierde, dem neuen Hofe gefällig zu werden, zur Verlassung dieser Göttin bewog, zu deren Füssen er so vielen Weihrauch verbrannt hatte, so möchte man vielleicht hieraus den Schluß machen, daß er, als Sclave der Zeitumstände, denjenigen, die ihm nicht mehr nützlich seyn konnten, keine Achtung schuldig zu seyn glaubte.

Voltaire's Ankunft verschaffte ihm neue Vergnügungen. Schon lange hatte dieser Patriarch unserer Litteratur die Französische Bühne nicht gesehen, auf welcher seine Theaterwerke so oftmahls Beyfall gefunden hatten. Man gab so eben eines seiner letzten Trauerspiele: Irene, wo man noch die Funken des Genie's wahrnahm, ward mit ungetheiltem und wirklich verdientem Lobe beehrt, und man glaubte, daß ein schon am Rande des Grabes stehender Greis, der gegen ihn erlassenen Befehle ungeachtet, unter seinen Verehrern ohne alle Besorgniß erscheinen und Zeuge seines lezten errungenen Beyfalls werden könnte.

Vor allen bemühte sich aber der Marschall, seinen alten Freund zu besuchen. Sie sprachen bey dieser Gelegenheit von ihren Vergehungen und Thorheiten, und beyde verjüngten sich auf eine Minute lang durch die Zurückerinnerung der Vorzeit. Kurz darauf bereitete man dem Dichter

den schönsten Augenblick seines Lebens, wo er auf dem Nationaltheater gekrönt ward. Denn nicht die Gunst, sondern die Trunkenheit des Publicums erkannt' ihm die Palme zu. Der geliebteste Souverain, der Würdigste diesen ehrenvollen Nahmen zu erlangen, hätte nicht so viele und aufrichtigere Huldigungen bekommen können. Richelieu, welcher den Triumph seines alten Freundes theilte, bezeugte ihm all das Vergnügen, das er über die Aufnahme empfand, mit der ihn das Publicum beehrt hatte, besonders da er glaubte, Voltaire's Seele wäre eben so aufgeblasen, als die seinige; allein wie erstaunte er, als der Dichter die Freude, die sich seiner bemächtigen mußte, selbst zu unterdrücken suchte. Beyde schrieen mehr, als sie sprachen; und wir wollen also diese Unterredung hier mittheilen, weil man dadurch Voltaire's Gesinnungen am besten erkennen lernt.

„Nun, mein lieber Voltaire" — sagte der Marschall — „Sie müssen äußerst zufrieden seyn!"

Sie erdrückten mich beynahe mit ihren Kronen; ich habe eine mehr, als die andern, und dieses ist alles.

„Aber mein Freund, dieses allgemeine Entzücken, diese allgemeine Trunkenheit, mußte Ihnen nicht alles dieß das größte Vergnügen verursachen?"

Nein, Herr Marschall, es ist nur der Triumph des Harlekins in Vergleichung der Ihrigen.

„Was sagen Sie? Wenn ich ja einen kleinen Platz in der Geschichte bekomme, so werden Sie die erste Stelle darinnen einnehmen."

Mit nichten, lieber Herzog! Jener Clement und alle die Sudler seiner Classe — —

„Lieber Voltaire, hier giebts keinen Clement! dieser Tag muß Ihnen beweisen, wie sehr Sie geliebt werden und welche Gerechtigkeit man Ihren Talenten wiederfahren läßt. Haben Sie wohl dieses Gedränge des Volks gesehen, das Ihren Wagen begleitete? Diesen Enthusiasmus, der aus dem Herzen kam und der nicht das Werk der Heucheley

war? Es war nicht blos die Begierde nach Ertheilung des Beyfalls, die uns mit den Händen klatschen ließ; es war ein dringendes Bedürfniß, das bey Ihrem Anblick über uns geboth, der große Mann war es, der uns zu einem so augenscheinlichen Beweise unserer Bewunderung zwang. Genießen Sie, Freund, dieses schönen Augenblicks; er gereicht zu Ihrem Ruhme und zum Lobe der Pariser."

Ich weiß dieß alles zu schätzen, Herr Marschall! Thaten sie aber nicht das nähmliche nach der unglücklichen Belagerung von Calais?

Man sieht hieraus, in welchem Grade dieser wahrhaft außerordentliche Mann, der alle diejenigen, welche die nähmliche Laufbahn betreten wollten, so weit hinter sich zurück ließ, der überall das Licht der Philosophie verbreitete, der mit Unterricht das Angenehme zu verbinden wußte, kurz: der fast in allen Arten der Gelehrsamkeit sich auf die höchste Stufe emporschwang, das Unglück hatte, jeden Augenblick des Genusses zu vergiften, den ihm seine Triumphe verschaffen mußten.

Der Marschall brachte wenige Tage hin, ohne seinen Freund zu besuchen: sie hatten sich so vieles zu sagen, daß ihre Unterredungen fast immer interressant waren. Voltaire ließ unaufhörlich den Verdruß blicken, den er darüber empfand, daß er nicht von dem Hofe verlangt wurde, von dem er eine eben so günstige Aufnahme verdient zu haben glaubte; auch konnt' er sich kaum über den Tod seines le Kains trösten, der an dem Tage seiner Ankunft zur Erde bestattet wurde. Das Trauerspiel ist mit ihm gestorben — sagt er — man muß keines mehr aufführen.

Bekanntlich genoß dieser berühmte Mann nicht lange seines Ruhms und der Herzog von Richelieu glaubte ihm durch Ueberschickung seines präparirten Opiums in das Leben zurück zu rufen; zwar blieb dieses Heilmittel fruchtlos, allein das Publicum glaubte, wie wir schon oben gesagt

sagt haben: er hätte dadurch Voltaire's Lebensende beschleunigt.

Der Marschall war über seinen Verlust so wehmuthsvoll, als nur immer ein Mann von seinem Charakter seyn konnte. Was ihn aber am meisten empörte, war die Weigerung des Pfarrers von St. Sulpicia, seinem Freunde die letzte Ehre zu erweisen. „Er ist" — sagte er — „ein Scheinheiliger (cagot) der wie ein, sein Handwerk nicht verstehender, Mann handelt. Anstatt über Aergerniß zu schreien, und durch Voltaire's Tod selbsten zu bestätigen, daß dieser Recht zu haben glaubte, wenn er so leichtsinnig gegen die Religion schrieb, sollte er im Gegentheil sich auf ihn einschränken, sollte er nur von dem Mädchen von Orleans sprechen und dann öffentlich kund thun, daß der Dichter die größte Resignation bewies, daß er voll Reue und als ein Heiliger dahin starb. Personen von Geist wären gewiß nicht dadurch getäuscht worden; allein die Schwachen — und diese Anzahl ist sehr groß — würden nicht unterlassen haben, über Wunder zu schreien, und den Pfarrer als einen großen Mann zu betrachten, der eine so schöne Bekehrung bewerkstelligte. Im Gegentheil war aber sein Wunsch Rache und nicht die Erfüllung der Religion; aber er wollte die Schwarzröcke (les gens à soutane), die von Voltaire nach der Natur geschildert worden, durch Verweigerung eines Grabes ihre abgeschmackte Komödie fortspielen lassen; er glaubte einen Leichnam bestrafen zu können. Der Priesterhaufen (la sequelle noire) triumphirte. Arme Leute! der Streich war von euch verfehlt worden; ihr war't einem Kinde gleich, welches den Marmor schlagen will, woran es sich den Kopf zerstieß."

Der Herzog von Richelieu declamirte einige Zeit gegen diese Ereigniß; allein, durch seine Vergnügungen zerstreuet, vergaß er bald seines Freundes und des Pfarrers.

Er vernahm, daß man zu Bordeaux eine Kanone auf den Intendanten losgebrannt hätte. Als ein strenger Beob-

achter der Etikette wendete er sich mit seinen Klagen, besonders da er nicht selbsten diesem Mißbrauch abhelfen konnte, an den Marschall von Mouchi; der ihm hierauf zur Antwort gab: „er halte zwar selbsten den geschehenen Kanonenschuß für die zügelloseste Handlung, und würde, im Fall er über das Schloß Trompette zu gebiethen hätte, dem Herrn von Fumel so ziemlich den Kopf waschen; so aber wäre der Schuß auf den Schiffen geschehen, wo jeder Privatmann das Recht hätte, auf ein Kammermädchen feuern zu lassen. Ihr Client Ludwig — setzt' er hinzu — wollte seine Aufwartung machen, um zu dem Bau des Schauspielhauses Geld zu bekommen, und brannte daher seinen Schwärmer gegen den Herrn Intendanten los" (a pétardé en conséquence monseigneur l'intendant.)

Schon lange bat man den Marschall, einige Begebenheiten seines Lebens zu dictiren und dann die Erlaubniß zu geben, sie unter seiner Aufsicht in Ordnung zu bringen; verschiedene Personen bothen sich zur Verabfassung derselben an; allein es entstanden immer neue Schwierigkeiten von seiner Seite. Er vertraute einigen Particuliers unterschiedliche Materialien an, die aber sehr wenig benutzt wurden; alle Nachsuchungen in seinen Papieren sind von geringen Folgen gewesen, weil der Marschall selbsten nichts aufgesetzt hatte. Und die Wahrheit zu sagen, so waren seine Schriften zerstreut, und nur derjenige konnte die obige Bitte erfüllen, welcher die meisten zusammen bringen würde; allein wir versichern das Publicum, daß wir die alleinigen Besitzer der vom Herzoge anerkannten, Manuscripte sind. Er hatte auch zu dem Abbé von Voisenon, den er nach Voltaire, nur den Bischof von Montrouge nannte, gesagt: „Einstens werde ich Ihnen beichten, und ich erlaube Ihnen, meine Beichte zu entdecken. Sie sollen sie beschreiben, mein lieber Abbé, und meine Sünden, durch ihren reitzenden Styl verschönert, werden dem Publicum angenehm seyn." Der Abbé übernahm dieses Amt mit Vergnügen und begab sich verschiedene Mahle zu dem Marschall von Richelieu, der aber

weil

weil er mit unzählig vielen Dingen beschäftigt war, sein Versprechen zu halten unterließ.

Indeß fand er sich mitten unter seinen Vergnügungen bisweilen verlassen und einsam; er hatte oft von einer Wiedervermählung gesprochen, und es war die Rede von der Präsidentin Portail gewesen. Hierauf wollt' er sogar eine junge Teutsche Prinzessin zur Gemahlin wählen; aber alle diese Entwürfe verschwanden in baldem wieder. Doch was er bey dieser letzten Ehe für das Sonderbarste hielt, war die Vollziehung dreyer Heirathen unter drey verschiedenen Regierungen; denn er liebte immer das Auffallende.

Eine sehr schwere Krankheit bestimmte ihn zuletzt, eine Gefährtin zu wählen, die über die Erhaltung seines Lebens wachen sollte. Eine Unverdaulichkeit brachte ihn dem Grabe nah; schon glaubte man seinen letzten Augenblick zu sehen. Ein Mann stieg zu Pferd und eilte mit verhängtem Zügel, um seinem Sohne, der auf der Ebene von Gennevilliers jagte, diese Bothschaft zu bringen, dessen Freunde ihn schon als einen neuen Erben betrachteten, und der Herzog flog daher zu seinem Vater hin, um die letzten Seufzer desselben aufzunehmen. Er fand ihn ohne Bewußtseyn, blaß, entstellt und mit veränderten Gesichtszügen; er rief ihn vergebens, der Marschall gab beynahe nicht das geringste Lebenszeichen von sich. Dieses herzzerreißende Schauspiel vermochte der Sohn nicht zu ertragen, er begab sich also zu seinem Schwager, dem Grafen von Egmont, um da so lange zu warten, bis sein Vater gestorben wäre. Ob gleich angstvoll über den Schlag, der ihn bedrohte, so konnt' er sich doch keineswegs enthalten, das ihn erwartende unermeßliche Vermögen zu berechnen, und wider Willen verdrängten diese Ideen von Glück ein wenig den Kummer, worinn er versunken war. Er harrte also von einem Augenblick zu dem andern auf die traurige Todesnachricht; doch der Himmel, der sich über seinen Schmerz erbarmte, schenkte die

sem zärtlichen Vater das Leben wieder: man meldete ihm, daß sich derselbe viel besser befände, er ging deßwegen sogleich hin, aber das erste Wort des Marschalls war: „ich „bin noch nicht tod, du wirst für dieses Mahl deine „Erbschaft nicht antreten.“

Als der Herzog von Richelieu das Bewußtseyn wieder erlangt hatte, so wurde ihm der Besuch des Ducs de Fronsac hinterbracht, und weil sich unter den Anwesenden verschiedene Personen befanden, welche diesem letztern nicht allzusehr geneigt waren, so gaben sie dem Vater zu verstehen, daß derselbe mit aller Habsucht eines Erben erschienen wäre, welches den Alten dergestalt kränkte, daß er sich Zwang anthat, gleich des andern Tags seinen Besuch wieder in Paris abzustatten.

Gewöhnlich begab er sich zu Frau von Rothe, der Wittwe eines irrländischen Obristen, die in den Thuillerien wohnte. Wiewohl sie sehr hoch logirt war, so schreckte dieses doch nicht den Herzog von Richelieu, der ungemein viel Vergnügen daran fand, die Freundschaft in diesem hohen Aufenthalte aufzusuchen. Der ihm so eben widerfahrne Zufall ließ ihn mehr als jemahls das Bedürfniß eines gefälligen Weibes empfinden, das ihn in seinem Alter pflegen könnte; er sah in dieser Dame das ihm nothwendige Geschöpf, und deßhalb trug er ihr auch in baldem seine Hand an.

Frau von Rothe glaubte dieses Glück unserm Helden nicht verweigern, noch die Ruhe ihrer einsamen Lebensart der ihr dargebothenen glanzvollen Existenz vorziehen zu dürfen, besonders da ihr dadurch das Vergnügen zu Theil ward, die Gemahlin eines Pairs und des Aeltesten unter den Marschällen von Frankreich — denn so eben hatte der Herzog von Richelieu das Tribunal bekommen — zu heißen. Die Vermählung wurde daher beschlossen, und sogleich eilte der Marschall mit dieser Nachricht zu seinem Sohne hin.

Diese Bothschaft schien den letztern zu überraschen; er glaubte, sein Vater wollte sich nur einen kleinen Scherz erlauben. Allein der Marschall versicherte ihm, eine Wahl getroffen zu haben, welche die Freude seines Alters ausmachen würde; ja, er fügte sogar hinzu: er habe sich nach seinem eignen Gutdünken verheirathet, und der Duc von Fronsac könne es eben so machen; überdieß dürfe derselbe die aus dieser Ehe erzeugten Kinder nicht fürchten, denn wenn ja ein Sohn gebohren würde, so hätte er ihn zu einen Cardinal bestimmt und dieses brächte bekanntlich einer Familie nicht den mindesten Nachtheil.

Die Hochzeit wurde zur größten Zufriedenheit des Marschalls und der Frau von Rothe vollzogen, und der vier und achtzig jährige Bräutigam betrug sich an diesem Tage weit besser, als er es einstens bey seiner ersten Gemahlin gethan hatte, ob er gleich damahls nur sechzehn Jahr alt war.

Zwanzigstes und letztes Kapitel.

Der Marschall beschäftigt sich ganz mit dem Tribunal und der Komödie. Er verrichtet dieses Jahr seinen Hofdienst. Einige Zeit hindurch ist er der einzige Obristkammerherr, der im Stande ist, sein Amt zu bekleiden. Er ist seiner letzten Gemahlin ungetreu. Eine ehemahlige Mâtresse von ihm setzt ihn zum Universalerben ein. Streitigkeiten mit den Herren von Noe und Arthur. Der Marschall verlichrt den Verstand. Man nimmt ihm das Tribunal. Er stirbt.

Seit der Vermählung des Herzogs von Richelieu, nahm dessen Haus eine ganz andere Gestalt an. Jener Strom von willfährigen Mädchen verschwand daselbst; nur die Schauspielerinnen hatten das Recht, sich ihrem Vorgesetzten zu nahen, und die noch über ihren neuen Stand erstaunte Marschallin wurde die Vermittlerin der von ihm bewilligten Gnadenbezeugungen. Die komische Oper, dieses von der Italienischen Komödie aufgenommene Kind, das, nachdem es vorher von Markt zu Markt, von Bude zu Bude gelaufen war, eine fixe Existenz erhalten hatte, verdrängte eben seine Mutter, um sich mit einer neuen Französischen Komödie zu vereinigen. Ganz Paris wünschte eine zweyte Truppe, und unterstützte anfangs die ersten Versuche derjenigen, die sich auf dem Italienischen Theater etablirt hatte. Allein die Subjecte waren so übel gewählt, daß das immer wenig berathene Publicum bald einer Schauspielgattung überdrüßig ward, die es gerne mit der Oper verbunden gesehen hätte, wenn sie besser wäre unterstützt worden.

Die Komödianten, voll sicherer Hoffnung, unter einem Aufseher, der keinem artigen Frauenzimmer etwas verweigern konnte, die Meister zu spielen, verabfaßten nach ihrem eigenen Gefallen verschiedene Verordnungen, welche der

Mar-

Marschall unterzeichnete, gleich als ob sie die seinigen gewesen wären. Die bey der Schatulle angestellten Rentmeister (les intendans des menus), mächtiger als die Oberstkammerherren, die sich nach ihrer Laune richten mußten, unterstützten diese unbilligen Reglemens, welche ihre Mätressen und Clientinnen begünstigten. Nur die Schriftsteller allein, wiewohl man auch ihren Vortheil in Anschlag brachte, wurden nicht zu Rathe gezogen, und mußten sich also unter ganz unbekannte Gesetze schmiegen.

Vergebens stellten sie vor: die Gelehrten, die für das Theater arbeiteten, hielten schlechterdings dasselbe aufrecht, weil man, ohne einigen Fond zu haben, beständig neue Stücke bedürfte; indeß bekämen alle Schriftsteller zusammen kaum für ihre Arbeit soviel, als drey Schauspieler ihrer Seits zögen; sie hätten keinen Antheil an den kleinen Logen, welche ungefähr des Jahrs über 400,000 Livres abwürfen, und es wäre also äußerst billig, daß sie mit den Komödianten, die durch sie ein glänzendes Leben führen könnten, und von denen doch die Meisten Schulden hätten, einerley Rechte bekämen.

Allein ihre Stimme verhallte, wie in der Wüste; sie hatten keine Weiber, die zu Unterstützung ihrer Bitten sich als Deputirte konnten gebrauchen lassen: ihr Endurtheil ward also gefällt und — vollzogen. Sie wurden mit einer doppelten Lectüre belästigt, welche dieses Theater zu fordern sich das alleinige Recht anmaßte, mit der Unanständigkeit, womit diese Forderungen geschahen, mit den Zänkereyen in Ansehung der Vertheilungen und Wiederhohlungen, und endlich mit dem ungerechten Antheil des Ertrags, den sie für ihre Mühe erhielten, eines Antheils, der, ohne vorher gegangene Berechnung der täglichen Einnahme und Ausgabe, durch einen Controleur auf einen Wisch (chiffon de papier) geschrieben wurde. Wenn aber ja durch Zufall ein mehr als die andern gemißhandelter Schriftsteller mit seinen Klagen zum Marschalle kam, so pflegte dieser immer zu antworten:

„Was

„Was wollen Sie? diese Leute sind nicht reich; sie ha„ben dieses Jahr auf ihren Antheil nur 80,000 Livres „bekommen," und der Autor war also genöthigt, weil er es wußte, sich mit dem Wunsche zu entfernen: daß dieser Antheil sich auf 100,000 Livres belaufen möchte, um selbst einige Früchte von seinen Arbeiten einzuerndten.

Ueberdieß ward jeder Schriftsteller, der sich zu heftig beklagte, durch einen ehemahligen Italienischen Schauspieler abgewiesen, welcher nicht nur die Geschicklichkeit besessen hatte, der allgemeinen Verbannung zu entgehen, sondern der auch Komödiant geblieben war, ohne es wirklich zu seyn, weil er nicht mehr auf der Bühne erschien, und der, mit seiner Nutzlosigkeit bekannt, sich durch seine Intriken nothwendig zu machen wußte. Noch mehr Italiener, als die Andern, geschmeidig und kriechend, so bald er solches bedurfte, war er aus Mitleid beybehalten worden, und wurde ein förmlicher Despot, als er sich von seinem Direktor unterstützt glaubte. Dieser listige Mensch kannte die schwache Seite des Marschalls; er erzählte ihm täglich die unflätigen Anekdoten der Komödie, was diese und jene Actrice gethan hätte, und sogar die Schlüsse der Versammlung; und der Alte, der immer ein Freund von verliebten Abenteuern war, empfand bey den Erzählungen dieses Pickelhärings (baladin) so vieles Vergnügen, daß ihm derselbe schlechterdings wesentlich und alle Morgen eben so nothwendig wurde, als der Thee, dessen sich unser Held seit langer Zeit unausgesetzt zu bedienen pflegte. Man kann sich also leicht vorstellen, daß ein solcher Agent immer Recht hatte, und vor diesem ehrwürdigen Idol mußte sich jeder Schriftsteller beugen, wenn sein Stück sollte gegeben werden *).

Un-

*) Dieser Exschauspieler, von einem Anhänger des Herzogs von Fronsac unterstützt, soll sich vermittelst einiger Thaler, Gastereyen und Komödienbillette, die nähmliche Herrschaft über den Duc verschaft und dabey die nähmlichen Kunstgriffe, wie bey seinem Vater, gebraucht haben. Ja, man versichert sogar, daß der angeführte Her-

Ungeachtet der wichtigen Beschäftigungen der italienischen Komödie, verabsäumte doch keineswegs der Marschall die Angelegenheiten des Tribunals. Auf der einen Seite fand er Vergnügen, und auf der Andern Gelegenheit, seinen Hang nach Luxus und äußerlicher Pracht zu befriedigen. Anfangs suchte er mit der größten Prahlerey alle, seinem Range gebührenden, Ehrenbezeugungen zu erlangen; es schmeichelte seiner Eigenliebe, einen neuen Hof wieder bey sich erscheinen zu sehen, und er glaubte noch immer in jenen glücklichen Zeiten zu leben, wo alles seiner Eitelkeit Genüge zu leisten bemüht war.

Immer prachtliebend, hielt er einen ansehnlichen Hofstaat; und vielleicht kann man seiner neuen Gemahlin den gegründeten Vorwurf machen, keine Einwendungen dagegen sich erlaubt zu haben, daß bloß die Tafel jährlich mehr als 100,000 Livres kostete. Die übrigen Ausgaben standen mit den Tafelgeldern in Verhältniß. Er hätte vielmehr diejenigen Gläubiger, denen er schon lange her schuldig war, bezahlen sollen; denn es wäre sehr leicht gewesen, in acht Jahren eine Million Schulden abzutragen, und statt die Klagen eben dieser Gläubiger anzuhören, würde die Marschallin gegenwärtig das Glück genießen: dieselben zufrieden und bezahlt zu sehen. Unser Held hatte über 450,000 Livres jährliche Einkünfte. Wenn er nun 50,000 Thaler davon zu

Herzog und Pair von Frankreich 2000 Thaler aus der Börse dieses Harlekins erhalten habe, der sich auch deßwegen rühmte, denselben nach Gefallen lenken zu können. Was soll man nun von einem solchen Director erwarten? Wir kennen noch viele Personen, die äußerst erstaunt sind, noch jetzt Oberstkammerherren und Schatullrentmeister in einer Loge figuriren zu sehen, die sie nicht bezahlen, und zwar in der Eigenschaft der Aufseher über die Schauspiele, sie, deren vorige Administration so schlimm beschaffen war. Auch sagt man, daß sie noch immer Billette austheilen; gleich als ob sie noch gegenwärtig bey den Comödien die Direction hätten. Und dieses scheint freylich der neuen Ordnung der Dinge zu widersprechen.

zu einem so geheiligten Gegenstande zurückgelegt hätte, so wäre ihm noch ein ziemlich ansehnliches Einkommen übrig geblieben, um auf die glanzvollste Weise leben zu können, und seine alten Diener würden nicht die grausame Ungewißheit erfahren, die ihnen vermachte Legate zu erhalten.

Der Herzog von Richelieu, der vermöge der Angelegenheiten des Tribunals mit allen Ministern in Verbindung stand, begab sich sehr oft nach Versailles, und hatte sogar Gelegenheit, daselbst nützlich zu werden. Er war nicht mehr jener vom Hofe verbannte Höfling, sondern wurde wie ein außerordentlicher Mann betrachtet, der allen Schwachheiten des Alters Trotz both. Er trat sein Dienstjahr an, und theilte mit seiner Gemahlin alle Vortheile seiner Stelle, empfing die Minister, stattete bey ihnen seine Besuche ab, und konnte sich noch in die Zeit der Regierung des verstorbenen Königs, zufolge des Credits, den er genoß, versetzt glauben. Ludwig XVI kam ihm mit Güte zuvor und erinnerte sich bisweilen, daß wenn dieser Greiß auch Fehler begangen hätte, es doch wenige Höflinge gäbe, die in Rücksicht seiner guten Handlungen mit ihm zu vergleichen wären.

In der Folge, als der Marschall immer unvermögender ward, so bezeigte der König so viele Nachsicht gegen ihn, daß er ihm sogar nicht befahl: einen jungen Hof zu verlassen, der nicht mehr für sein Alter geschaffen war. Freylich gaben dieß einige vorübergehende Launen zu verstehen; allein Richelieu, der sich immer mit etwas befassen wollte, achtete nicht im geringsten dieser kleinen Unannehmlichkeiten. Selbst die Beschaffenheit seines Dienstes sollte ihn zur Entsagung desselben bewegen; er sollte schon lange seine Rolle ausgespielt haben (il faut être long tems de bout); doch das Vergnügen, das er zweifelsohne darüber empfand, um den Monarchen seyn zu können, verhinderte ihn entweder, die Schwachheit seines Körpers zu merken, oder ließ ihm solche ertragen.

Manchmahl aber mußten ihn die Beschwerlichkeiten ermüden. Denn als er eines Abends, nach der gewöhnlichen Sitte, dem Könige den Schlafrock überreichte, da wurden ihn Seine Majestät, die so eben in ein Jagdgespräch verwickelt waren, nicht gewahr, sondern gingen auf die andere Seite des Zimmers, um mit einem Jäger zu schwatzen. Der Marschall folgte mit ausgestreckten Armen und wankenden Schritten; allein der König, mit dem Gegenstande seiner Unterredung beschäftigt, ging an seinen vorigen Ort wieder zurück. Richelieu, noch immer den Schlafrock in Händen, trippelte aufs Neue seinem Gebiether nach, der, ohne ihn zu sehen, noch einige Mahle im Zimmer auf und ab ging; und diese Scene, die, wenn man sie mit einer Comödie vergleichen darf, Hektors Rolle in dem Spieler vollkommen ähnlich ist, dauerte einige Minuten lang, war aber doch nicht hinreichend genug, um den Marschall zu bewegen, der Ehre zu entsagen, dem Könige ein Hemd und einen Huth darreichen zu dürfen.

Er war noch stolz darauf, wenn er zu dem Monarchen gerufen wurde, weil alle seine Kameraden krank waren. Nur er befand sich, seines Alters ungeachter, im Stande: ihre Dienste zu versehen. Sein Sohn lag im Bette, vom Podagra und von Langweile geplagt; er besuchte ihn zu gleicher Zeit und fand es sehr sonderbar, daß schon ein junger Mann den Uebeln des hinfälligen Alters unterworfen wäre. Er sprach ihm Muth ein und sagte, daß, wenn er das Podagra an einem Fusse habe, er sicher auf dem andern stünde, und um ihm dieses zu beweisen, blieb er über eine Minute lang auf einem Beine stehen. Der Herzog von Fronsac hatte keine solche großen Schmerzen, daß er nicht durch diese schöne Erfahrung überzeugt werden mußte: es wäre noch an keine Erbschaft zu denken.

Der Marschall begab sich einstens zu dem Herrn von Maurepas, um mit ihm von Theatereinrichtungen zu sprechen, und weil dieser Minister seine Aufmerksamkeit eben so

gerne auf angenehme Gegenstände verwandte, als auf die Angelegenheiten des Staats, so ward unser Held mit der größten Gefälligkeit aufgenommen. Als Oberstkammerherr suchte er diejenigen Stücke aufführen zu lassen, die nach seinem Geschmacke waren, und er erhielt manche Gunstbezeugung für seine gefällige Bemühung. Einstens war sogar die Rede davon, ein Abendgastmahl mit Mademoiselle Contat anzustellen, die in verschiedenen Rollen, und besonders in den verliebten Thorheiten große Sensation bey Hofe gemacht hatte; Herr von Maurepas schien von ihr bezaubert zu seyn, und man suchte durch die Bezahlung der ziemlich zahlreichen Schulden dieser Actrice, die nicht begrif, wie man mit einem Gehalt von 30,000 Livres leben könnte, den Roman zu endigen. Doch fand der Minister diese Schulden viel zu hoch, oder fühlte doch wenigstens nicht Liebe genug, um solche abzutragen, bis sich in kurzem darauf der Graf von Artois damit befaßte.

Der Herzog von Richelieu war zu Hause von seiner Gemahlin beherrscht, deren Sorgfalt für ihn er nicht genugsam erkennen konnte. Die scharfsichtigste Hofmeisterin hätte ihre Aufmerksamkeit nicht weiter treiben können; sie entfernte sogar die Fliegen, die ihren Gatten zu quälen vermochten, gebrauchte alle nur mögliche Vorsicht, ihm jede Gelegenheit zu rauben, sich seinem alten Hange, diesem so oft befriedigten Hange zum weiblichen Geschlechte, zu überlassen. Denn sie fürchtete mit Recht, daß er durch Schwächung seiner Kräfte das Ende seiner Laufbahn beschleunigen möchte, und sah es sehr wohl ein, daß, wenn sie diesen Freund verlöhre, all der Glanz, mit dem er umgeben war, auf sie zurück zu prallen aufhören würde.

Indeß fand aber ihr alter Gemahl nichts destoweniger Mittel, um ihre besorgliche Wachsamkeit zu täuschen. Wiewohl die Marschallin fast immer Zeugin der Audienzen war, die er den Schauspielerinnen ertheilte, so wußte er dennoch

die

die kleinsten günstigen Augenblicke zu benutzen, und sie konnte daher das Schicksal seiner beyden ersten Gemahlinnen nicht vermeiden. Er schützte nähmlich immer einige Geschäfte vor, um nur allein auszugehen und seine verliebten Besuche abzustatten.

Er hatte verschiedene Briefe von einem Frauenzimmer erhalten, das in der Gassenecke (carrefour) bey dem Italienischen Schauspielhause wohnte. Dieses war eine junge Schönheit, zwar weder eine Vestalin, noch ein gänzliches Freudenmädchen, die, nachdem sie ihm, in Betreff der Beförderung eines ihrer Anverwandten, der bey dem Gerichte der Marschälle von Frankreich (connétablie) *) angestellt war, geschrieben hatte, von ihm eine Zusammenkunft verlangte. Besonders machte ihr letzter Brief, der mit den angenehmsten Wendungen erfüllt war, den Marschall außerordentlich neugierig nach dem Gegenstande, der seine Güte in Anspruch nahm. Er übertrug einem vertrauten Bedienten, Nahmens Quosimo, das Geschäft, dieser Dame eine Antwort zu bringen, zugleich aber zu untersuchen, ob sie artig wäre, und in diesem Falle ihm auf den folgenden Tag bey ihr anzumelden.

Der Bericht fiel sehr günstig aus; Herr von Richelieu verließ um die festgesetzte Stunde seine Wohnung unter dem Vorwande: eine Visite bey dem Marschall von Biron abzustatten, mit welchem er damahls in Streit lag, weil derselbe als Oberster der Garde Françoise vor allen Schauspielhäusern seinem Wagen eine ausgezeichnete Stelle anwieß, der Karosse des Oberstkammerherrn hingegen keine einräumen wollte. Doch diese Affäre beunruhigte keineswegs in diesem

*) Connétablie oder connétablerie, hieß sonsten das hohe Gericht des Connetable, Reichsmarschallamt, zu unsern Zeiten, das Tribunal der Marschälle von Frankreich, wo die Streitigkeiten des Adels in Ehrenpuncten, die Verbrechen der Soldaten u. s. w. entschieden oder bestraft wurden. Anmerk. des Uebers.

Augenblicke unsern Helden, der sich zu der ihn erwartenden Dame bringen ließ.

Hier sah er, daß ihn sein Bedienter nicht im mindesten getäuscht habe, denn er fand eine junge zwanzigjährige Blondine, die mit dem herrlichsten Wuchse die schönsten Augen und den zierlichsten Mund vereinigte; kurz: alles lud bey ihrem Anblick zum Genusse der Liebe ein, und der Marschall, der damahls schon über 86 Jahre alt war, fühlte mit Recht, daß er sich bey ihr wieder verjüngen könnte. Er versprach ihr die Beförderung ihres Anverwandten, mit der Versicherung: er habe noch nie einer reitzenden Person etwas verweigert, zugleich aber bath er sie, mit einem ehrlichen Alten Mitleid zu haben, der sie nicht bewundern könnte, ohne seinen Frühling wieder zu finden, uud der für Verlangen glühte: den erblickten Reitzen zu huldigen. Die Dame glaubte der Herzog von Richelieu wäre an dergleichen hyperbolische Ausdrücke gewöhnt, und scherzte deshalb mit ihm; allein der Marschall bestand darauf und forderte Gegengefälligkeiten. So in die Enge getrieben, bildete die junge Blondine sich ein, daß sie bey dieser Gelegenheit keine große Gefahr zu laufen hätte, und halb aus Neugierde, halb aus Verlangen, ihre Wünsche befriediget zu sehen, ward sie menschenfreundlicher gegen den ehrlichen Alten, indem sie überzeugt schien: eine so begangene Untreue würde nicht groß seyn. — Allein wie überschwenglich war ihr Erstaunen! Denn vollkommen wurde die Verwandlung; er war ein Jüngling, der sie anbethete, der ihr wiederhohlte Beweise seiner glühenden Liebe gab und sie in Verwunderung und Entzücken über eine so unerwartete Zusammenkunft verließ. Wir haben diese Thatsache aus dem Munde einer ihrer Freundinnen gehört, zu welcher sie sagte: man könnte sich in seinem zwanzigsten Jahre nicht besser, als der Marschall, betragen.

So viel ist gewiß, daß er fast nicht die mindeste Schwachheit des Alters erfuhr; etwas Taubheit, die sich zu gewissen,

sen Zeiten vermehrte, war das alleinige Unrecht der Natur gegen ihn, in den übrigen Fällen aber war er ganz das verzärtelte Kind derselben. Er stieg noch immer zu Pferde, und machte für sein Alter sehr ansehnliche Spatzierritte; denn er ritt zum Mittagsessen nach Conflans, zu dem Erzbischofe von Paris, Herrn von Beaumont, und kam sogar im Galop wieder zurück. Nur ihm war es vorbehalten, bis zu seinem Lebensende außerordentliche Dinge auszuführen. Er stand mit dem Herrn von Beaumont in sehr genauer Verbindung, und dieser kirchliche Fürst, welcher die Schauspieler excommunicirte; der sie zu copuliren verboth, wenn sie nicht dem Theater entsagt hätten, der, um ihnen ein ehrliches Begräbniß zu gewähren, noch auf ihrem Todenbette die Abschwörung ihrer Profession von ihnen verlangte, mit einem Worte: dieser Mann, der immer in Verzückungen gerieth, sobald er des gegen die Schauspieler ausgesprochenen Fluches erwähnte, kam einstens zu seinem Freunde und bath ihn, eine gewisse Person bey der Italienischen Komödie aufzunehmen. Ob gleich der Marschall an alles gewöhnt war, so blieb er dennoch starr beym Anhören dieser Worte; er glaubte, den Herrn Erzbischof nicht recht verstanden zu haben und ließ ihn also seine Bitte wiederhohlen; aber endlich konnte er nicht mehr daran zweifeln, als sich derselbe für Madame la Caille interessirte und die Rechtschaffenheit dieses Frauenzimmers prieß, wenn man auch ihre Talente nicht rühmen könnte. Der Stand des Beschützers, sein apostolischer Eifer, die Sonderbarkeit seines Verlangens, alles bewog den Marschall auf der Stelle, den Befehl zur Aufnahme dieser Actrice zu unterzeichnen, deren Mittelmäßigkeit er aus Neigung zu dem Prälaten gegen das Publicum und die Schauspieler vertheidigte.

Auch war es noch dem Marschalle vorbehalten, der Universalerbe eines Weibes zu werden, die sich noch mit Vergnügen an einige Augenblicke erinnerte, die ihr ehemals von unserm Helden waren zu Theil worden. Diese Dame,

Nahmens Gayac, wohnte zu Compiégne und glaubte sich wahrscheinlicher Weise zu ehren, wenn sie einem großen Herrn, der keine Vermehrung seines Vermögens bedurfte, beynahe 100,000 Livres, ohne die Meublen, vermachte und einen hülflosen Neffen enterbte, der bey einem Handwerksmanne in der Lehre stand.

Der Marschall hatte keine andern Hindernisse, um diesen Nachlaß zu empfangen, als die Beendigung eines Streithandels, der zwischen ihm und seinem Sohne über die Erbschaft entstanden war. Die gute Dame hatte einen Theil ihres Vermögens dem Herzoge von Fronsac vermacht; und dieser, der eben so geschwind, als sein Vater, zu erben verlangte, wollte auf der Stelle in den Genuß treten; er bestand auf die Auslieferung des Legats, und dieser kleine Zwist schloß sich mit einem Vergleich der Advocaten.

Indeß erhob mitten unter diesen Zänkereyen der unglückliche Neffe seine Stimme; er hatte ein Memoire verabfassen lassen, vermöge dessen er ein Gut in Anspruch nahm, daß ihm von Rechtswegen gehören sollte. Er schilderte sein Elend, schilderte sein Bedürfniß in Rücksicht der Unterstützung und streckte die Arme gegen die lachenden Erben aus, die im Ueberflusse schwammen. Aber vergebens! seine Klagen blieben fruchtlos; das Gesetz war wider ihn und die Stimme der Gerechtigkeit und Menschheit wurde nicht gehört. Damahls sollen verschiedene Personen die Meinung geäußert haben: sie würden in Verzweiflung gerathen, große Herren zu seyn, wenn sie so niederträchtige Gesinnungen haben könnten.

Der Prinz Heinrich von Preussen ward bey seiner Ankunft in Paris von dem Marschalle, der sich immer auszuzeichnen suchte, mit einem prächtigen Feste beehrt. Unser Held schwatzte mit ihm von seinen ehemahligen Feldzügen und den dabey begangenen Fehlern, mit einer Geistesgegenwart, die allerdings das Erstaunen des Preußischen Feldherrns erregen mußte. Der Herzog, für welchen der Kö-

nig von Preußen viele Achtung empfand, benutzte alle Gelegenheiten, um mit diesem Souveraine einen Briefwechsel zu unterhalten; er hatte ihm über verschiedene Gegenstände geschrieben, und das Letztemahl empfahl er ihm den Grafen von Chinon, — jetzigen Herzog von Fronsac — der eine Reise nach Teutschland unternahm. Er hatte eine besondere Vorliebe für diesen Enkel. Weil er seine Hinterlassenschaft für weit größer hielt, als sie es wirklich war, so hatte er ihn zu seinem Universalerben eingesetzt; besonders war er über die glücklichen Anlagen, welche derselbe von sich blicken ließ, entzückt, und sagte beständig: Sein Enkel würde jede seiner guten Eigenschaften bekommen, ohne seine Fehler zu besitzen *).

Die Antwort welche der König von Preußen dem Grafen von Chinon gab, beweißt hinlänglich, wie sehr derselbe den Cardinal von Richelieu bewunderte, und eben so die Talente des Marschalls zu schätzen wußte. Er fragte nähmlich den jungen Grafen nach seinem Nahmen, und als ihm dieser sagte, er nenne sich Chinon, da versetzte der Monarch: Wie? Chinon? Ich kenne keinen mit einem solchen Nahmen. Mein Herr, wenn man Richelieu heißt, so darf man seinen Namen gegen keinen andern umtauschen.

*) Der Marschall ward auch in seiner Erwartung nicht getäuscht. Der gegenwärtige Herzog von Fronsac genoß eine sehr gute Erziehung und wurde schon von seiner frühesten Kindheit an von einem rechtschaffenen Lehrer an die Wahrheit gewöhnt: daß Geburth und Reichthum, die einen Unterschied unter den Menschen machen sollten, uns keineswegs das Recht geben, unsere Mitbrüder zu demüthigen und zu tyrannisiren. Alle diejenigen, welche ihn kennen, vermögen seine Rechtschaffenheit zu bezeugen. Er glaubt nicht von der Arbeit befreyt zu seyn, und versteht fünf oder sechs Sprachen vollkommen. Ja, man kann sogar versichern, daß er der Revolution nicht bedurfte, um als ein menschenfreundlicher Mann denken zu lernen, und daß, wenn er gleich die aristocratische Milch in der Familie Richelieu eingesogen, er nichts destoweniger durch Studium den Keim der Tugenden eines Bürgers und Weisen zu entwickeln verstand.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Eitelkeit des Marschalls äußerst befriedigt wurde, als er von dieser Anekdote Nachricht erhielt.

Das Alter schwächte allmählig seine Organen; allein er fühlte bisweilen die Verirrungen seiner Idéen, welches nothwendig die Verwüstungen der Jahre verkünden mußte. Man ward dieses zum ersten Mahl in dem Italienischen Schauspiele gewahr, wo er das Stück: Man denkt nicht immer an alles, von Mesdames la Ruette und Caillean, die sich schon lange vom Theater hinweg begeben hatten, aufgeführt wissen wollte, und doch hörte er bey aller seiner Schwachheit nicht auf, sich noch immer mit jeder Kleinigkeit zu befassen.

Ob er gleich von Bordeaux gänzlich entfernt war, so wollte er doch einen immerwährenden Einfluß daselbst haben. Er hatte die Erlaubniß erhalten, sich wieder dahin begeben zu dürfen, und beschloß fast jeden Frühling, den Schauspielsaal zu besuchen, den er daselbst hatte bauen lassen. Da seine Gemahlin befürchtete: diese Reise möchte für seine Gesundheit schädlich seyn, so suchte sie alle nur mögliche Mittel auf, seinen Plan zu vereiteln; allein der Marschall, der ihn unaufhörlich realisiren wollte, beschäftigte sich wie sonsten mit den Angelegenheiten seines Gouvernements.

Er hatte in Rücksicht des Schauspiels verschiedene Befehle gegeben, und nicht nur den Bürgermeistern und Gerichtsschöppen der Stadt Bordeaux (jurats) in seine Loge zu gehen verbothen, sondern auch dem Pförtner (suisse) auf das Strengste untersagt: niemanden anders, als die bey der Komödie angestellten Personen auf das Theater zu lassen, ja, er wollte sogar, seine gegebenen Verordnungen auf das pünktlichste vollzogen wissen.

Herr von Noé behauptete hingegen: als Maire der Stadt einiges Recht auf das Schauspiel zu haben, und besonders dasjenige zu genießen: dem von den Bordeaurern bezahlten Pförtner Befehle geben zu dürfen. Dem zufolge

ging

ging er mit einigen Magistratspersonen auf das Theater, der Pförtner verweigerte ihm den Eingang; aber der Maire drohte mit Gefängnisstrafe, und drängte sich, alles Widerstandes ungeachtet, dennoch bis zur Bühne hin.

Sogleich ward deshalb bey dem Marschalle geklagt, der jetzt alle seine Kräfte und Geistesgegenwart aufboth, um sich zu rächen, besonders da er sich und seine Gewalt beleidigt hielt. Er ließ nähmlich den Pförtner als eine Schildwache ansehen, die man auf ihrem Posten beschimpft hätte, und glaubte daher, auf eine militärische Weise mit dem Herrn von Noé verfahren zu müssen. Als Präsident des Tribunals ließ er ihn vorfordern, um von seinem Betragen Red und Antwort zu geben. Herr von Noé, überzeugt, daß es nur eine Policeyangelegenheit wäre, weigerte sich, zu gehorchen, und schrieb deswegen an den Minister.

Dieser Streithandel ward bey dem Conseil, das meistens aus Personen bestand, denen der Marschall unterschiedliche Dienste geleistet hatte, oder die sich ihm verbindlich machen wollten, anhängig gemacht, und das Tribunal bekam also aufs neue den Auftrag, die bemeldete Streitigkeit zu entscheiden. Da befand sich nun Herr von Noé in den Händen seines Gegners, der sich seines ganzen Ansehens bediente, um ihn zu strafen; es galt jetzt die Sättigung der Rache und der Marschall war — thätig. Nach Verlauf der gerichtlichen Frist (à l'expiration des délais) erschien Herr von Noé vor seinen Richtern nicht; alle Maréchausséen erhielten den strengsten Befehl, ihn überall, wo er sich antreffen liese, zu verhaften, und ihn in Ketten und Banden nach Paris zu bringen. Er war also gezwungen auf seine Rettung bedacht zu seyn, auszuwandern und nicht eher wieder in seinem Vaterlande zu erscheinen, als bis nach dem Absterben seines Verfolgers.

Arthur, durch seine Papiermanufactur bekannt, hatte von dem Herrn von Angivilliers einen Strich Landes auf dem Boulevard gekauft. Weil er nun völlige Freyheit zu

haben glaubte, mit einer ihm zugehörigen Sache schalten zu dürfen, so ließ er dasjenige Haus bauen, welches man den sogenannten Pavillon von Hannover gegenüber erblickt. Der Marschall sah auf einem Spatziergange die Aufführung dieses Gebäudes; sein Credit war immer so groß gewesen, daß er alle diejenigen, die von dieser Seite seine Aussicht einschränken wollten, davon zurückhalten konnte, wiewohl die Wahrheit zu sagen, dieses Gebäude ihn im mindesten nicht genirte. Allein er fand sich außerordentlich dadurch beleidigt, daß man auf der andern Seite der Straße, und zwar ohne seine Erlaubniß, bauen liese, besonders da er von dem Herzoge von Autin die Ansprüche zu haben wähnte, die er auch, ohne durch das neue Haus incommodirt zu werden, geltend zu machen Willens war.

Die Leute dieser Art hatten immer Personen auf ihrer Seite, die immer ihre Willensmeinungen — sie mochten auch seyn wie sie wollten — ohne irgend eine Vorstellung dagegen zu machen, auszuführen bemüht waren. Auf die Vorladung des bemeldten Arthur's erwiederte dieser: Herr von Angivilliers habe ihm einen, dem Könige zugehörigen, Strich Landes verkauft; er könne also wahrscheinlicher Weise machen, was er wolle; überdieß brächte dieses Gebäude dem Herzoge von Richelieu nicht den mindesten Schaden, und es wäre also sehr billig, mit den Arbeiten nicht *) inne halten zu lassen, deren Verzögerung seiner Manufactur zu unsäglichem Nachtheile gereichen könne.

Richelieu aber sah in ihm nur einen Mann, der ihm zu widerstreben wagte. Seine Organen schienen von neuem auf-

*) Im Originale: et qu'il est trop juste pour faire suspendre des travaux dont le retard peut causer beaucoup de tort à sa manufacture, Wahrscheinlicher Weise ist aber entweder durch Versehen des Verfassers oder des Setzers ne — pas ausgelassen worden, ohne welches diese Stelle schlechterdings keinen Sinn zu haben scheint. Anmerk. des Uebers.

aufzuleben, und ohne durch den Gedanken an das Unheil, das er zu begehen bereit stand, zurückgehalten zu werden, machte er diese Affäre bey dem Staatsrathe anhängig. Denn er konnte sich die sicherste Hoffnung machen, Freunde zu finden, die Herren von Vergennes und Bertin waren an ihn verkauft, und somit mußte seine Streitsache schlechterdings günstig für ihn ausfallen.

Während dieser Zeit wurde mit Arthur's Arbeiten inne gehalten; anderthalb Jahre verflossen, ohne daß er den Marschall erweichen konnte. Er ließ mit ihm durch alle diejenigen sprechen, die einiges Ansehen bey ihm zu haben schienen, schlug ihm Vergleichungspuncte vor, bewieß, daß er ihm das größte Unrecht thäte: allein der alte Richelieu blieb unerbittlich, er forderte eine ansehnliche Geldsumme und wollte es auf ein Entscheidungsurtheil in dieser Sache ankommen lassen, weil er wußte, daß solches günstig für ihn ausfallen würde.

Er betrog sich auch nicht. Das Conseil, der Obergewalt und den Großen immer ergeben, sprach zu Gunsten des Aeltesten der Marschälle von Frankreich, der mit einem Papierhändler in Proceß verwickelt war. Zwar schrie das Publicum; was war aber damahls das Publicum? — Kurz: der trostlose Arthur, der sein Mißvergnügen noch nicht erkennen zu geben wagte, der seine gerechten Klagen in seinem Herzen verschloß, nahm jetzt von neuem zu allen Freunden des Marschalls seine Zuflucht, und bath um ihre Vermittlung. Endlich gelang es ihm, den Herzog von Richelieu überzeugen zu lassen: er würde das Mährchen von Paris werden, wenn er noch fortführe, einen so bekannten Unternehmer zu verfolgen; die Furcht also, die Pasquille und Satyren wieder erscheinen zu sehen, welche der Proceß der Frau von St. Vincent hervorgebracht hatte, war der alleinige Beweggrund, welcher ihn antrieb, in einen Vergleich zu willigen. Arthur war aber nichts desstoweniger das Schlachtopfer seiner allzunahen Nachbarschaft mit einem großen Herrn.

Der Marschall von Richelieu, der seine moralischen Fähigkeiten zusammennahm, um Despot zu seyn, besaß nicht mehr die nähmlichen Kräfte, wenn man ihm vorschlug, verschiedenen Mißbräuchen abzuhelfen. Er wußte, daß man bisweilen bey ihm die Gefälligkeiten, die er bewilligte, verkaufte, und beunruhigte sich deswegen nicht mehr. Es liefen beständig Klagen über die Administration des Italienischen Schauspiels ein, und er versetzte mit Lächeln; daß es mit der Französischen Komödie noch schlimmer aussähe und am schlimmsten aussehen würde, wenn sein Sohn die Aufsicht über das Theater bekäme. Er vertraute seiner Gemahlin diejenigen Vorfälle an, die sie zu verstehen glaubte, und so bekamen die Sachen mit jedem Tage eine üblere Richtung. Das Publicum mußte gewöhnlich solche Subjecte annehmen, die bloß die Gunst des Oberstkammerherrens besaßen. Die Talente kamen wenig oder gar nicht in Anschlag, nur die Intriken allein waren eines glücklichen Erfolgs gewiß. Die Hauptacteurs spielten, wenn sie nur wollten, und sagten ganz übermüthig, verlegt das Schauspiel auf Morgen, weil ich auf das Land gehe, wo mich eine Jagdparthie erwartet. Das Publicum rechnete auf ein angekündigtes Stück, und der Acteur oder die Actrice spottete seiner Erwartung. Die Schriftsteller nahmen die gegebenen Verordungen in Anspruch, und diese Verordnungen wurden nur dann befolgt, wenn sie den Schauspielern zuträglich waren. Kurz: man betrachtete die Gelehrten, die doch diesen Leuten den Unterhalt verschafften, bloß als Aufwärter bey dem Theater (garçons de théâtre); denn oft hörte man die Komödianten sagen: worüber beklagt sich denn dieser oder jener Verfasser? Er handelt als ein Undankbarer, denn wir haben ihm ja erst vor einem Monath zwanzig Thaler verdient. Unbegreiflich ist es daher, wie sich noch Dichter für dieses Theater finden konnten.

Dieß waren die Mißbräuche, womit sich der Marschall ergötzte, und die unter der Verwaltung seines Sohnes noch vermehrt wurden, mit einem Worte: welche das Publicum nöthigten, zu verlangen, für sein Geld befriedigt zu werden, und es nicht nur für unschicklich zu halten, daß ein Acteur nach fünf oder sechs Vorstellungen seine Gage verdoppelu ließ, sondern auch zu erklären: ein Schauspieler, der doch nur zu seinem *) Vergnügen bestimmt wäre, dürfe keineswegs nach eigenem Belieben seinen Pflichten entsagen. Zwar wäre es der Billigkeit gemäß, besonders wenn er Talente und eine gute Aufführung besäße, ihm Beweise von Achtung und Wohlwollen zu geben; allein eben diese Billigkeit erforderte es, daß derselbe bestraft würde, wenn er vergessen könnte, daß man ihm deßhalb einzig und allein bezahle, um das Publicum zu vergnügen, welches ohnstreitig das Recht habe: einen Acteur aufzunehmen oder fortzujagen, so wie es befugt wäre: ein Stück zu applaudiren oder auszupfeiffen.

Die Organen des Herzogs von Richelieu wurden endlich so schwach, daß er fast beständige Verirrungen in Rücksicht seiner Sinne empfand; denn er vermochte nicht mehr im Zusammenhange zu sprechen, er war nur eine bewegliche Maschine, die bisweilen etwas Vernünftiges sagte. Sobald sich einige Schwachheiten zeigten, so mußte er spatzieren fahren, und die Bewegung gab ihm eine völlige Gesundheit wieder. Aber bald darauf ward es beschlossen: das Tribunal nicht mehr bey einem Manne zu halten, dessen Verstand in ziemlicher Unordnung wäre. Herr von Duras war der erste, welcher den Vorschlag that: die Präsidentenstelle bey diesem Gerichte einem andern zu übertragen, der Marschall erfuhr dieß, ergrif die Feder, und, geleitet durch ein gebietherisches Gefühl, das ihn auf einen Augenblick wieder erweckte, zeigte er, daß er noch nicht aller Kräfte beraubt wäre

*) Des Publicums.

wäre. Doch dieses war keineswegs hinlänglich, ihm das Tribunal zu lassen, und Herr von Gontades ward also zum Präsidenten ernannt, besonders da Herr von Biron diesen Posten nicht annehmen wollte. Viele Personen behaupteten: die Marschälle von Frankreich hätten sich äußerst lächerlich gemacht, indem sie einen Greisen seiner Würde beraubten, dessen Meinungen nicht den geringsten Einfluß in die Affären hätten, und der nicht so ganz der Vernunft beraubt wäre, um nicht den klugen Vorschlägen der Andern beyzupflichten.

Inzwischen ließ man ihm doch den äußerlichen Glanz; er hatte beständig Wache in seinem Vorzimmer, und wie ein anderer Dandin, der durchaus Richter seyn will, glaubte er täglich, eine Session halten zu dürfen. In solchen Augenblicken erhielt er sein Gedächtniß wieder, sprach nicht nur mit der größten Leichtigkeit, sondern er war auch noch immer liebenswürdig; allein seine Idéen verwirrten sich bald, er sann auf das, was er sagen wollte, und seine Ungeduld offenbahrte sich dabey eben so, wie sein Erstaunen, nicht mehr derjenige zu seyn, der er einstens gewesen war.

Die Natur, die so viel für ihn gethan hatte, bezeichnete endlich den Augenblick seines Hintritts; ein Katharr, den er nicht los zu werden vermochte, stürzte ihn in das Grab hinab, aber glücklich bis zu seinem letzten Hauche fühlte er nicht im geringsten die Schrecknisse des Todes. Er kannte seinen Zustand nicht und hörte auf, die Ruhe seines Lebens zu genießen, ohne den Schmertzen, solches zu verlassen, zu erfahren. Ja, man könnte sogar sagen: die Natur, die bis zu seiner letzten Stunde noch seine Freundin bleiben wollte, habe ihn ausersehen, ihn den Tod des Gerechten sterben zu lassen; sie schien ein Vergnügen daran zu finden, mit ihm diesen Weg einzuschlagen, der uns so sehr erschreckt, ohne daß ihr Liebling solches gewahr wurde, so wie es auch mit seiner Ankunft in die Welt beschaffen gewesen war.

Die für sein ganzes Leben so fürchterliche Weissagung: im März zu sterben, traf nicht ein, weil der Monat August 1788 das Ende seiner Laufbahn war.

Anhang

von Originalbriefen

einiger Frauenzimmer

an den Herzog von Richelieu.

Briefe der Frau von Tencin

Paris, den 18. Junius 1743.

Diesen Morgen meldete ich Ihnen durch einen Brief, den ich auf die Post geben ließ, die richtige Ueberbringung des Ihrigen durch den Courier des Marschalls. Mein Bruder wird Sie und ihn von den Rathschlägen benachrichtigen, die er dem Könige gegeben hat. Sollten sie nicht befolgt werden, so ist es nicht seine Schuld; er hat sich als rechtschaffener Bürger nicht den mindesten Vorwurf zu machen.

Mit Recht sagen Sie, lieber Herzog, daß ich in den Tag hinein plaudere und hinein plaudern würde, wenn ich noch ferner aus dem, was ich gesehen und gelesen habe, sichere Schlüsse ziehen wollte. Freylich könnt' ich mich leicht irren; aber würde Ihnen das, was ich Ihnen meldete, z. B. die Wahl, welche man traf, um nicht betrogen zu werden, die Wahl von * * *, nicht selbsten unglaublich vorkommen, wenn Sie nicht mit dem Terrain bekannt wären?

Mein Bruder ist fest entschlossen, dem Könige zu sagen: wie sehr er in Ansehung der Postbriefe getäuscht werde, vorher aber wird er mit Madame de la Tournelle deßwegen sprechen. Vielleicht wird diese Nachricht dem Fanelle vortheilhaft seyn, ohne welchen man nichts Gutes ausführen kann. Doch müßte man noch immer fortfahren, sich des Beystandes des Poissoneaux zu bedienen. Nach diesem Plane müssen Sie meinen Bruder handeln lassen; ich werde es gewiß fast eben so machen, und zu allem diesem braucht man nur seine Briefe an einen hiesigen vornehmen Mann (à quelqu'un de nom) zu addressiren. Es ist überhaupt nicht nöthig, daß die Briefe genannt werden, wenn man nur voraussetzt, daß sie dem Empfänger bekannt sind.

Weil dieser Brief mit keinem Couriere des Marschalls abgehen wird, so schreibe ich Ihnen nicht so nach Herzenslust, als wenn es auf diesem Wege geschähe; denn ich traue nicht im mindesten den Courieren, die auf Befehl der Minister abgehen. Doch muß ich Ihnen etwas im Vertrauen entdecken, wobey ich Sie aber ersuche, das unverbrüchlichste Stillschweigen zu beobachten, indem ich der Frau du Chatelet keine Verdrüßlichkeiten verursachen will und ich würde ihr sehr viele verursachen, wenn dasjenige, was ich Ihnen jetzt sagen will, durch Jemand verbreitet würde, der es von ihr wissen könnte. Hören Sie also, mein Lieber:

Es ging im Publicum die Sage: Voltaire wäre entweder wirklich verbannt worden, oder er hätte doch wenigstens aus Besorgniß, es zu werden, die Flucht ergriffen; allein die Wahrheit verhält sich also: Amelot und Maurepas schickten ihn nach Preußen, um Friedrichs II Gesinnungen gegen uns auszuspähen. Er soll persönliche Rechenschaft von seiner Commission abstatten, und solches nicht schriftlich thun, aus Furcht: seine Briefe möchten durch den König von Preußen aufgefangen werden, den er, wie die übrigen, überreden soll: er hätte dieses Land aus großem Mißvergnügen gegen die Minister verlassen. Allein, wenn er auch glücklich diese Befehle vollzieht, so würden doch diese Herren sehr angeführt seyn, wenn der König von Preußen erklärte, daß er sich nicht zu ihren Absichten bequemen, sondern bloß die Frau de la Tournelle zu seiner Geschäftsträgerin wählen wollte. Dieß alles vertrau' ich Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit an; man erzählte es mir unter der Bedingung: es niemanden auf der Welt zu sagen. Allein ich glaube nicht im geringsten mein Wort zu brechen, wenn ich es Ihnen entdecke; denn ich mache immer, so bald ich mich zu etwas verbinde, diese stillschweigende Ausnahme und Einschränkung, besonders wenn es Dinge betrifft, deren Wissenschaft Ihnen von einiger Wichtigkeit seyn kann. Madame du Chatelet würde es Ihnen gewiß selbsten gesagt haben,

wenn

wenn Sie sich hier befänden, doch wird sie es deßhalb nicht schreiben wollen, weil sie besorgen muß, ihre Briefe möchten gesehen werden. Sie glaubt: Voltaire wäre verlohren, wenn dieses Geheimniß durch Ihr Versehen ausgeplaudert würde. Sie werden also so gütig seyn und nie thun, als wenn Sie etwas, hauptsächlich aber durch mich, davon erfahren hätten, denn dieses Geheimniß ist beynahe demjenigen in der Comödie gleich. Amelot schrieb auf die listigste Weise verschiedene, mit Gegenzeichen versehene, Briefe an Voltaire; der Secretär des Letztern sagte es, und das Gerücht davon verbreitete sich sogar bis in die Caffeehäuser. Freylich ist es wahr, die Sachen können nur durch ein ganz entgegengesetztes Betragen gelingen; der König von Preußen, weit entfernt, in Voltaire sein Vertrauen zu setzen, würde im Gegentheil äußerst gegen ihn aufgebracht seyn, wenn er entdeckte, daß er betrogen und dieser vorgebliche Verbannter ein Kundschafter wäre, der ihn ausforschen und sein Vertrauen mißbrauchen wollte. Sie werden unmöglich an Voltaire schreiben können, wofern Sie nicht selbsten von Haag aus einen Brief von ihm erhalten haben; denn es wäre sehr gefährlich, an ihn nach Berlin zu schreiben. Der König von Preußen, der wahrscheinlicher Weise mit ihm eben so umgeht, als hier mit ihm umgegangen wird, könnte Ihren Brief zu Gesichte bekommen, wofern Sie nicht einen sichern Weg haben, welches ich mir doch nicht vorstellen kann. Besonders lassen Sie der Frau du Chatelet und Voltaire'n glauben, daß Sie die Sachen durch die kleinen Cabinette, oder durch Jemand erfahren hätten, durch den ich außer allen Verdacht komme. Gestern Abend gab ich der Frau du Chatelet zu verstehen, Sie wären zuerst auf den Gedanken gerathen, Voltaire'n nach Berlin zu senden, hätten den Marschall von Noailles gewonnen, der Anfangs dagegen gewesen wäre, und hätten noch überdieß die Sachen so eingeleitet, daß die Minister keine Schwierigkeit fänden, wenn sie diesen Entwurf dem Könige vorlegten. Die Herren Amelot und Mau-

repas sind die Einzigen, die mit Voltaire'n gesprochen haben; inzwischen glaube ich, daß Orry auch einigen Antheil daran habe, weiß aber nicht gewiß, ob auch Argenson dabey ist. Was meinen Bruder betrifft, so sagte man ihm nicht das geringste davon, ob es gleich wahr ist, daß man ihm solches nicht verläugnete, als er von seinem Bekanntseyn mit der Sache sprach. Maurepas sagte ihm: es geschähe nicht der Unterhandlung wegen, wie Sie sich auch leicht denken können; aber Sie sehen doch hieraus die große Meinung, welche diese Herren von Voltaire'n hegen, und die Belohnung, die er deßhalb erwarten kann. Ich habe noch nicht dieses Zugs bey Madame du Chatelet erwähnt, doch will ich in baldem es thun. Sie glaubt: der König von Preußen würde nicht mit dem kleinen Amelot in Negotiationen sich einlassen. Wie soll man aber dem Könige Nachricht davon geben? Darinnen liegt eben die Schwierigkeit; denn Voltaire correspondirt nur mit Amelot. Sagen Sie mir daher Ihre Meinung über diesen Punct.

Wie groß wäre meine Freude gewesen, lieber Herzog, wenn ich Sie mit den Fahnen hätte ankommen sehen! Ich glaube, ich hätte nie in meinem Leben so vieles Vergnügen empfunden. Für dießmahl wäre es wohl gut gewesen, wenn Sie die Stelle eines Generallieutenants erhalten hätten; doch werden Sie es unfehlbar zu Ende des Feldzugs werden, und Sie haben Recht, daß Sie dazu Ihre Einwilligung versagen, etwas in dieser Sache zu thun. Aber hier ist ein Fall, wo man dieses wohl könnte, wenn nähmlich bey Hofe eine schickliche Stelle erlediget würde; doch bisher fiel nichts dergleichen vor. Herr von Rochechouart befand sich zwar sehr krank; ich vernahm es, wußte aber nicht, wie ich mich verhalten sollte, um Madame de la Tournelle davon zu benachrichtigen. Melden Sie mir doch, ob ich bey ähnlichen Gelegenheiten etwas thun kann oder soll.

Sie dürfen in Ansehung des Marschalls von Noailles nicht getäuscht werden. Hier geht öffentlich die Sage herum:

um: er hätte die Engländer schlagen und ihren Nachtrab zu Grunde richten können, wenn er zwey Tage besser angewendet hätte. Die Minister begünstigen dieses Gerücht, und geben sogar selbsten Gelegenheit dazu. Maurepas vergißt sich dabey nicht; ich weiß, daß man nicht nur in diesem Tone mit Ihrer Cousine, der Herzogin von Aiguillon, gesprochen, sondern daß auch Maurepas die Unverschämtheit hatte, die nähmliche Sprache gegen seine Freunde zu führen. Sie werden meinem Bruder keine größere Gefälligkeit erzeigen können, als wenn Sie ihm wichtige Nachrichten schreiben; er benutzt solche aufs beste. Allein, das Terrain ist jetzt fürwahr sehr unsicher, man weiß nicht, wo man den Fuß hinsetzen soll. Er wird Sie selbsten von seinen Vorschlägen benachrichtigen. In der letzten Session des Staatsraths machte er einen äußerst dummen Streich des Herrn Amelot wieder gut, welchen dieser begangen und den die andern Minister hatten passiren lassen, ob er gleich die verdrüßlichsten Folgen nach sich ziehen konnte. Was werden Sie aber von dem folgenden denken? Der König antwortete keine Sylbe auf die zwey Briefe, welche mein Bruder an ihn geschrieben hatte, wiewohl insbesondere der Letztere einige Höflichkeitsbezeugungen verdiente.

Sie werden sich erinnern, daß die zwey letzten in einer dunkeln Sprache abgefaßten Aufsätze (grimoires) auf Befehl datirt, und daß folglich der Letztere für den Vierten aufgenommen wurde, obgleich der Copist im Anfange derselben ein III gesetzt hatte. Auch müßten wir, wenn wir aufrichtig von dem und dem sprechen wollten, zu seinem Nahmen noch ein Beywort hinzusetzen, wie zum Beyspiel: die arme Frau du Chatelet, und eben so bey den Andern. Maurepas und die übrigen Minister sind immer mehr meinem Bruder entgegen. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, daß sie ihn bey ihren besondern Arbeiten auf alle nur mögliche Weise zu verdrängen suchen. Wie ist aber dem allen abzu-

helfen? Ich sehe weiter keinen andern Ausweg offen, als in der Erfüllung seiner Pflichten fortzufahren.

Wenn der Marschall in allem Ernste vorzurücken wünscht, so wird ihm mein Bruder alle Mittel an die Hand geben, um seinen Zweck erreichen zu können (mon frére le sert sur les deux toîts); er wird morgen noch ausführlicher seine Gesinnungen über diesen Gegenstand sagen. Doch zweifle ich, ob die andern Minister seiner Meinung sind, wofern sie nicht glauben, der Marschall werde sich durch unbesonnene Handlungen selbst entehren; denn Letzterer muß mit seinen Kindern ein für allemahl überzeugt seyn, daß jene Herren ihr möglichstes thun, um einen Mann in übeln Ruf zu bringen, der einen Sitz in dem Conseil hat und mit dem Könige spricht. Herr von Mirepoix fängt an, Credit zu erlangen; er findet Gehör. Der Monarch betrachtet ihn als einen einfältigen Menschen und denkt nicht, daß sich unter dieser Einfalt ein gränzenloser Ehrgeitz verbirgt.

Der König zeigt viele Neigung zur Andächteley. Jemand, der um ihn ist, sagte im Vertrauen zu mir, er wäre ganz überzeugt, daß Ludwig XV in baldem ein Bethbruder würde. In diesem Falle, weg mit Madame de la Tournelle! Sie würde wohl sicher ins Feuer geworfen werden.

Glauben Sie, daß mein Bruder bey wichtigen Angelegenheiten mit seinen sorgfältigen Bemühungen fortfahren soll, ungeachtet der wenigen Aufmerksamkeit, welche der König deßhalb bezeigt? Weil Sie seinen Geschmack und Character und auch meinen Bruder kennen, so vermögen Sie darüber am besten zu entscheiden. Uebrigens thut Chaban Wunderdinge, so wie auch Marville; ich gab ihnen die Instructionen, die Sie mir zuschickten, und beyde bequemen sich ganz vortrefflich dazu. Was sagen Sie aber davon, daß das Geheimniß der Briefe dem Dufort anvertraut wurde? Er entdeckte solches den drey Ministern, und ich glaube, daß sogar Maurepas Secretaire davon unterrichtet sind.

Marville wird dem Könige sagen, was er von den Briefen weiß, und dieses ist nach meiner Meinung das Beste, um ihn zu rechte zu weisen, und seine Blicke auf Janelle'n zu kehren.

Ich zweifle nicht, daß die Engländer hier Geld verbreiten; dieß ist ein sehr wichtiger Punct, welchen der Marschall von Noailles nicht mit Stillschweigen übergehen sollte.

Wenn er die nähmliche Sprache führte, wie Poissoneaux, so glaube ich, daß er sehr gut daran thäte, und Sie sollten ihn selbsten dazu bewegen. Der Abbé sagte eben dieß zur Frau de la Tournelle; nun aber bleibt noch zu wissen übrig, ob sie darauf aufmerksam wurde. Schicken Sie einige Briefe hieher, so wie ich Ihnen gerathen habe, sie sind immer gut, weil sie nichts böses anrichten können.

Sobald die Comödie ohne den Nahmen des Autors gespielt, und unter dem Schutze eines bekannten Mannes seyn wird, so brauchen wir nichts weiter. Ich schicke Ihnen die Antwort auf den Brief, den Sie an mich addressirt hatten. Uebrigens schmeichle ich mir, daß de la Motte sich immer besser befindet. Melden Sie mir doch alles, was Sie davon wissen. Astruc wünscht ihn nach Plombieres abgehen zu sehen; lassen Sie ihn um Gotteswillen dahin gehen, in Rücksicht des Astruc dürfen Sie sich keine Mühe geben. Ihre Complimente sind schon hinreichend durch mich bestellt worden. Rechnen Sie auf die sorgfältigen Bemühungen von seiner Seite, die gewiß Ihren Wünschen entsprechen werden. Meine Gesundheit ist gegenwärtig sehr gut beschaffen; ich habe das Fieber nicht mehr, und, was doch das Wesentlichste ist, das Uebel an der Leber hat aufgehört. Ich umarme Sie, lieber Herzog. Allein ich werde durch zwey einander entgegen gesetzte Empfindungen beunruhigt; ich wünsche, daß es zu einer Schlacht kommen möge, und doch fürchte ich den Tod. Sie wissen, daß ich Sie liebe, aber Sie wissen nicht, in welchem Grade dieses geschieht.

Ich habe Ihnen die Lieder auf der Post geschickt. Der Schatten Ludwigs XIV ist, wie man sagt, voller Schönheiten; allein er erscheint noch nicht.

Versailles, den 22. Junius 1743.

Mein Bruder hätte Ihnen gestern schreiben sollen, lieber Herzog, daß unsere großen freudigen Aussichten von sehr kurzer Dauer gewesen sind. Man glaubte sehr vieles gewonnen zu haben, wenn man den König bewog, einige Veränderungen in Rücksicht der Posten vorzunehmen; allein er macht, wie gewöhnlich, alles verkehrt, und so ist gegenwärtig das Uebel nicht geringer, als es vorher war. Die Postgeheimnisse befinden sich in den Händen dreyer Personen, der Herren Maurepas, Amelot und Orry. Dufort handelt bloß nach ihren Absichten; denn als Pächter hat er alle Ursache, sie zu schonen, so daß also der König nur das zu sehen bekommt, was sie wollen, und er nie von der Wahrheit unterrichtet werden kann. Er müßte einen ihm ergebenen Mann haben, der in keiner Verbindung mit den Ministern stünde, die immer ihren Vortheil darinnen finden werden, nur dasjenige zum Vorschein kommen zu lassen, was ihnen keinen Schaden zu bringen vermag.

Ich weiß nicht, in wie fern dieß Mittel: in die Geheimnisse anderer zu dringen, gebilligt werden kann; nur so viel ist mir bekannt, daß es unter Ludwig XIV aufkam und unter der jetzigen Regierung vervollkommnet wurde; doch sollte es wenigstens, weil man sich seiner bedient, dem Könige zum Nutzen gereichen können, und nicht bloß den Ministern zu ihren Betrügereyen dienen. Man muß, wie ich dafür halte, an Madame de la Tournelle schreiben, damit sie einen Versuch wage, um den Monarchen aus der Gefühllosigkeit zu ziehen, worinnen er sich in Rücksicht der öffentlichen Angelegenheiten befindet. Was mein Bruder ihm darüber hat sagen können, war vergeblich gewesen; es war,

war, wie er Ihnen schon sagte, zu einem Steine geredet. Ich begreife ganz und gar nicht, wie ein Mensch, der Etwas seyn kann, Nichts seyn will. Ein anderer, als Sie, könnte sich keine Vorstellung von der Lage der Dinge machen. Was in seinem Königreiche vorgeht, scheint ihn nichts zu bekümmern; er nimmt an keiner Sache Antheil, in dem Conseil handelt er mit einer gränzenlosen Gleichgültigkeit und bey seinen Privatarbeiten unterschreibt er alles, was ihm *) vorgelegt wird. Es bringt einem wahrhaftig in Verzweiflung, mit einem solchen Menschen zu thun zu haben. Man sieht, daß bey jeder Sache sein fühlloser Geschmack ihn auf diejenige Seite lenkt, wo die wenigsten Schwierigkeiten sind, sollten die Folgen davon auch noch so schlimm seyn.

Der Marschall von Broglio bittet um seine Zurückberufung nach Frankreich; er will einen voreiligen Rückzug nehmen, der alle unsere Entwürfe vereiteln wird, und es scheint, daß Argenson ihn dabey unterstützt, so unbedachtsam auch dieses immer seyn mag, bloß um den Marschall von Belle-Isle, den er aufs unversöhnlichste haßt, einen Streich zu spielen. Dieß muß schlechterdings für ihn die unglücklichsten Folgen haben, und der König sieht dem allen mit kaltem Blute zu. Jeder strebt hier nach der ersten Stelle, besonders Maurepas, so niedrig dieses auch immer ist; aber dergleichen Leute halten sich immer für die Fähigsten.

Man spricht von einem Vergleiche des Kaisers und der Königin von Ungarn, aber man zweifelt, daß solcher zu Stande komme; denn wenn man seinen Vortheil verlohren und eine Sache übel angefangen hat, so kann man auf keine Weise seinen Verbündeten nützen, und wenn man ja alles verkehrt hätte angreiffen wollen, so hätte man seinen End-

*) Im Originale steht durch einen offenbaren Druckfehler ni statt lui.
Anmerk. des Uebers.

zweck nicht besser erreichen können, als es geschehen ist. Argenson scheint jede Gelegenheit zu benutzen, um den Herrn von Belle-Isle zu stürzen.

Man muthmaßt sehr stark, daß unser Freund Maurepas sich dem Englischen Ministerium verkauft habe, weil er zuerst widersprach, als von einer Unternehmung zur See die Rede war. Inzwischen hat er jedoch sehr ansehnliche Summen für die Marine erhalten, die sich keineswegs in dem gehörigen Zustande befindet. Man begnügt sich, es zu sagen, und dieses ist alles.

Der König ist fast beständig um die Frau de la Tournelle, die jedoch keine ausgezeichnete Gunstbezeugung erhält. Sie soll stolz seyn, und eben deßwegen nichts verlangen. Aber sie ist ein Weib, das Seelengröße verkündet, und ich halte es für sie und uns gleich vortheilhaft, wenn sie sich mit meinem Bruder verbinden könnte. Doch nimmt sie keine Parthey, und es ist mir sehr leid, daß Sie nicht immer hier seyn können, um sie zu etwas zu bestimmen.

Die Nachrichten aus Bayern werden, wie Sie selbst wissen, immer trauriger; man begeht überall nichts, als bloße Albernheiten und dumme Streiche: und doch glaube ich, daß man zuletzt so viele begehen werde, daß eine gänzliche Verwirrung in den Affären daraus entstehen muß. Der König soll sogar jede Gelegenheit vermeiden, um von den Vorfällen benachrichtigt zu werden, und gesagt haben: es wäre viel besser, gar nichts zu wissen, als unangenehme Dinge zu erfahren. O ein ganz herrliches kaltes Blut! Ich habe nie so viel gehabt, ob mich dieses gleich weniger betrifft, als ihn. Leben Sie wohl, lieber Herzog, und schicken Sie mir den bewußten Brief, wie ich Sie darum gebethen habe.

Paſſy, den 14. Julius.

Mein Bruder hat beyliegendes Memoire dem Könige überſandt, und Sie werden hieraus ſehen, mein lieber Herzog, wie ſehr er den Frieden wünſcht, weil man ſo wenig glücklich im Kriege iſt. Ich denke eben ſo, wie Sie, daß man noch immer das Haus Oeſterreich demüthigen kann; Sie werden mir aber zugeben, daß der erſte Streich verfehlt wurde. Man komnte einen vortrefflichen Feldzug machen, und Sie ſahen das Reſultat davon. Der Plan des Marſchalls von Belle-Isle war ſehr ſchön entworfen; man wäre gewiß in Wien geweſen, ſtatt aus Böhmen zu flüchten, und der König von Preußen würde keine Urſache gehabt haben, einen Separatfrieden zu ſchließen. Und wirklich hat dieſer Fürſt durch ſeinen Einmarſch in Schleſien ſein Verſprechen erfüllt. Sie werden ſich noch erinnern, daß wir damahls zwanzigmahl ſagten: Die Königin von Ungarn wäre unwiederbringlich verlohren; dazu aber bedurfte es eines Prinzen von Friedrichs Seelenſtärke.

Als er ſeinen Bothſchafter an Sie addreſſirte, um dem Könige den Vorſchlag zu thun; die Königin von Ungarn zu gleicher Zeit anzufallen, wenn er in Schleſien einrücken würde, ſo hatte ich, ungeachtet meines Wunſches eines glücklichen Erfolgs, dennoch keine große Meinung von dem, was geſchehen ſollte, und zwar wegen der Nachläßigkeit unſers Gebiethers. Sie müſſen ſich noch erinnern, daß, als Sie ſich zu Choiſy zu einer Zeit melden ließen, wo er ſich bey Madame de la Tournelle befand, um ihn von den Vorſchlägen des Königs von Preußen zu benachrichtigen, er nicht die mindeſte Begierde zeigte, den Geſandten, der mit ihm ſprechen wollte, ohne vorher mit den Miniſtern eine Conferenz zu halten, anzunehmen. Sie drangen damahls ſelbſt in ihn, um Ihnen auf den folgenden Tag eine Stunde zu dieſer Audienz zu beſtimmen, und waren außerordentlich über die wenigen Worte erſtaunt, die er bey dieſem Bothſchafter herausſtammelte, und daß er ſich dabey wie ein

Schul-

Schulknabe betrug, der seines Lehrers bedarf. Er hatte nicht Kräfte genug, um etwas selbsten zu entscheiden, sondern mußte zu seinen Mentoren seine Zuflucht nehmen, die, durch ihre Langsamkeit und durch die Art, womit sie ihre Pläne entwarfen, den glücklichen Zeitpunct verabsäumten. Der König von Preußen schloß von sich auf Ludwig XV; er glaubte, daß, wenn derselbe alle Vortheile untersucht hätte, die aus diesem Kriege entspringen müßten, er sich selbsten entschließen, und daß er in Ansehung der Zurüstungen, die er hätte machen lassen, das tiefste Stillschweigen beobachten und den Gegenstand derselben nicht eher, als in dem Augenblick des Ausbruchs, entdecken würde. Allein er täuschte sich, und verließ also in baldem einen Bundsgenossen, dessen Richtigkeit er einsah, nachdem er alle Vortheile bekommen hatte, die er von diesem Feldzuge erwartete.

Wie können Sie also, lieber Herzog, besonders da Sie von allem diesen Zeuge waren, wie können Sie also noch hoffen, daß man einen großen Nutzen von dem Kriege habe? Das beste, was man hier thun kann, ist ein Friedensschluß, und ich bin in diesem Stücke der Meinung meines Bruders. Allein Argenson wird sicher ganz anders davon denken, zumahl da er, um immer mehr und mehr Credit zu erlangen, den Krieg wünschen muß, wenn er anders noch ferner Einfluß in das Ministerium haben und seine Freunde befördern will. Sollte ihm dieses gelingen, so müßte Madame de la Tournelle sich entschließen, mit dem Könige zu reden, damit er in Ansehung des nächsten Feldzugs andere Maasregeln nehmen könnte. Mein Bruder würde es für sehr ersprießlich halten, wenn man denselben beredete, sich an die Spitzen seiner Armeen zu stellen. Nicht etwa, daß er im Stande sey, nur eine Grenadiercompagnie zu commandiren; allein seine Gegenwart wäre vielleicht von großem Nutzen. Das Volk liebt seinen König aus Gewohnheit, und es wird entzückt seyn, ihn einen Befehl aussprechen zu hören, den man ihm eingeblasen hat; die Truppen werden besser ihre

Schuldigkeit thun, und die Feldherren sich nicht getrauen, die ihrige so offenbar aus den Augen zu setzen. In der That, diese Idee scheint mir ganz vortrefflich zu seyn, uud dieß ist vielleicht das einzige Mittel, den Krieg mit wenigerm Schaden fortzuführen. Ein König — er mag auch übrigens seyn, wie er wolle — ist für die Soldaten und das Volk eben das, was die Bundeslade für die Hebräer war; seine Gegenwart allein verspricht einen glücklichen Erfolg.

Man ist noch immer äußerst unzufrieden mit dem Herzoge von Grammont; denn er soll, seiner eigenen Versicherung nach, von seinem Oheim Befehl zum Angriff erhalten haben, inzwischen scheint es jedoch, daß, einige Köpfe ausgenommen, der Marschall bey dem Publicum sehr gut angeschrieben ist.

Gegenwärtig muß man die Affäre mit Schweden abhandeln, und wenn man ihm auch 500,000 Livres über die Million, die es verlangt, geben wird, so bleiben doch noch sechs übrig, die ihm auf drey Jahre versprochen wurden. — Ich befürchte, Ihr Stillschweigen werde nur durch Ihre militärischen Beschäftigungen verursacht, und deßhalb bin ich auch in der schrecklichsten Unruhe. Denn ich weiß, Sie fürchten sich jetzt eben so wenig für eine Schlacht, als für den Angriff eines artigen Frauenzimmers, und ich besorge immer, eine üble Bothschaft zu vernehmen. O wenn Sie doch hier wären! Wenn doch Ihre Flintenschüsse zu etwas nützten, so würde ich mich aus Nothwendigkeit gedulden, aber so um nichts und wieder nichts sich hinmorden zu lassen, dieß ist fürwahr ein sehr unartiger Spaß, woran ich mich niemahls gewöhnen werde. Trösten Sie mich eiligst, und zweifeln Sie nicht an meiner zärtlichen Freundschaft.

Den 1. August.

Es ist entschieden, lieber Herzog, daß gar nichts gutes hier mehr anzufangen ist; mein Bruder ist so verdrüßlich

über

über alles, was vorgeht, daß ich Ihnen schon gesagt habe: er würde ohne mich nach Lyon abreisen. Er hat keine Lust mehr, für das Interesse des Staats Lanzen zu brechen, weil er mit jedem Tage sieht, daß solche niemanden nützen, selbst dem Souveraine nicht. Er muß Ihnen gemeldet haben, daß Argenson an den Marschall einen lächerlichen Brief schrieb, daß ihn der König sicher gesehen, aber nicht die mindeste Aufmerksamkeit deßwegen bezeigt hätte. Der weichherzige Ludwig sieht, daß seine Minister beständig gegen ihn handeln, und doch scheint er einen treuen und geliebten Diener den boshaften Neckereyen derselben überlassen zu wollen; was kann und soll man nun von seiner Freundschaft erwarten? Ich glaube, so lange die Regierung in dem gegenwärtigen Zustande ist, so lange wäre eine Unternehmung eben so viel, als sich den Kopf an die Wand stoßen; denn alle diejenigen, die mit dem Könige arbeiten, werden immer die Gebiether in ihrer Bude seyn. Mein Bruder ist aufgebracht, und ich bin es eben so sehr, weil er nicht die geringste Empfindlichkeit gegen den Marschall von Broglio zeigte, der, nach Jedermanns Geständnisse, so wenig seine Pflichten erfüllt hat. Mit Recht sagt der Marschall von Belle-Isle: „es wäre unmöglich, etwas Gutes auszufüh„ren, wofern man keinen neuen Hofstaat errichtete," und wirklich gibt es keinen einzigen Minister, der nicht hundert Stuffen unter seinen Posten stünde.

Entweder verbrennen Sie meine Briefe, oder tragen Sie doch wenigstens Sorge dafür, daß keiner in unrechte Hände gerathe; denn ich fühle, daß sich mein Herz erleichtern kann, wenn ich Ihnen alle meine Gedanken entdecke. Noch einmahl! ich empfinde wider Willen eine tiefe Verachtung gegen den, der sich von jedem am Gängelbande leiten läßt. Es gibt kein einziges Beyspiel, daß ein Fürst nur sehr schwach bewegt werde, und in jedem Augenblicke, — es mag nun von einer guten oder schlimmen Nachricht die Rede seyn — eines Führers bedürfe. Die Last der Steuer-

ru-

ruder des Staats ist allzu drückend für Ludwig, und weil er sie immer Jemanden anvertrauen muß, so hätte ich solche am liebsten in den Händen meines Bruders gesehen; dieses wäre gleichfalls für Sie vortheilhaft gewesen, denn weil wir mit niemanden uns abgeben, so hätten Sie bey uns all den Einfluß gehabt, welchen die Freundschaft gewähren kann.

Man versichert mir, diese Herrschaft wolle sich Madame de la Tournelle allmählig zu erwerben suchen. Ich halte sie für weit geschickter, als eine andere, zur Ausführung dieses Entwurfs, aber sie müßte alsdann ihren allzuschwachen Liebhaber nicht verlassen, der von einem Minister die Idéen nimmt, die er für gut hält, und von denen er nie abweicht. Wir könnten ihr, wenigstens nach meiner Meinung, großen Beystand leisten. Wenn sie auch in der That jenen Plan hat, so glaube ich wohl, daß sie Ihnen davon nichts schreiben wird; wenn Sie aber hier wären, so könnten Sie mit leichter Mühe entdecken, ob etwas an der Sache sey. Die Marquisin ist herrschsüchtig genug, um regieren zu wollen, und ich wäre nicht entfernt, zu glauben, sie habe den Ehrgeitz, auf die höchste Gewalt Ansprüche zu machen, besonders da sie ihren Schwestern gefolgt ist. Uebrigens ist es viel besser, daß sie, als daß es ein Anderer sey, und sie kann es nicht schlimmer machen, als wie wir es gegenwärtig sehen; sie muß einen tödtlichen Kampf mit den Ministern erwarten, und ich wünsche ihr von Herzen den Sieg; dazu aber ist Festigkeit des Charakters nöthig, und sie scheint solche zu haben. Rechtschaffene und billigdenkende Personen müssen schlechterdings mit ihr zufrieden seyn.

Gleich Anfangs muß sie, wie ich glaube, das unumschränkte Zutrauen des Königs zu erlangen suchen, damit er zu Gunsten eines Ministers, der ihm die mühvolle Arbeit ersparen will, sich nicht dahin reissen lasse. Er belästigt sich nicht gerne mit den Staatsangelegenheiten, und jedem, der ihm ein getreues, aber kraftvolles Gemählde von der gegenwärtigen Lage der Dinge machen wollte, dem würde in bal-

dem

dem der Weg gewiesen werden. Man sieht, er begibt sich nur zum Schein in das Conseil, so wie er es mit andern Beschäftigungen macht, und er geht wieder hinaus, wie von einer Bürde befreyt, die er zu tragen müde ist. Allein ein einsichtsvolles Frauenzimmer weiß das Vergnügen mit dem allgemeinen Wohl zu verbinden, und sie kann, ohne ihren Liebhaber zu langweilen, alles machen, was sie nur will. Mein Bruder könnte sie wohl in dieser Rücksicht besuchen, und ich habe Eigenliebe genug, um zu glauben, daß ich eine der vornehmsten Triebfedern bey der großen Maschiene zu seyn vermöchte, die sie in Bewegung zu setzen gedenkt. Wer kann aber besser über diesen Punct entscheiden, als Sie, lieber Herzog?

Ich muß sie als Freundin benachrichtigen, daß man Sie bey ihr anzuschwärzen sucht; denn man fühlt, daß mit dem Geiste, mit den Kenntnissen und der Freundschaft der Favorite Sie vieles thun können, und gerade dieses will man hintertreiben. Man urtheilt mit Recht, daß wenn Sie mit Madame de la Tournelle verbunden sind, Sie allzustark werden, und man sucht daher diese Dame von Ihnen abwendig zu machen, um Sie nachher mit größerem Vortheile zu bekämpfen; aber ich werde bald erfahren, woher der Streich kommen mag, und dann werden wir ihn mit leichter Mühe abwenden können. Ich werde mich gar nicht wundern, wenn Maurepas Antheil daran nimmt; denn er ist ein falscher und über alles eifersüchtiger Mann, der, weil er nur niedrige Kunstgriffe zur Erhaltung seines Postens in Bereitschaft hat, alles, was ihn umgibt, untergraben will, um keinen Nebenbuhler zu fürchten zu haben. Er möchte gern seine Collegen noch ungeschickter sehen, als er es selbsten ist, bloß um etwas zu scheinen. Er ist ein Großsprecher, der immer alles umbringen will, und welcher davon läuft, sobald er den Schatten eines Mannes sieht, der ihm zuwiderstehen Miene macht; er kann nur allein kleinen Kindern Furcht einjagen, und dieser Maurepas würde selbst unter

Zwer-

Zwergen kein großer Mann seyn; er glaubt, ein Bonmot oder ein lächerliches Epigramm überwiege den Plan eines Kriegs, oder eines Friedensschlusses. Gott gebe, daß er nicht lange seine Stelle behalte, nicht nur um unsers, sondern auch um Frankreichs Vortheil willen! Ich werde Sie von allem, was ich erfahre, weitläuftig benachrichtigen. Leben Sie wohl, lieber Herzog! Aller Bemühungen ungeachtet, werden wir dennoch niemahls so weit kommen, daß der König die Lage der Sachen mit scharfsichtigern Augen betrachtet; denn er ist mit lauter Leuten umgeben, die beständig seine Gewalt mißbrauchen, und man könnte mit Recht sagen, daß er heilig geschworen habe, nie dieses gewahr zu werden.

Paris, den 13. August 1743.

Ich schreibe Ihnen durch einen Courier des Marschalls. Es wäre sehr nöthig, lieber Herzog, mich mit Ihnen auf das freymüthigste davon zu unterhalten; denn ich habe einen ziemlichen Vorrath von Begebenheiten gesammelt, die Sie schlechterdings wissen müssen, und ich werde sie Ihnen hinschreiben, so wie sie sich meinem Geiste darstellen. Ich beginne also! Der Abbé Broglio hat an Argenson geschrieben, daß die Buße seines Bruders schon lange genug gedauert habe, daß man ihm erlauben müßte, an den Hof zu kommen, und daß, wenn man es ihm nicht erlaubte, derselbe eigenwillig daselbst erscheinen würde. Argenson, über eine solche Sprache erstaunt, eilte sogleich zu dem Herrn von Chatillon, um ihn zu bewegen, den Marschall von Broglio geduldiger zu machen. Man hat ihm versprochen, daß er im September zurückkommen sollte; es scheint mir aber, daß man hieraus muthmaßen kann: der Marschall habe unterschiedliche Briefe von den Ministern erhalten, die ihm darinnen seine Armee zurück zu führen befehlen, oder sein Bruder habe ihm, von den Ministern unterstützt, welche geschrieben. Die Unruhe, selbst die Bestürzung, die Argenson bey Erhaltung des obenangeführten

Schreibens des Abbé's zeigte, bringt mich auf den Gedanken: er habe eben so gut, als die andern Minister, an dem kläglichen Betragen des Marschalls Antheil gehabt. Wären diejenigen, die bey der Post angestellt sind, treue Diener des Königs, so würde derselbe über alles, was bey dieser Gelegenheit vorgeht, und über noch mehrere Sachen, Aufschluß erhalten. Die Klagen gegen Argenson sind allgemein, besonders ist der Graf von Sachsen einer von denen, die sich durch ihn am meisten beleidigt zu seyn glauben. Man sagt ganz laut, daß er nicht das mindeste in seinem Fache verstehe, daß er trocken, hochmüthig und unfreundlich sey. Ich glaube, daß man Ihre Zurückkunft erwarten muß, um einen entscheidenden Streich auszuführen; denn ich fürchte mit Recht: man arbeite nur für einen andern, als denjenigen, den Sie wünschen. Die Eintracht zwischen meinem Bruder und dem Marschall von Noailles kann nicht allzugroß seyn, und doch ist diese Eintracht im Stande, beyde gegen die Feindseeligkeiten der Exminister zu schützen. Sie, lieber Herzog, müssen diese Verbindung zu unterhalten und sogar zu vermehren suchen. Herr von Aumont hat hieher geschrieben, daß er mit dem Herrn von Ayen in dem besten Vernehmen stünde. Ich glaubte, Ihnen solches sagen zu müssen, und Sie sehen es selbst ein, daß man nicht alles schwatzen darf, was Verdrüßlichkeiten verursachen kann, und daß man sogleich die Quelle errathen würde, wenn Sie nur einige Worte davon schießen ließen. Die Minister schimpfen auf alle nur mögliche Art auf den Marschall von Noailles, er muß also ganz überzeugt seyn, daß sie nichts vergessen werden, um ihn zu stürzen.

Was ich Ihnen letzthin von dem Geldbedürfnisse der Frau de la Tournelle meldete, dieß hat nicht die geringste Folge gehabt. Denn auf die Antwort, die man ihr meiner Seits gab, daß nähmlich noch viele und noch dazu sehr leichte Mittel vorhanden wären, um klingende Münze zu bekommen, und daß der König deßhalb nur ein einzi-

ges Wort sagen dürfte, versetzte sie: man müsse noch warten, der schickliche Zeitpunct sey gegenwärtig nicht da, und vielleicht könne die Sache eine natürlichere Wendung von Seiten des Königs bekommen. Im Grunde bin ich nicht böse über diese Verzögerung, weil ich die Negotiation — wenn sie ja statt finden sollte — gern durch Ihre Hände gehen sähe.

Nichts auf der Welt ist dem Könige ähnlich; er befürchtet, mein Bruder möchte, bey einer Unterredung mit ihm, sein schwaches Herzchen nach seinem Willen lenken; wenigstens kann ich nur dieser Besorgniß allein das sonderbare Betragen zuschreiben, das er gegen ihn beobachtet. Der Briefwechsel zwischen beyden geht ununterbrochen fort; der Monarch antwortet ziemlich ordentlich, und sogar mehr, als er vorher that, aber alles dieß zweckt zu nichts, oder doch wenigstens zu keiner großen Sache ab.

Die Minister sind sehr zufrieden, keiner von Ihnen besaßt sich mit den öffentlichen Angelegenheiten; nur der Marschall und mein Bruder sind die Einzigen, die sich dafür interessiren. Man muß sich wohl Ihres lieben Argensons bedienen, ob Sie ihn gleich bey Ihrem Abgehen nicht auf der besten Seite kennen lernten. Er ist zwar seit der Zeit nicht besser geworden, aber man muß Geduld haben und sich verstellen, sonst wäre der Schlag noch heftiger, und Ihre Lage noch unangenehmer. Denn es ist nun kein Zweifel mehr übrig, daß sich der König nach allem richtet und gerichtet habe, was dieses Männchen für gut findet, und Sie werden aus seiner Gefälligkeit in den Briefen an meinen Bruder dieses sehr leicht schließen können, wenn Sie sich dessen erinnern, was Sie besonders in Bezug auf den Herzog von Ayen darinnen gesehen haben. Die vernichteten Rechte der Admiralität haben eine sehr gute Wirkung auf das Publicum gehabt. Herr von Maurepas sagte zu einem seiner Vertrauten: der König habe ihm zuerst zu verstehen gegeben, daß er sie gänzlich abschaffen wolle; er

(Maurepas) habe aber die Sache so eingeleitet, wie sie gegenwärtig erschiene. Man stellte ihm vor: er habe mit Unrecht sich der gänzlichen Abschaffung dieser Privilegien entgegengesetzt; seine ganze Antwort bestand aber darinnen, daß es sehr gut gewesen wäre, und er unterstützte seine Meinung, oder vielmehr seine Rede, durch einen Sophismus. Man kann also hieraus leicht erkennen, daß er dadurch der Frau von Toulouse gefällig zu werden suchte, die ihm auch deßhalb schrieb: sie würde gewiß nie dasjenige vergessen, was er für ihren Sohn gethan habe, und einen solchen Freund, wie er wäre, müßte man mit der größten Sorgfalt zu erhalten bemüht seyn. Man spricht immer von Chavigny; inzwischen aber glaube ich doch nicht, daß er Amelots Stelle erhält: allein man wird ihn wahrscheinlicher Weise arbeiten lassen. Man kann dieses bald sehen, denn alles, was er schreibt, ist ungemein dunkel. Sie wissen, daß zu Choisy einige Sessionen des Conseils gehalten wurden. Die Briefe haben sicher Eindruck auf Madame de la Tournelle gemacht; ich glaube es wenigstens, weil eine ihr angerathene Sache statt fand. Ihr abgeschiedenes Hühnchen befindet sich in sehr gutem Zustande an Maurepas Hofe; es speißt öfters daselbst, und hat wichtige Unterredungen mit ihm; die Briefe haben es der Frau de la Tournelle kennen lernen. Sie sagten mir nie ein Wort vom Silhouette. Sehen Sie ihn denn gar nicht? Ich hätte wohl Lust, an ihn zu schreiben; allein um nichts verkehrt anzufangen, so werde ich Ihnen den Brief offen überschicken, wo Sie ihn alsdann blos mit einem Köpfchen zusiegeln können. Herr von Turgi hat den St. Ludwigsorden verlangt. Weil ich glaube, daß es Ihr Vortheil erfordert, ihn bey Ihrem Herrn Sohne zu behalten, so wird mein Bruder sich auf das lebhafteste für ihn verwenden. Und wirklich sprach er davon, nicht nur mit Argenson, sondern auch mit dem Präsidenten der geheimen Canzley (chef des bureaux); ich wünsche Ihnen nur einen glücklichen Erfolg. Fanelle

thut

thut gewiß, was er kann, und eben so auch Marville. Ersterer spricht, sobald sich eine Gelegenheit darbiethet, auf eine, unsern Absichten angemessene, Art, obgleich dieses bisweilen nicht so kraftvoll ist, als es seyn sollte.

Verfolg des Briefs vom 13. August 1743.

den 14. August 1743.

Amelot hat noch zu Choisy übernachtet. Es scheint, daß dieses eine Auszeichnung ist, die ihm der König geben wollte; denn er hatte des vorigen Abends gearbeitet, und arbeitete des andern Morgens nicht mehr. — Hier folgt der Brief für unsern Silhouette; er enthält, wie Sie sehen werden, weiter nichts, als Allgemeinheiten. Frau von Armagnac sagte mir: es wäre unklug gehandelt, die übeln Dienste auszubreiten, welche die Minister dem Marschalle erweisen. Leben Sie wohl, lieber Herzog! Ich umarme und liebe Sie von ganzem Herzen.

Paris, den 30. Sept. 1743.

Ich bin unendlich erfreut, mein Bester, daß Sie der Meinung sind: der König werde — wiewohl zu spät — die Augen öfnen. Sie sind noch immer geneigt, dieses zu glauben; ich glaube aber weit eher, daß es nie geschehen werde, oder wenn es ja möglich ist, daß es ganz gleichgültig sey. Er bedürfte eines reifen Entschlusses (determinaison), und dieser wird ihm niemahls zu Theil werden. Mein Bruder versichert: er lasse in seinem Conseil bey allem, selbst bey den wichtigsten Angelegenheiten fünfe gerade seyn *), und

*) Im Originale: mon frère assure qu'il met les choses les plus importantes, pour ainsi dire, à croix ou à pile dans son conseil; mettre oder jetter à croix et à pile heißt nach einer sprüchwörtlichen Redensart so viel: als sich nicht sehr um eine Sache bekümmern, sie auf Gerathewohl thun. Diese Phrase hat ihren Ursprung in einem gewissen Spiele, welches die Franzosen jeu à croix et à pile, und die Teutschen Münz oder Flach nennen. Anmerk. des Uebers.

und Sie können hieraus leicht merken, wohin dieses führen wird. Ich wundere mich, daß Sie mit aller Ihrer Scharfsichtigkeit dennoch den Schatten der Hoffnung verfolgen; allein Sie sind, wie die Frauenzimmer, die beständig von der Erfüllung ihrer Wünsche sprechen, so unmöglich dieß auch immer seyn mag. Sie werden sich doch erinnern, lieber Herzog, daß der König beständig am Gängelbande, und öfters mehr schlimm, als gut geleitet wird? Man könnte sagen: er wäre in dem Wahne erzogen worden, daß wenn er einen Minister ernannt habe, das ganze Geschäfte eines Königs geschehen sey, und daß er sich von nun an in nichts mehr mengen müsse. So liegt also auf demjenigen, den man gewählt hat, die ganze Last der Geschäfte; diese darf künftig dem König nichts mehr angehen, sie ist die Sache des Ministers. Merken Sie nun, warum die Maurepas, die Argensons weit grösere Gewalt haben, als der König selbsten? Wenn man ihm ja einmahl zu verstehen gibt, daß er einen untauglichen Menschen, oder einen Betrüger ernannt habe, so bezeigt er deßhalb nicht die geringste Aufmerksamkeit. Immerhin! der Mann ist einmahl da, er muß so lange bleiben, bis ihn ein Listigerer von seiner Stelle verdrängt. Ludwigs Gewalt ist ganz methodisch eingetheilt, er glaubt jedem Minister aufs Wort, ohne sich die Mühe zu geben, seine Handlungen zu untersuchen. Ich kann ihn in seinem Conseil mit nichts besser vergleichen, als mit ihrem Sohne, der in der Schule mit seinem Exercitium fertig zu werden sucht, um nur bald von seiner Plage befreyt zu werden; auch kann man mit Wahrheit sagen, daß es nur ein Conseil zum Lachen sey, denn es kommt darinnen fast gar nichts zum Vorschein, was den Staat interessirt, und nach einem flüchtigen Herlesen der Sache, die man abhandeln will, fragt man auf der Stelle diejenigen um ihre Meinung, die sich bey der Session befinden, wenn auch bisweilen die zu entscheidende Angelegenheit eine ganz reife Ueberlegung erfor-

erfordert. Jene Männer also, die sich mit der allgemeinen Wohlfahrt ernstlich beschäftigen wollten, müssen entweder Verzicht darauf thun, oder sie sind es überdrüßig, ihren Pflichten gemäß zu handeln, weil der König so wenigen Antheil daran bezeigt, und fast immer ein tiefes Stillschweigen dabey beobachtet. Ich habe es Ihnen schon gemeldet, daß man mit Recht sagen könne: es wäre von keinen Staatsgeschäften die Rede. Allein es ist ein wahres Unglück, daß er schon von seiner frühesten Jugend an gewöhnt wurde, die Angelegenheiten seines Königreichs so zu betrachten, als wenn sie ihm ganz fremd wären. Auf diese Weise, ob wir gleich beyde zuweilen daran denken, wird er immer der nähmliche bleiben.

Sie wissen, was man für Marceux gethan hat; dieß ist noch ein neuer Beweis meiner Behauptung. Denn wie getraute man sich, eine solche Wahl zu treffen, und wie konnte der Gebiether solche unterzeichnen? Dieser einzige Umstand sagt mehr, als alles bisherige.

Ich habe Madame de Rohan gesehen, welche dießmahl weit unverstellter in Rücksicht auf Sie gesprochen hat. Sie mißt Ihnen alles Unrecht bey, und Sie wissen, daß es einem Richter, der nur die eine Parthey anhört, viele Mühe kostet, sich nicht von ihr einnehmen zu lassen. Ich weiß nicht, ob Sie wirklich gesonnen sind, allen Umgang mit dieser Dame aufzuheben; sie aber scheint mir gänzlich entschlossen zu seyn, mit Ihnen zu brechen. Zwar bin ich von Ihnen überzeugt, lieber Herzog, daß Sie sich vollkommen gut zu betragen wissen; allein aus eben diesem Grunde würde ich, wenn ich an Ihrer Stelle seyn könnte, ein Frauenzimmer schonen, das mir zu schaden vermag, weil es immer besser ist, einen Feind weniger zu haben. Sie haben ja so wenige Kunst nöthig, um zu gefallen, daß Sie nicht viel Mühe anwenden dürfen, um ihr allen Gedanken zur Rache, diesem den Frauenzimmern so natürliche Gefühl, aus dem Herzen zu reißen.

Madame de Boufflers hat, so wie mir mein Bruder schreibt, sehr vieles von Ihnen gesprochen; er findet sie sehr liebenswürdig, und dieß ist auch ein Grund, warum die Briefe, die Sie von ihr erhalten, immer interessanter für Sie seyn müssen. Er weiß nicht, ob sie in Ansehung des Marschalls von Noailles einige Bedenklichkeiten habe; denn sie fragte mit der größten Besorglichkeit, ob Sie auch ihre Briefe richtig bekämen? — Sollte sie etwa bey dem Marschalle einige Untreue muthmassen? Ich kaum dieses kaum glauben; denn man betrachtet ja zuvor den Ort, wohin man den Fuß setzen will, ganz aufmerksam. Freilich ist man hier mit lauter Klippen umgeben, und es ist sehr schwer, nicht auf einige zu stoßen.

Die Mauconseil steht immer mit der Argenson in sehr gutem Vernehmen, sie sehen einander noch immer in dem kleinen Haus zu Neuilly. Dieses Weib ist immer bey der Hand; die Intricke ist ihr Element. Sie läuft von dem Argenson zu dem Marschall von Coigny, und will sich durchaus eine wichtige Miene geben. Zwar werden Sie immer ihre Person nach Gutdünken lenken können, aber nicht so ihr Herz; dieß ist den Umständen und selten der Freundschaft gewidmet.

Paris, den 8. November 1743.

Ich glaubte, mein an Sie geschriebener Brief würde durch den Courier des Marschalls abgehen können, er kam aber viel zu spät zu Fontainebleau an. Ich schreibe Ihnen daher durch Chavigny, der Ihnen sehr vieles entdecken wird, weil er selbsten die hiesige Unordnung mit ansah. Fragen Sie ihn nur weitläuftig, vielleicht wird er Ihnen noch mehr sagen, als mir.

Sie wissen es schon, lieber Herzog, daß jeder Minister unumschränkter Gebiether in seinem Departement ist, und daß, weil keine Eintracht statt findet, einer dem andern weder seine jetzigen, noch seine künftigen Handlungen mittheilet. Wo fern nicht Gott sichtbarlich seine Hand

zeigt,

zeigt, so ist es physisch unmöglich, daß nicht der Staat zu Grunde gehe. Chavigny, welcher die schlimmste Meinung von Amelot hat, will, bey der letztern Unterredung mit ihm und dem Könige, das Betragen des letztern sehr genau beobachtet haben und hieraus schließen, daß Ludwig dem Amelot nicht ungeneigt sey, und daß dieser gewiß seine Stelle behalten werde.

Die Minister sind gegen den Marschall und meinen Bruder äußerst erbittert; sie fürchten sie alle beyde, und weil es ihnen bekannt ist, daß der Marschall das Vertrauen des Königs genießt, so ist dieser gegenwärtig der Hauptgegenstand ihrer Feindschaft. Sie wünschten von Grund des Herzens, ihn von den Engländern geschlagen zu sehen, und um dieses zu bewerkstelligen, arbeitete man schon im Anfange des Feldzuges ihm entgegen. Freylich hat Argenson das meiste gethan; aber glauben Sie auch, daß ihn die andern gut unterstützten, und dieses um soviel kühner, da sie ihre Hand nicht mit in dem Spiele zu haben schienen. Orry ist der Gefährlichste unter allen; er verbirgt unter dem Scheine der Freymüthigkeit und sogar der Rauhheit viel Verschlagenheit und List: überdieß hat er mehr Verstand und Aeußerliches, als die Andern, und dann ist es nicht mehr zweifelhaft, daß der Cardinal den König für ihn eingenommen habe. Dieser Mann, der sich im Besitze der Schätze des Reichs sieht, die er nach Gutdünken austheilt, fürchtet außerordentlich, daß dem Könige in Ansehung seiner Betrügereyen die Augen geöffnet würden; und weil er alles, was er nur will, sagen kann, so bringt er unter dem Vorwande, die Wahrheit zu reden, bey seinen Privataudienzen bey dem Monarchen alles hervor, was das Zutrauen desselben gegen den Marschall und meinen Bruder entziehen kann. Uebrigens ist er noch Herr über die Posten, weil Dufort sein kriechendster Sclave ist. Zweifeln Sie noch daran, lieber Richelieu, daß ihm dieser offene Weg nicht die Aufschlüsse verschaffe, die er zur Erreichung seines Endzwecks bedarf?

Nur Sie allein könnten dem allen abhelfen, wenn Sie zwischen dem Marschalle und meinem Bruder die innigste Freundschaft herzustellen suchten. Mein Bruder wird, wie ich Ihnen schon gesagt habe, alle Versprechungen halten, die Sie in seinem Nahmen thaten. Und wirklich, wenn man alles betrachtet, so ist von allen Verbindungen, welche die Noailles eingehen können, diese die zuträglichste und sicherste für sie. Wir haben keine Familie, und also wäre unser Interesse zwischen Ihnen und dem Hofe getheilt; der Credit meines Bruders, wenn er ja welchen hätte, wird sich nur darauf einschränken, solche Sachen zu erhalten, die sie von selbsten erhalten müßten. Seitdem sich Argenson auf Coigny's Seite geschlagen, seitdem hat er sich noch mehr von meinem Bruder entfernt; er sagt ihm nicht das mindeste, denn er fürchtet mit Recht, derselbe möchte sich den lächerlichen Befehlen, die er dem Herrn von Noailles ertheilt hat, widersetzen. Das Ansehen des Herrn von Coigny ist fast gränzenlos; die Truppen, sagt man, haben ein gänzliches Zutrauen zu ihm, weil sie versichert sind, daß er seine eigene Person nicht schone, und daß der Muth dieses Feldherrn sie aufmuntere und belebe. Diese Rede, so wie ich sie Ihnen hingeschrieben habe, hörte ich gestern aus dem Munde der Frau von du Muy. Sie werden sich erinnern, daß sie dem Chauvelin ergeben war, und daß sie und ihr Mann gegenwärtig Anhänger des Generalkontroleurs sind. Ich bin mit Chavigny zufrieden, und ich habe alle Ursache zu glauben, daß er ein treuer Freund meines Bruders sey, und daß er ihn an der Spize der auswärtigen Angelegenheiten zu sehen wünsche. Er meint, man könnte ganz sicher durch Spaniens Beystand dazu gelangen, wenn nur Seine Katholische Majestät deshalb an Ihren Neffen schrieben; allein dieser Schritt ist schlüpfrig, denn wenn man durch dieses Mittel seine Absicht nicht erreicht, so ist der Umsturz mehr als zu wahrscheinlich. Bey dieser Gelegenheit wird Ihnen Chavigny

sagen, daß Amelot auf den Marschall rechne; zwar glaube ich, daß derselbe sich täusche, doch müssen Sie dieses am besten wissen. Eine ungleich wichtigere Sache, die aber in Ihren Augen vielleicht eine Kleinigkeit scheinen wird, ist der Kaltsinn zwischen dem Marschall und dem Herrn du Vernay. Man weis, daß die Paris keine gleichgültigen Leute sind, ich habe sie in Rücksicht des Marschalls voller Enthusiasmus gesehen, sie waren ihm äußerst ergeben, und werden es noch immer vorzugsweise vor jedem andern seyn, sobald der Marschall sich gefällig gegen sie bezeigen wird: weil sie aber in ihrer Einbildung, die nur allein ihren Ehrgeitz darinnen sucht, Montmartel's Sohn zum Schatzmeister zu machen, reich sind, so können sie nur durch freundschaftliches Betragen gewonnen werden; sie haben viele Anhänger, alle nur mögliche Unterstützungen und Geld in Menge; Sie werden also hieraus sehen, daß diese Leute zum Nutzen und Schaden gereichen können. Der Marschall von Maillebois hat sich mit ihnen wie ein Thor entzweyt, und unter uns gesagt, ich bin überzeugt: dieser Zwist hat ihm mehr, als seine Aufführung, geschadet. Und deßwegen wünschte ich auch, wenn noch einiger Kaltsinn zwischen dem Marschall und dem Herrn du Varnay statt findet, daß Sie an ihrer Wiederaussöhnung arbeiteten. Sie würden dadurch beyden einen wichtigen Dienst erweisen, und Personen auf Ihre Seite bekommen, die nicht ohne Nutzen für Sie seyn könnten; denn man kann alles im Haushalten brauchen, wenn man es nur gehörig anzuwenden versteht. Uebrigens sage ich Ihnen alle meine Gedanken, und alles, was mir in die Feder kömmt; ein gränzenloses Zutrauen ist die Folge einer wahren Freundschaft: diejenige, die ich für Sie empfinde, ist so unermeßlich, daß ich niemanden kenne, der so viel Gewalt über mein Herz besitze; ich liebe zwar meinen Bruder und meine Schwester, so wie ich Sie liebe, doch ist meine Zärtlichkeit gegen beyde nicht inniger. Maurepas

sagte

sagte zu Pont de Veler er könnte gar nicht begreifen, warum mein Bruder bey unserm Chavigny so vielen Verstand finde, er, seines Theils, halte ihn für einen sehr mittelmäsigen Kopf, und noch dazu für einen Betrüger. Mein Bruder sagte dem Chavigny den ersten Punct, und wagte es nicht, ihm den andern zu sagen; auch ich verschwieg ihm solchen, doch gab ich es ihm zu verstehen.

Ich habe den Einfall, man müßte den Marschall bereden und ihn dahin zu bringen suchen, dem Könige vorzustellen, daß es für seine Angelegenheiten sehr gut sey, mit ihm — dem Marschall — und meinem Bruder Conferenzen zu halten. Wäre der König durch die Gegenwart des Marschalls unterstützt, so würde er sich vielleicht minder für meinen Bruder scheuen, und könnte dadurch seiner gewohnt werden. Der Gascogner sagte: Madame de la Tournelle habe die beste Meinung von ihm, sie halte ihn für einen Mann von Kopf, und für fähig, die Staatsgeschäfte zu besorgen. Folgende Personen stehen an der Spitze von Coigny's Parthey: Argenson, Madame de Mauconseil, der Marquis Matignon, der sie zu Intriken verleitet, und diejenigen Reden, die er glaublich machen will, im Publicum und in den Caffeehäusern verbreiten läßt; der Herr von Enville, der die kleinen Cabinette auszuforschen sucht. Herr von Maurepas ist eben so, wie Herr Amelot, in diese Cabale verwickelt, doch ohne sich gänzlich mit den andern zu vereinigen; sie lassen dem Marschall von Coigny die Nachrichten hinterbringen, die sie ihm durch das Männchen, das solche an den kleinen Coigny schreibt, geben wollen. Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß eben dieses Männchen von dem kleinen Coigny verlangte: ihm die Abschrift von allen Depeschen des Marschalls zu überschicken, und daß ihm der kleine Coigny zur Antwort gab: es wäre ihm schlechterdings unmöglich, so großen Lust er auch dazu fühle, das Verlangen des Herrn von Maurepas zu befriedigen; dieser sollte nur überlegen, daß das Verlangte ihn beym Könige in

Un=

Ungnade bringen würde, wenn man ihr Einverständniß erführe; sein Vater wäre ein treuer Anhänger des Herrn von Maurepas, er würde es auch immer bleiben und rechne deßhalb gänzlich auf ihn. Was Sie aber in noch größeres Erstaunen setzen wird, ist: daß sich der Bischof von Mirepoix für Coigny, oder doch wenigstens gegen den Marschall von Noailles, erklärt hat und zwar aus dem Grunde, weil er alle Noailles für Jansenisten hält. Die du Chatelet streift gegenwärtig überall herum; sie befindet sich zu Ryssel, wohin sie in der Absicht gegangen ist, um von Voltaire, von dem sie seit dem 14. keinen Brief mehr erhielt, nähere Kundschaft einzuziehen. Ihr Köpfchen ist fast gänzlich verrückt; sie erregt mein Mitleid, ungeachtet ich ihr deßwegen nicht gut seyn kann, weil sie sich auf Maurepas Seite schlug. Man sagte unserm Chavigny kein einziges Wort von den Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen; doch sind sie, wie mir die du Chatelet sagt, in sehr gutem Gange. Leben Sie wohl, lieber Herzog! Ich sage nichts mehr von der Prinzessin; doch muß man sich nicht mit ihr entzweyen, und zwar aus den letzthin angeführten Gründen.

Der König hat an Dufort geschrieben, es sey sein Wille, daß die ihm überschickten Auszüge der Briefe datirt und der Nahme und das Vaterland derjenigen, die solche geschrieben hätten, angegeben werden sollten.

Die Marine hat für dieses Jahr vierzehn Millionen erhalten, und doch kein einziges Schiff auslaufen lassen. Ziehen Sie nun hieraus Ihre Schlußfolgen; wenigstens glaube ich, daß man von dieser Seite her den Herrn von Maurepas angreiffen müsse.

Den 9. October.

Seit meinem letzten Brief habe ich einen von meinem Bruder erhalten. Er meldet mir unter andern darinnen, daß Herr von Bets durch die Unterstützung des Ritters von Grille mit Madame de la Tournelle gesprochen habe. Das

Ge-

Gespräch kam bey dieser Gelegenheit auf den in meinem Brief erwähnten Gedanken; der König erschien und unterbrach die Unterredung, die sich wieder erneuern soll, und deren Wirkung ich Ihnen sagen werde. Ich hätte gewünscht, daß man Sie angehört hätte, so wie es mein Rath war; allein die Erneuerung des Pachtes der öffentlichen Einkünfte muß den von Bets zu reden genöthigt haben. Madame de Boufflers schreibt Ihnen; ich habe sie gestern gesehen und ihr angerathen, sich mit Madame de la Tournelle zu verständigen, allen Verdruß zu verschlucken und ihren eigenen Weg zu gehen. Maurepas leitet gänzlich die Lauraguais, die alle diese Streitigkeiten verursacht. Wenn der Marschall nicht bald Hand an das Werk legt, so werden uns noch die Minister das Mark in den Gebeinen aufzehren, denn ihre Macht vergrößert sich mit jedem Tage.

Mein Bruder schreibt nicht mehr an den König; es scheint mir aber, daß er dabey seine Absichten verfehle. Sollten Sie etwa mit mir gleicher Meinung seyn, so sagen Sie es ihm, er wird gewiß Ihre Rathschläge befolgen.

Den 20. März 1744.

Zweifelsohne wissen Sie es schon, lieber Herzog, daß der König diesen Frühling den Oberbefehl bey seiner Armee übernehmen wird, und dieses soll das Werk der Herzogin von Chateauroux seyn, die mit meinem Bruder auf gleiche Gedanken gerathen ist, weil sie gesehen hat, daß nur durch dieses einzige Mittel die Affären wieder in guten Zustand kommen können. Sie werden sich aber vorstellen, daß man dieses nicht kund werden läßt; so viel kann ich Ihnen sagen, daß in diesem Augenblicke Madame de Chateauroux mit sich zufriedener scheint. Man sieht mit leichter Mühe hieraus, daß sie viel Credit besitzen müsse, und was mich anbetrifft, so kann ich Sie heilig versichern, daß es unendlich mir lieb ist, zu sehen, auf welche Weise sich diese Dame ihres Ansehens bediene.

So

So sind also die Wünsche meines Bruders erhört! Allein ich kann kaum glauben, daß Madame de Chateauroux nicht einige Wissenschaft davon haben sollte. Endlich ist es ihr doch gelungen, den König zu einem Entschluß zu bringen, und dieses war kein geringes Werk, man ist ihr dafür unsäglichen Dank schuldig. Melden Sie mir, was Sie besonderes über diesen Gegenstand wissen können, wofern dieses keine eitle Hoffnung ist, die eben so, wie viele andere, verschwindet. Wenn der König diesen ersten Schritt thut, so muß man hoffen: der ihm einmahl gegebene Stoß werde ihn auf einige Zeit lang forttreiben. Man versichert: sie habe außerordentliche Mittel zur Hervorbringung dieses Entschlusses angewendet, und dieses macht ihrem Verstande und ihren Einsichten Ehre.

Vergessen Sie nicht, daß mein Bruder etwas zu erhalten wünscht und daß es jetzt mehr, als jemahls, Zeit ist, daran zu denken. Der Mann, der so viele Begierde in sich fühlt, Gutes zu thun und seinen Freunden zu dienen, ist wohl eines Departements würdig.

Es ist die Rede von dem Herrn von Belle-Isle, man weiß aber noch nicht, ob er angestellt wird; zwar steht er mit Madame de Chateauroux in gutem Vernehmen, und dieses ist schon ein günstiges Vorurtheil auf seiner Seite. Ueberhaupt besitzt er viele Talente, und wäre er weniger zutrauensvoll, so würde er vielleicht ein noch brauchbarer Mann seyn. Mein Bruder wird Sie von den wichtigen politischen Neuigkeiten benachrichtigen; denn was mich anbetrifft, so kann ich mich heute nur meiner Freundschaft für Sie überlassen und Sie nur meiner lebenslänglichen Zärtlichkeit versichern.

Briefe
der Frau du Chatelet.

Ich weiß nicht, ob das für Sie eine Schmeicheley ist, wenn man Ihnen sagt, daß Sie in der Ferne sowohl, als in der Nähe, ein liebenswürdiger Mann sind; allein ich halte es für ein großes Verdienst bey einer Klausnerin, die, indem sie der Welt entsagt, dennoch der Freundschaft nicht entsagen will, und die äußerst bekümmert seyn würde, wenn eine nöthige Abwesenheit zwischen ihr und Ihnen eine gewisse Lücke statt finden ließe. Sie wissen Ihre Freunde zu lieben, nicht nur mit ihren Fehlern, sondern — welches bey andern noch seltner geschieht — mit ihren Leiden sogar. Es ist ein großes Unglück, nicht Ihres Umgangs und der Reitze Ihrer Freundschaft zu genießen, nicht seine Ideen, seinen Kummer, sein Glück mit Ihnen theilen zu können, und ich fühle mein Unglück in aller seiner Größe. Sie lassen mich hoffen, daß Sie dieses Unglück wieder gut machen würden, so bald es in Ihrer Gewalt stünde, und diese Hoffnung versüßt mir die Qualen der Abwesenheit, woran ich mich um destoweniger gewöhnen kann, weil ich Ihr Herz für fähig halte, mitten unter dem Geräusche der Welt, und selbst bey den Seligkeiten der Liebe, die Freuden der Freundschaft und des Zutrauens zu schätzen. Ich hoffe, den 20. dieses Monaths Paris zu verlassen, das bisher für mich eine Wüste nur war. Ich kann Ihnen das Vergnügen nicht ausdrücken, mit dem ich hinwegeile; ich glaube, daß ich nur Sie und Ihre Gemahlin zu Cirey beklagen werde. Denn ich denke mir kein größeres Glück, als dort Ihre Gesellschaft genießen zu können.

Jemehr ich über Voltaire's Lage und über die meinige nachdenke, desto nothwendiger halte ich die Parthie, die ich er=

ergriffen habe. Erstens glaube ich, daß alle Leute, die mit Leidenschaft lieben, ihr Leben, wenn es ihnen möglich wäre, auf dem Lande mit einander zubringen würden; allein ich glaube noch überdieß, daß ich nur dadurch allein seine Einbildungskraft im Zaume halten kann; ich würde ihn zu Paris über lang oder kurz verliehren, oder doch wenigstens meine Lebenstage durch diese Besorgniß verbittern, und daher viele Ursachen haben, mich über ihn zu beklagen. Sein kurzer Aufenthalt in dem ebengedachten Paris hätte bald die traurigsten Folgen gehabt, und Sie können sich nicht den Lermen und das Aufsehen vorstellen, welches das Mädchen von Orleans verursachte. Ich kann unmöglich bey ihm so vielen Verstand, so viele Vernunft in den übrigen Fällen, und so viele Verblendung in dem vereinigen, was ihn mir unwiderbringlich entreissen kann; hier aber muß ich doch der Erfahrung nachgeben. Ich liebe ihn — mit Freymüthigkeit gesteh' ich es — so sehr, daß ich sogar dem Glücke, mit ihm in Heiterkeit dahin zu leben, und dem Vergnügen, ihn wider Willen seinen Unbesonnenheiten und seinem Verhängnisse zu entreissen, meine etwanigen Freuden und Vergnügungen zu Paris aufopfern würde. Das Einzige, was mich beunruhigt und von mir geschont werden muß, ist die Gegenwart des Herrn du Chatelet. Ich rechne unendlich viel auf dasjenige, was Sie ihm sagen werden; der Friede würde alle unsere Hoffnungen vereiteln; aber ich kann mich doch nicht enthalten, in Ansehung Ihrer denselben zu wünschen. Meine Lage ist äußerst verwickelt, allein die Liebe verwandelt alle Dornen in Blumen, so wie sie die Gebürge von Cirey in ein irrdisches Eden umschaffen wird. Ich kann nicht glauben, daß ich zum Unglück geschaffen sey; ich sehe nur das Vergnügen, die Augenblicke meines Lebens mit dem Gegenstande meiner Liebe hinzubringen, und sehen Sie, wie sehr ich auf Ihre Freundschaft rechne, weil ich ganze vier Seiten hindurch mit dem unbeschränktesten Zutrauen von mir spreche, und zwar ohne alle Besorgniß, Sie zu lang-

weilen. Es wäre sehr thöricht, nach allem diesen auf das Gerede der Leute zurückzukommen; inzwischen habe ich Ihnen einige ziemlich interessante Vorfälle zu melden. Die arme Herzogin von Modena hat vom Könige den strengen Befehl erhalten, mit ihrem mißlaunigten Eheherrn abzureisen. Sie ging deßhalb nach Versailles und verlangte eine Audienz bey dem Monarchen; man verweigerte ihr solche, aber sie wartete so lange, bis derselbe durch die Gallerie in die Messe ging, bey welcher Gelegenheit sie ihn wider seinen Willen mit den Worten zurück hielt: „Ew. Majestät lassen „allen Ihren Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren, ich „hoffe, Sie werden solche nicht einer Prinzessin versa„gen, welche die Ehre hat, so nahe mit Ihnen ver„wandt zu seyn, als ich.“ Allein der König ging stillschweigend vorüber, auch der Cardinal, der hinter ihm war, sprach keine einzige Sylbe; kurz: sie kam nach Paris wieder zurück, indem sie in Thränen sich ergoß und laut aufschluchzte. Dieser Vorfall trug sich erst heute zu. Jedermann ist über ihr Schicksal gerührt und beklagt sie. Man glaubt, sie werde dießmahl eher abreisen, und das hat ganz das Ansehen einer verzweiflungsvollen Lage. Heimlich soll aber der Herzog von Modena sehr froh seyn, daß man sie zum Hinweggehen zwingt. Doch sagt man: die Herzogin von Orleans habe ihnen eine Wohnung im Palais Royal angebothen, wofern der Herr Gemahl noch einige Zeit hier zu bleiben wünschte. Allein er will sich durchaus nicht von seiner Wegreise abhalten lassen. Zwar sagt man, daß es ihnen an Geld fehle, und dieses zieht die ganze Aufmerksamkeit des Publicums auf sie. Pont de Velle ist entweder wirklich der Liebhaber der Herzogin von Luxembourg, — welche Neuigkeit Ihnen wahrscheinlicher Weise weit angenehmer, als die vorige seyn wird — oder er zeigt sich doch wenigstens in dieser Eigenschaft. Er hält sie für ein liebevolles Frauenzimmer, sie aber glaubt im Gegentheil, daß ihr in diesem Stücke das Publicum mehr Verstand zutrauen werde. Der Tanz

mit

mit sechs Wendungen (le pas de lix) ist gedruckt, aber auf Befehl des Polizeylieutenants verbothen worden. Es wäre mir übrigens nicht unangenehm, wenn diese Brochüre durch den Nachrichter (l'exécuteur de la haute-justice) verbrannt würde, bloß um der Frau von Brancas zu zeigen, daß das gegenwärtige Jahrhundert nicht so ganz von Sittsamkeit entblößt ist. Diese Dame befindet sich beständig zu Dampierre. Es wäre mir lieb, wenn sie einige Neigung zu mir fühlte; denn, wenn solche auch nicht auf die Vernunft gegründet ist, so wäre doch wenigstens dadurch das Vergeltungsrecht ausgeübt, besonders da Sie wissen, wie sehr ich ihr gut bin; aber ich glaube, daß Sie in diesem Puncte eben so wohl, wie bey ihren Reisen nach Marville, ihr Führer sind. Man würde nicht bloße Freundschaft für ihre Triebfeder halten, aber ihr Eifer umfaßt alles. Dieß heisse ich doch die Rechte seines Amtes ausdehnen! — Mesdames de Rohan und Boufflers haben sich wieder mit einander ausgesöhnt, und lieben sich zum Rasendwerden. Inzwischen halte ich dieses, wenigstens in der gegenwärtigen Lage der Sachen, in Rücksicht der Frau von Rohan für äußerst herabwürdigend; denn sie soll es nur allzugut wissen, daß Madame de Boufflers diesen Winter öffentlich gesagt habe: sie hätte ihrem Gemahl öfters auflauern lassen, und ihn einige Mahle um fünf Uhr des Morgens aus dem Hause der ebengedachten Dame schlüpfen sehen, und endlich hielten die Liebenden zu Paris bey einer gewissen Frau von Rabor, die sie laut nannte, ihre Zusammenkünfte. Wenn nun Herr von Boufflers dieses gewußt hat, so ist es mir schlechterdings unbegreiflich, wie er es ertragen konnte. Man sagt: Madame de Rohan habe bey dieser Wiederaussöhnung und in Gegenwart des Herzogs von Rohan, sich folgender Worte bedient: „sollten Sie etwa die Reden „des Publicums zu einer Wiederaussöhnung mit mir ver„leiten, so ist dieses noch eine weit größere Beleidigung „für mich, als der Gedanke, daß ich fähig wäre, Ih-

„nen die Liebe Ihres Gemahls zu entziehen.“ Soviel ist gewiß, daß, als ich mit diesen beyden Damen bey dem Cardinal speißte, sie immerfort einander in die Ohren flüsterten.

Der Herzog von Orleans biethet dem Chasse 6000 Livres und der Demoiselle Dufresne 10,000 an, und er wird nicht eher aufhören, bis die Oper und die Komödie in gänzlichen Verfall geräth. Die Schauspieldirectoren wissen sich nicht mehr zu rathen, noch zu helfen (de quel bois faire fléche). Die Reise nach Marly ist von Mariä-Himmelfarth bis Mariä-Geburth verschoben worden, und diejenigen nach Petit-bourg und Rambouillet werden gar nicht statt finden. Man hält die Frau von Vaujours für schwanger, worüber ihre Familie unaussprechlich sich freut. Der Zauber der Liebe, ein kleines Lustspiel von Autreau, das aus den Thessalischen Abendstunden gezogen ist, hat viele Leute herbey gelockt, ob es gleich von lauter Abscheulichkeiten wimmelt. Ich war bey der Aufführung desselben zugegen, aber ich hatte einen Ersatz an dem Heraclius, den ich zuvor weder gesehen, noch gelesen hatte, und der mich ganz dahin riß, nach meiner Meinung ist es das Meisterstück des menschlichen Geistes. Ich weiß nicht, ob ich hierinnen Recht habe, oder nicht.

Denselben Abend speißte ich bey der kleinen Crevecdur; sie fragte mich dringend um Nachrichten von Ihnen und Ihrer Gemahlin. Auch der Herzog von Bécheran befand sich daselbst, und er erschien bey dieser Gelegenheit lächerlicher, als jemahls; seine Taschen strotzten auf der rechten Seite von Briefen der Forcalquier, und auf der Linken waren diejenigen von der Herzogin von Aiguillon, die er unaufhörlich vorzeigte. Ich glaube, daß ich, meines guten Herzens ungeachtet, zu der Trennung von ihm gezwungen werde, denn er ist gar zu lächerlich. — Ich habe den Ramsay nicht gelesen; allein die Critik darüber scheint mir allgemein zu seyn, und Sie werden es, vermöge meines Hangs zur Geschichte und

zu den Quartbänden, wohl glauben, daß ich ihn ungelesen lasse.

Ich getraue mir fast gar nicht, Ihnen diesen Brief zu schicken; doch Sie müssen sich einmahl an mein Schwatzen gewöhnen: denn alles ist gut, wenn man nichts bessers haben kann (tout est bon sous la toile). Leben Sie wohl, und geben Sie mir Nachricht von Ihnen! Ich hoffe, Sie werden sich jetzt wohl befinden, doch wünschte ich es zu erfahren. Wenn Sie anders meine Briefe so gerne lesen, als ich Ihnen solche schreibe, so werde ich mich überaus glücklich schätzen.

Ich habe Ihnen vorgestern geschrieben, und ob ich Ihnen gleich keine Neuigkeiten mehr erzählen kann, so ist es mir doch schlechterdings unmöglich Ihren Brief länger unbeantwortet zu lassen und Ihnen nicht die außerordentliche Freude zu sagen, die mich beym Empfange desselben durchströmte. Ich finde in Ihrem Geiste und in Ihrer Gesellschaft jene glücklichen Reitze und jene Vergnügungen, die man überhaupt bey Ihnen zu finden gewohnt ist; ich bin aber überzeugt, daß Niemand den Werth Ihrer Freundschaft mehr fühlte, als ich, besonders da Ihr Herz dem meinigen zuvor kam. Ich glaubte, daß mir allein nur die Freundschaft auf eine so lebhafte Art bekannt wäre, und ich quälte mich immer bey Aufsuchung der Merkmahle, die ich Ihnen davon geben wollte, bald mit gewissen Bedenklichkeiten, bald mit unnöthigen Besorgnissen, und immer mit Mißtrauen gegen mich selbst. Denn ich konnte nicht glauben, daß ein so liebenswürdiger, so allgemein beliebter Mann mit der Absonderung der Empfindungen meines Herzens und meiner Fehler sich abgeben würde. Ich dachte, mit Ihnen zu spät bekannt geworden zu seyn, um noch eine Stelle in Ihrem Herzen zu erhalten; auch war ich — mit Schaamröthe gestehe ich es — so ganz der Meinung: Sie vermöchten Niemanden ausdauernd zu lieben, der für Ihr

Vergnügen entbehrlich sey: und Ihnen nicht nur keinen Vortheil bringen könnte, sondern der auch Ihrer Geliebten mißfiele. Verzeihen Sie mir diesen Gedanken! Sie wissen es ja selbsten, daß nicht jeder Umgang, den man so ungerechter Weise Freundschaft nennt, auf diese Begriffe gegründet ist. Zwar hat man alle Ursache, zu fürchten, dieses Gefühl, von dem man so vieles Aufheben macht, möchte nichts, als ein leerer Schall seyn, mit dem man sich brüstet, ohne ihn wirklich zu empfinden. Aber Sie Unvergleichlicher, Sie Einziger Ihres Geschlechtes, Sie wissen alles in sich zu vereinigen; die Wonne der Freundschaft, die Trunkenheit der Liebe, alles wird von Ihnen gefühlt, und verbreitet den süssesten Zauber über Ihr vortreffliches Leben.

Ich gestehe, daß, wenn ich, so zu sagen, von Ihnen gezwungen würde, mich meiner Freundschaft für Sie und der Aufrichtigkeit meines Herzens zu überlassen, und Sie aufhören wollten, — nicht etwa mich zu lieben — sondern mich nur dessen zu versichern; wenn nur die geringste Lücke in Ihrer Freundschaft entstünde; wenn die Reden oder Scherze von Personen, denen ich heute gefalle, und morgen vielleicht nicht mehr, nur den mindesten Eindruck auf Ihr Herz machten, ich schlechterdings untröstlich wäre. So ist meine Freundschaft beschaffen, und, ungeachtet meines allzugroßen Mißtrauens gegen mich selbst, glaube ich dennoch das Recht zu haben, die unwandelbarsten Gefühle zu fordern. Voltaire scheint in Lothringen äußerst aufgeräumt zu seyn, und ich freue mich dessen. Ich bin nicht so, wie jener Gärtnershund; mein Liebling besucht alle Prinzen und Prinzessinnen, ist bey allen Bällen und Komödien zugegen, läßt seine Stücke aufführen und sie von den Actricen wiederhohlen, besonders ist er öfters bey Madame de Richelieu in Gesellschaft, und scheint deßhalb entzückt zu seyn. Ich wünschte, Sie könnten mit Ihrer Gemahlin einige Zeit auf dem Lande zubringen; ihr Charakter verdient wohl eine genaue Beobachtung, und es gibt vielleicht wenige Personen, die so viel da-

bey

bey gewinnen würden. Sie ist äußerst zufrieden und genießt die Achtung und Ehrfurcht des Publicums; durch ihren hellen Verstand weiß sie den aufrichtigen Gefälligkeiten vor den falschen und verführerischen Lobeserhebungen, womit man sie zu Marly oder Versailles überhäufen würde, den Vorzug zu geben.

Ich wundre mich, daß ich noch immer zu Paris bin, statt zu Luneville zu seyn. Auch warte ich mit Ungeduld auf den Augenblick, wo sie mir meldet, daß ich dahin gehen könnte; denn es würde mir — ich gestehe es Ihnen — unendlich lieb seyn, wenn ich mit Ihnen beyden meine Tage zu verleben im Stande wäre. Madame de Brancas bethet mich, so zu sagen, an, und auch ich suche ihr in allen Stücken bestmöglichst gefällig zu seyn; denn ich speiße fast jeden Abend daselbst. Weil sie das Handwerk versteht, so wäre hier der gewöhnliche Kunstgriff: sich zu stellen, als habe man schon jemanden einen Besuch versprochen, ganz unrecht angebracht, wofern sie keine Veränderung in meinem Betragen merken sollte; und ohnedem wissen Sie schon, daß gerade dieß meine schwächste Seite ist. Sie benachrichtigte mich von Ihrer letzten Unterredung und fügte die Bemerkung hinzu: daß dieses eine Schlinge wäre, die ihr von Ihnen wäre gelegt worden, und dann kam sie zurück, übertrieb Ihren Enthusiasmus gegen die Frau von Autrec, und behauptete so ganz ohne alle Einschränkung, daß Sie mit der Enthusiasmuskrankheit behaftet wären; aber wahrscheinlicher Weise gedachte sie mich wegen des Vorzugs, den Sie der Frau von Autrec gaben, eifersüchtig zu machen. Inzwischen versicherte ich sie, daß ich derselben in aller Demuth die Vortheile des Geistes und der Einbildungskraft abträte, weil ich des Besitzes Ihres Herzens vergewissert wäre. Ich will es Ihnen nur gestehen, ich habe durchaus der Begierde nicht widerstehen können, mich nicht nur bey ihr zu rühmen, einen Brief von meinem lieben Richelieu von Straßburg aus bekommen zu haben, sondern ihr auch etwas davon zu sagen;

dieß ist aber vielleicht die einzige Treulosigkeit, die jemahls meine Freundschaft Ihnen wieder beweisen wird. Auch Sie würden an meiner Stelle dieser Versuchung untergelegen seyn; Sie können aber sicher glauben, daß ich nach Madame de L*** gegenwärtig diejenige Person bin, die von ihr am meisten geschont wird. Sollte ihr das eben bemeldete Frauenzimmer entwischen, so würde dieß sehr schlimme Folgen haben; denn sie nimmt immer ihre Maßregeln von weitem her. Madame de Lauraguais ist gefallen, sie ließ sich gestern zur Ader und muß, sobald sie nur von Versailles wegkommen kann, nach Dampiere, St. Maurus und Morville abgehen. Herr von Forcalquier braucht in aller Ruhe bey seinem Oheim eine Milchcur, und befindet sich wohl dabey. Man sagt, die Ducheſſe d'Orleans dringe durchaus auf die Abreise der Herzogin von Modena, und dieses ist in der That schmerzlich. — Der Friede soll endlich doch zu Stande gekommen seyn. Seine's Brief ist mit Anmerkungen gedruckt worden; ich habe ihn zwar noch nicht gesehen, inzwischen wird er öffentlich im Palais-Royal verkauft. Auch ist eine abscheuliche Note gegen Madame Portail erschienen, die es wohl verdiente, durch die Hand des Henkers verbrannt zu werden. Mit Turenne's Lebensbeschreibung wurde dem Publicum ein Geschenk gemacht, ich aber habe sie noch nicht gelesen. Die Affäre der Frau von Nassau verursachte einen abscheulichen Lärm; dem Herrn von Boursin ist die persönliche Erscheinung vor Gericht, einem Unbekannten die gefängliche Haft und den Herren von Pons und Bonnivet die bloße Klage angekündigt worden. Die Aussagen sind schrecklich; gedachtes Frauenzimmer flüchtete sich nach Versailles, weil man sie aus ihrem Hause zu Paris in das Gefängniß führen wollte. Sie werden mir zugeben, daß jetzt die sonderbarsten Auftritte vorfallen. Sollten Sie den Herrn du Chatelet sehen, so wie ich nicht daran zweifle, so sprechen Sie von mir mit Achtung und Freundschaft; besonders rühmen Sie meine Reise, meinen Muth

und

und die gute Wirkung, welche dieß alles im Publicum verursacht. Wenn Sie meines Voltaire's gedenken, so thun Sie es bloß nur obenhin, aber mit theilnehmender Freundschaft, und hauptsächlich suchen Sie meinem Manne die Meinung beyzubringen, daß es eine Thorheit wäre, auf ein Weib eifersüchtig zu seyn, mit dem man zufrieden ist, welches man hochschätzt und das die beste Aufführung von der Welt hat. Erzeigen Sie mir doch diese Gefälligkeit, die mir so vortheilhaft seyn kann. Herr du Chatelet hat einen großen Respect für Ihren Verstand und wird sich also mit leichter Mühe von Ihnen leiten lassen. Sie sehen, mit welchem Zutrauen ich zu Ihnen spreche; denn Sie sind gewiß die einzige Person, zu der ich so vieles zu sagen wage. Doch Sie kennen meine Denkart und ich hoffe, dieser Beweiß von Zutrauen wird Ihre Freundschaft vermehren, ohne mir etwas von Ihrer Hochachtung zu rauben. Ich überlasse mich ganz dem Vergnügen, an Sie zu schreiben, und schon ist mein Brief eine recht lange Unterhaltung geworden. Ob ich schon glaube, daß man nicht so vieles schwatzen dürfe, so bin ich dennoch bey Ihnen nicht auf der Huth; ich lasse mein Herz zum Führer meiner Hand dienen. Sollten Sie nicht die langen Briefe lieben, so werde ich Ihnen in Zukunft desto kürzere schreiben; allein Sie werden in allen die zärtlichste und ungeheucheltste Freundschaft finden.

Sonntags, den 22.

Wenn Sie den Tanz mit sechs Wendungen zu haben wünschen, so werde ich Ihnen solchen mit nächstem überschicken.

Man gewinnt immer bey Ihnen, man mag entweder auf Ihre Einbildungskraft oder auf die Sprache Ihres Herzens Rücksicht nehmen; überhaupt ist es sehr kühn, zwischen diesen beyden zu wählen, aber doch unerhört, daß ich das letztere vorziehe. Das Beste bey Ihnen ist wohl dieses, daß

sich das Eine niemahls von dem Andern trennen läßt. So mißlaunigt ich auch immer seyn mag — und ich gestehe Ihnen, daß ich es fast eben so gegen meinen Freund, wie gegen meinen Liebhaber bin — so bin ich doch unendlich mit Ihrem Briefe zufrieden. Sie sollten nur die Wundererscheinung sehen, zwey Personen, die ein ganzes Vierteljahr mit einander hingebracht haben, und sich nur desto inniger lieben! Sie sind nicht dazu geschaffen, um über etwas erstaunen zu können, und ich behaupte, daß Sie dieses Glückes würdig wären, da ich die Parthie Ihres eigenes Herzens gegen Sie selbst ergreife. Man kennt nicht seine Stärke; die Liebe machte mich mit der meinigen bekannt, und ich schwöre Ihnen, daß ich außerordentlich erstaunt seyn würde, hätte mir vor zwey Jahren Jemand gesagt, daß ich aus eigener Wahl meine gegenwärtige Lebensart ergreifen könnte, denn damahls hatte mein Herz noch keine Vorstellung von einem solchen Glücke. Ich hatte sonsten diejenigen Leute, mit denen Sie Geduld hatten, aufgesucht, aber sehr selten gefunden; es ist aber kein Wunder, daß Sie solche öfter, als ich, angetroffen haben, denn sie folgen Ihnen überall nach, ich sahe meinen lieben Richelieu niemahls ohne diese Begleitung, und hier kann man nicht sagen: Schafft den Hochmuth nach und nach ab (retranchez le faſte). Wenn dieses nicht die Theorie der Empfindung ist, so fürchte ich sehr, es möchte eine Spötterey darüber seyn. Ich tadle mich selbsten, daß ich unter so heilige Sachen noch Scherz mische; doch Sie verstehen die Kunst: alles einzusehen und von einander zu unterscheiden. Wissen Sie noch, wie ungern ich es sah, wenn Sie Ihre Freundschaft mit Ihrer Liebe verglichen und wenn Sie solche nur für eine lebhafte Empfindung Ihres Herzens ausgaben. Es würde allerdings etwas neues seyn, mit Ihnen wegen dieser Vergleichung zu zanken; doch bey Ihnen, lieber Herzog, sucht mein Herz weniger nach dem Reitze der Neuheit, als nach dem Wahrheitsgefühl. Bey Gelegenheit dieser Antitheſe muß ich Ihnen

nen sagen, daß ich einen Brief von dem Herrn von Forcalquier erhalten habe. Wir langten beyde an einem und demselben Tage zu Paris an, und die Spanische Dame, wahrscheinlich um meine Eitelkeit zu demüthigen, sagte im Vertrauen zu mir: Er wüßte, daß ich mich in der Oper befände, und wolle mir daselbst die Aufwartung machen; allein er kam nicht, und ich sagte der Dame, daß ich dieses sehr übel aufnähme. Er schrieb mir, um mir die Versicherung zu geben, daß es eine Unwahrheit sey, mich weder zu Paris noch in der Oper gemuthmaßt zu haben, und nahm von daher Gelegenheit, einen kleinen unverständlichen Briefwechsel mit mir wieder anzufangen. Seitdem ich seinen letzten Brief erhielt, so fand ich mich nicht begeistert genug, um ihm darauf antworten zu können; denn es ist sehr sonderbar, daß man mit so vielen Geisteskräften so unverständlich seyn kann. Man muß inzwischen gestehen, daß man nicht vielen Vortheil davon haben kann, denn er weiß sich seiner Haabe nicht gut zu bedienen, und mißbraucht solche in einem fort. Ich glaube, Sie hätten doch ein bischen dazu beygetragen, um mich mit ihm zu entzweyen; denn er kann sich schlechterdings nicht von einem kleinen Ausbruche der Eifersucht gegen Sie enthalten. Seit einem halben Jahre hatte ich nicht das geringste von ihm gehört; allein ich glaube nicht, daß uns dieser Brief wieder mit einander aussöhnt, und noch weniger, daß er ihn jemahls zu Gesichte bekommt.

Ich hatte meinen Brief in der Absicht angefangen, um Ihnen eine lange Schilderung von den Gefahren zu machen, die Ihnen bey Ihrer Hieherkunft bevorstehen; von einer übeln Bewirthung, von dem Antreffen unzähliger Handwerksleute, kurz: von dem schlimmsten Empfange, wenn man ja das einen schlimmen Empfang nennen kann, wenn man mit dem innigsten Drange einer zärtlichen Freundschaft herbeygewünscht wird. Jetzt seh ich erst, daß ich Ihnen

noch

noch nichts davon gesagt habe, und hoffe mit Zuversicht: daß Sie die in meiner Colonie eingerissenen Unordnungen entschuldigen werden. Voltaire sagt: ich gliche entweder der Dido, oder einer Ameise. Dieß ist für meinen Liebhaber eine hinlängliche Ursache, um sich muthig allen Gefahren auszusetzen. Ich habe meiner Seits den Brief der Frau von Brancas aufbewahrt und bin unendlich erfreut darüber, daß wir beyde zugleich auf einerley Gedanken gerathen sind. Ich glaube, wie Sie, daß ihre Betrübniß sich mildern und die Einbildungskraft ihr auf halbem Wege entgegen kommen werde. Sehen Sie also, mein Freund, was es für eine ehrwürdige und vortreffliche Sache um eine so zärtliche und beredte Einbildungskraft ist? Sie glauben mit Recht, daß wenn mich die Liebe nicht hieher gerufen hätte, ich gewiß zu Paris würde geblieben seyn; ich gestehe Ihnen sogar, daß ich ungern von da abreißte. Uebrigens fühle ich große Neigung zu ihr, und wenn ich ihr Herz eben so lieben könnte, wie mich ihr Kummer dahin reißt, so würde sie gewiß eine von denjenigen Personen seyn, mit denen ich mein Leben hinzubringen wünschte; aber so ist nichts auf der Welt, dessen Gegenwart mir so zum Bedürfniß wurde, als die Ihrige. Nur allein die Gesellschaft Ihres Freundes würde mir die andern Menschen zum Eckel machen; urtheilen Sie also, was die Liebe auszurichten im Stande sey. Ich sende Ihnen hiemit einen Brief, den er an einen Venetianer, den Marquis Algarotti, geschrieben hat; ich konnte mich dessen nicht erwehren. Zwar könnte ich solchen Ihnen als den Präsidenten der Academie der Wissenschaften überschicken, doch will ich es viel lieber bey meinem vertrauten Freunde thun. Es vergeht fast kein einziger Tag, ohne daß nicht einige Strophen zum Vorschein kommen, und dieses den Anecdoten unbeschadet; ich hoffe mit der Zeit ein kleines Aemiliana von allen zu Cirey gemachten Versen herausgeben zu können, dieß wird wahrhaftig eine rechte artige Sammlung werden. Kommen Sie also, was machen Sie bey der jetzi-

gen

gen Jahreszeit unter dem Gezelte? Ich hoffe mit Recht, man wird gegenwärtig nicht damit anfangen, Ihnen neue Geschäfte zu übetrragen. Schon sind die Generaladjutante ernannt, doch möchte ich lieber den Tag Ihrer Abreise erfahren.

Voltaire fügte dem vorhergehenden Briefe noch folgendes hinzu:

„Ich schreibe Ihnen auf der Außenseite von Aemiliens Briefe. Ohne Zweifel wissen Sie schon, daß Herr von Brancas jetzt mehr als jemahls ein Weltkind geworden ist; er will sich für den A... der Frau von Parabés und für den Besitz von 50000 Livres in die Verdammniß stürzen. Wäre diese Summe herbeygeschaft worden, so würde Madame de Parabés die Schwiegermutter der Frau von Brancas geworden seyn; allein es war ihr viel schwerer, Geld aufzutreiben, als einen alten Herzog zu finden. Sie wird also keine Herzogin und Herr von Brancas nicht verdammt werden, wofern sich dieser mit keinem Edelknaben vermählt, welches im Grunde doch weit vernünftiger wäre, als eine Heirath mit Madame de Parabés. Ist nicht die Frau Herzogin von Richelieu zu Bourbonne? Da ist wohl der Herr Intendant sehr vergnügt! Er wird es noch mehr seyn, wenn Sie zugegen wären; doch gehen Sie durch Cirey, es gibt daselbst einen Mann, der ihn und selbst die Palu in Rücksicht seiner zärtlichen Freundschaft zu Ihnen übertrifft“.

Voltaire.

Cirey, den 22sten September.

Sie werden sagen, ich wäre äußerst mißlaunigt, und wirklich bin ich ganz und gar nicht mit Ihrem Briefe zufrieden. Nicht etwa darum, daß derselbe nicht reitzend sey, sondern vielmehr deswegen, daß er zu kurz ist; Sie sagen mir darinn nicht das geringste von Ihnen. Freylich sprechen Sie von mir auf eine Art, die mich noch mehr — wenn es anders möglich wäre — mein Glück würde fühlen lassen. Aber doch müssen Sie ja von

selb=

selbsten empfinden, wie sehr ich Sie liebe, weil ich mitten im Genusse einer Glückseligkeit, die zu gleicher Zeit mein Herz und meinen Geist erfüllt, alles zu wissen verlange, was Sie interessirt, um jedes Ihrer Begegnisse mit Ihnen zu theilen. Ihre Abwesenheit läßt mich fühlen daß ich noch etwas von den Göttern zu bitten hätte, und daß, um vollkommen glücklich zu seyn, ich mein Leben mit Ihnen und Ihrem Freunde zubringen müßte. Mein Herz wagt es, diesen Wunsch heraus zu stammeln, und tadelt sich nicht wegen einer Empfindung, die meine zärtliche Freundschaft zu Ihnen lebenslänglich erhalten wird. Sie sagen mir kein Wort, ob Sie mich besuchen wollen, noch von der Zeit, wo Sie das Ende des Feldzugs voraussehen, noch von der Langweile, die Sie deswegen empfinden müssen. Ich stürbe gern der Welt ab, doch möchte ich nicht Ihrer Freundschaft absterben. Wenn Sie bey der Unthätigkeit und Langweile des Feldzugs mir so kleine Briefe schreiben, so schließen Sie auf das, was Sie zu Paris thun würden; Sie würden mich auf ein halbes Jahr lang vergessen, inzwischen aber wäre ich vergewissert, daß Sie nur mit Freundschaft und tiefer Empfindung an mich dächten.

Ich habe eine sehr leichte Reise gemacht, denn ich war nur fünf Tage unterwegs. Meiner Meinung nach, war mein Hinweggehen die schönste, und mein Zurückkommen die angenehmste Handlung, die ich jemahls verrichtete. Ich fand meine Mutter ohne alle Geschäfte; sie war in ihrem Landhause zu Créteil. Auf diese Weise konnte ich also keine einzige Nacht in Paris bleiben. Nur am Freytag ging ich dahin, um mit meinem Sachwalter zu sprechen, und die Mademoiselle Sallé in der Oper, und zwar in der kleinen Loge der Frau von St. Pierre, zu sehen; ich wickelte mich bey dieser Gelegenheit in meinen Kopfzeug, und Jedermann hielt mich für die Frau von Renel. Der Herzog von Becheran kam in die Loge, um mit Madame de St. Pierre zu reden, und erkannte mich

nicht

nicht. Le Forcalquier war an demselben Tage angekommen, aber ich wurde ihn mit keinem Auge gewahr. Mademoiselle Sallé machte mir vieles Vergnügen, ich fand sie sogar leichtfertiger, als jemahls; die Oper schien mit der trefflichsten Musik begleitet zu seyn, aber das aufgeführte Stück war abscheulich. Man weiß nicht, was es eigentlich seyn soll; ich sah es zwar nicht recht, denn ich wollte den kleinen Hinterstuhl nicht verlassen; doch schien mir alles eine Erscheinung des heiligen Antonius zu seyn, und ich glaubte immer, ich würde erwachen und mich zu Cirey befinden. Ich gestehe Ihnen, daß ich äußerst unwillig war, als ich sah, daß an kein Erwachen zu denken wäre. Ich weiß nicht, ob Sie in einem solchen Grade mich lieben, daß Ihnen die Erzählung von meiner Reise nach Paris angenehm gewesen war; doch ich bin mit Ihnen eben so umgegangen, als wie ich gewünscht hätte, daß Sie bey ähnlicher Gelegenheit mit mir umgehen möchten. Sie sehen also deutlich hieraus, daß ich die Bitte, die ich an Sie gethan hatte, nicht im geringsten benutzte, allein ich danke Ihnen nicht weniger dafür. Ich erfuhr im Vorbeygehen, daß man zu Petit-Bourg sehr vieles von dem Könige und der Frau von Boufflers gesprochen hatte, ja, man behauptete sogar, daß sich der Erstere der Sprache der Liebe gegen diese Dame bedient hätte. Bey ihrer Zurückkunft sagte die Königin zu ihr:

K. Frau von Boufflers, Sie haben zu Petit-Bourg vieles Gerede von Ihnen verursacht.

B. Was sagt man denn, Ew. Majestät?

K. Man sagt, Sie hätten den König mit ganz ungewöhnlichen Augen betrachtet.

B. Um Verzeihung, Ew. Majestät! Dieselben sind sehr übel benachrichtigt worden; so sagte man nicht: man sagte nur, der König hätte mich in die Augen gefaßt.

Die Königin flehte bey Ihrer Ankunft zu Paris die heilige Jungfrau um einen Herzog von Anjou an, sie bedachte aber nicht, daß Maria niemahls einen besessen hat-

te

te. Man wollte sie auf eine glänzende und galante Art empfangen; aber der Kardinal sagte: er hätte sie nicht um ihre Meinung befragt, und überdieß würde das zu einer Zeit des Jammers nicht gut angebracht seyn. Wahrscheinlich hatte er alle Te Deum vergessen, die wir würden gesungen haben. Sie that also zu Paris weiter nichts, als daß sie ihr Gebet verrichtete und in der Zelle der Herzogin von Armagnac einige Eiszapfen der le Fevre nahm. Der nähmliche Junge, der ihr solche gebracht hatte, brachte mir auch welche, und diese Anecdote schien mir äußerst belustigend zu seyn. Wir sind hier aus lauter Anecdoten zusammen gesetzt. — Heute unterzeichnete man den Nimweger Frieden. Ich versichere Sie, daß Sie sehr wohl thun werden, wenn Sie uns mit einem Besuche beehren; oder finden Sie wohl jemahls zwey Personen, die Sie mit solcher Innigkeit lieben, und merkwürdigere Aufschlüsse in Ansehung der Geschichte von Ludwig dem Vierzehnten? Ich hoffe, Sie werden dem Herrn von Chatelet den Rang ablaufen. Madame de Richelieu kommt nicht hieher, machen Sie es aber nicht eben so; zwar ist der Bau meines Hauses noch nicht ganz vollendet, aber Sie besuchen ja nicht das bloße Haus. — Man hat eine Medaille mit einem Pfau prägen lassen, mit der Umschrift: Silet ne placeat, und solche an die Versammlung der Geistlichkeit geschickt. Herr von Valence hat inzwischen die schönste Rede gehalten, die mir noch je unter die Augen kam; sollten Sie solche zu haben wünschen, so werde ich sie Ihnen mit nächstem übersenden. Leben Sie wohl! Ich bin ein plauderhaftes Geschöpf, aber mein Herz ist unaufhörlich mit Ihnen beschäftigt. Wahrhaftig, ich war schon im Begriff, diesen Brief zu schließen, ohne Ihnen etwas von der armen kleinen Lauraguais zu sagen; werden Sie es nicht rührend gefunden haben, diese Blume vom Sturme entblättert zu sehen, eben da sie sich zu entfalten begann? Gestern erhielt ich einen Brief von Madame de Brancas, über den ich fast Thränen ver-

gos-

gossen hätte, sie würde einen Stein erweicht haben, und ich schäme mich meines Mitleids nicht. Ich halte ihren Schmerz für ungeheuchelt; denn was könnte sie sonsten für Vortheil haben, wenn sie mich täuschen wollte? Gewiß! ihr Kummer ist gegründet; sie ist ein liebenswürdiges Kind. Da sind nun auf einmahl zwey von unsern Freundinnen durch eine und eben dieselbe Ursache in den bittersten Gram versunken. Leben Sie wohl, und geben Sie mir Nachricht von Ihnen! Ich bin nicht so, wie Sie, denn wenn ich nichts von Ihnen erfahre, so bin ich mit Unruhe erfüllt, wenn ich aber Nachrichten von meinem lieben Richelieu erhalte, so erweckt dieses ein Vergnügen in mir, welches mit der zärtlichen und unwandelbaren Freundschaft, die mich an Sie fesselt, in gleichem Verhältnisse steht. Unsere Nesle ist schwanger und noch reitzender, als jemahls; ich bin ihr letzthin begegnet. Madame de Brancas befindet sich zu Dampierre; ich habe sie auf meiner Reise nicht sehen können, welches mich äußerst bekümmerte.

Ich liebe die Schwatzhaftigkeit des Herzens eben so sehr, als diejenige des Geistes; auf diese Weise glaube ich, daß, weil Sie mir völlige Macht und Freyheit lassen (puisque vous me donnez carte-blanche), meine Briefe zu ganzen Foliobänden anwachsen werden. Der Ihrige ist eben zu rechter Zeit angekommen; ich war schon im Begriff, an Sie zu schreiben, erstlich, um Ihnen zu schreiben, und dann, um Ihnen zu sagen: Ihre Liebe zu Jemand daure kaum acht Tage lang, Sie hätten gegen mich weiter nichts, als Coquetterien der Freundschaft bewiesen, ich aber wäre über Ihr Stillschweigen außerordentlich beunruhigt und kummervoll gewesen, indem ich die Freundschaft immer als das ernsthafteste Geschäft meines Lebens ansähe und Sie mit der innigsten Zärtlichkeit liebte. Ich sagte zu mir selbsten: man muß, wie man zu sprechen pflegt, seine Freunde mit ihren

Fehlern lieben; der Herr Herzog von Richelieu ist leichtsinnig und unbeständig, man muß ihn also so lieben, wie er ist. Zwar fühlte ich, daß mein Herz auf diesem Markte seine Rechnung nicht fand; zwar wußte ich, daß ich hätte glücklicher seyn können, wenn ich Sie in Rücksicht der Empfindungen der Freundschaft für unfähig gehalten hätte; allein ich konnte nicht ohne Schmerz der schönen Schimäre entsagen, einen Freund an Ihnen zu haben, an Ihnen, den man nur für die Coquetterie allein geschaffen hält, an Ihnen, bey dem ich niemahls auf den Gedanken der Liebe gekommen wäre, dessen Freundschaft ich aber nicht mehr entbehren kann.

Dieß sind nun die Ideen, die meine Seele beschäftigten, indeß Sie, Ihrem Vorgeben nach, verstopft waren. Sie machen mir eine solche komische Beschreibung von Ihrem damahligen Zustande, daß, wenn ich nicht wegen Ihrer Gesundheit besorgt wäre, ich Ihnen sagen möchte, daß ich auf nichts, als auf Ihre Briefe gesehen hätte, die zugleich so zärtlich und so belustigend waren, zwey Dinge, die gewöhnlich nicht beysammen sind; aber ich benachrichtige Sie, daß dieß nur eine Entschuldigung war, um nur nicht an mich schreiben zu dürfen, weil Sie mit aller Anmuth und mit allem Frohsinne von der Welt die Schilderung von Ihrer Melancholie entwarfen. Die Freundschaft hat das Privilegium, den Freund in allen Situationen seiner Seele zu erblicken. Ich liebe Sie, Sie mögen nun entweder traurig oder fröhlich, entweder lebhaft oder verstopft seyn; meine Freundschaft soll Ihre Freuden vermehren, Ihren Kummer lindern und — theilen. Dazu braucht man kein wirkliches Unglück, keine großen Freuden zu haben; man bedarf nur einiger Ereignisse, und ich interessire mich eben so für Ihre Vapeurs und Ihre Coquetterien, als sich andere Leute für das Glück oder Unglück derjenigen Personen interessiren, die sie ihre Freunde nennen. Ich gebe Ihnen zu, daß man seinen Liebhaber gern mit Erröthung ansieht, aber man sieht

ihn

ihn weit lieber ohne Rothwerden an, als wenn man seine Gegenwart gänzlich entbehren muß. Ich, zum Beyspiel, bin ein Beweiß dieses Satzes; meine Ideen sind des Abends über die Massen verworren, ich fühle sehr wohl, daß ich nicht beredt bin, doch die Begierde, Ihnen meine Ideen mitzutheilen, so verworren sie auch immer sind, bringt meine Eigenliebe zum Schweigen.

Da haben Sie eine Geschichte aus dem Stegreife, bloß um eine Redensart zu vertheidigen, mit welcher ich den Anfang machen wollte und die kein Ende würde genommen haben. Der Herzog von Becheran hatte die Pietistin Rupelmonde zu dem Entschlusse gebracht, über ihre Konvulsionen den Herrn M***, einen Holländischen Arzt, zu befragen; dieser M*** schickte eine versiegelte Consultation an die Frau von Rupelmonde, welche von dieser Dame aus Bescheidenheit unaufgebrochen an den Rathgeber gesandt wurde. Man sprach seit einem Monathe her in der Gesellschaft bey den von Autrec und Sallins nur von der Hoffnung, die man auf diese Consultation setzte; sie kam endlich eine halbe Stunde vor dem Abendessen, und zwar in einem Augenblicke an, wo man sie am wenigsten erwartete. Alle Freunde dieses Frauenzimmers, geleitet von dem Schutzgotte der Freundschaft, waren zugegen. Man öfnete eiligst dieses Papier und las mit lauter Stimme folgende Worte:

„Der Kranke, von welchem die Rede ist, befindet sich in sehr übeln Umständen, und alle seine Zufälle kommen von einer schrecklichen Furcht her, die eine so — — — Revolution verursacht.“

Die Nesle entriß das Papier den Händen des Vorlesers mit den Worten: das ist ein Narr (extravagant), der selbst nicht weiß, was er will, es verlohnte sich wohl der Frage! — Jedermann blieb bestürzt; doch die dienstfertige Freundschaft, welche die Quelle des Uebels kannte, glaubte solche ausbreiten zu müssen, in der Hoffnung: irgend ein Gegenmittel dafür

zu finden; auch legte sich kein einziger von den Anwesenden nieder, ohne vorher eine Consultation angestellt zu haben.

Diese Geschichte vermehrt um ein Beträchtliches die Reputation des Holländers; denn man versichert aufs heiligste, daß er weder den Nahmen, noch die Eigenschaften des Patienten wußte. Madame de Brancas ist in den Luynes gleichsam vergraben; ich hörte schon seit vierzehn Tagen nicht das geringste von ihr. Sie glauben mit Recht, daß dasjenige, was bey Ihrer Freundschaft zu mir am meisten mich schmeichle, die Mitempfindung (contre-coup) der ihrigen sey. Sie können unmöglich traurige Begebenheiten vorhersagen, denn ohne dieses würde ich nur denjenigen allzusehr fürchten, von welchem Sie mir erzählten. Ueberdieß gibt es unterschiedliche Dinge, worüber ich mich gegen Niemanden, selbst gegen Sie und Voltaire'n nicht, erklärt habe. Ich glaube aber, es ist ein gewisser Heldenmuth, oder vielleicht eine Thorheit von mir, mich ganz in Cirey einzuschliessen; inzwischen ist jedoch meine Wahl getroffen. Ich halte mich noch immer für fähiger, den Argwohn meines Gemahls zu vernichten, als der Einbildungskraft unsers Voltaire's Schranken zu setzen. Zu Paris würde ich ihn ohne Rettung und unwiederbringlich verliehren, zu Cirey hingegen kann ich doch wenigstens hoffen, daß die Liebe den Schleyer dichter machen werde, der zu seinem und unserm Glücke die Augen meines Eheherrns bedecken muß. Ich bitte Sie um die Gefälligkeit, Voltaire'n von allem diesen kein Wort zu sagen; er würde sonsten für Unruhe wahnsinnig werden und ich fürchte doch nichts so sehr, als ihm, insonderheit aber vergebens, Kummer und Sorge zu machen. Vergessen Sie nicht Ihre Beredtsamkeit in Ansehung meines Gemahls, und bereiten Sie sich vor, mich auch in meinem Unglücke zu lieben, wenn sich einstens dieser Fall ereignen sollte. Um zu verhindern, es gänzlich zu werden, so will ich die drey glücklichsten Monathe meines Lebens bey ihm zubringen; ich

gehe innerhalb vier Tagen fort, und mitten unter der Unordnung, die durch meine Abreise verursacht wird, wage ich es, an Sie zu schreiben. Zwar ist mein Geist davon niedergedrückt, aber mein Herz schwimmt in einem Meere von Freuden. Die Hoffnung, ihn durch diesen Schritt von meiner Liebe zu überzeugen, verbirgt alle andere Ideen vor mir, und ich sehe nur das unschäzbare Glück, alle seine Besorgnisse zu verscheuchen und meine Tage mit ihm zu verleben. Sie sehen hieraus, daß Sie Unrecht haben; denn ich habe sicher den Verstand verlohren, und doch gestehe ich Ihnen, daß seine Besorgnisse und sein Mißtrauen mich auf das empfindlichste kränken. Zwar weiß ich, daß dieses die Marter seines Lebens hervorbringt und vermittelst dessen muß das auch das meinige vergiften; inzwischen aber könnten wir doch alle beyde Recht haben. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Eifersucht und der Furcht, nicht hinlänglich geliebt zu werden; man kann der einen trotzen, wenn man fühlt, daß man sie nicht verdient, aber man kann sich nicht enthalten, über die andere gerührt und bekümmert zu werden. Das eine ist eine widrige Empfindung, und das andere, eine kitzliche Unruhe, gegen die man fast gar keine andere Waffen und Heilmittel gebrauchen kann, als nach Cirey zu gehen und — dort glücklich zu seyn. Wahrhaftig, dieß ist ein Theil von der Metaphysik der Liebe, zu der uns das Uebermaß dieser Leidenschaft führt. Alles dieß scheint mir die deutlichste und natürlichste Sache von der Welt zu seyn. Ich werde nur durch Vergleichung gewahr, daß ich solches an Marivaux *) tadeln möchte, welches Sie aber gewiß nicht Wunder nehmen wird. Ich ging diesen Abend

*) Vielleicht spielt Madame du Chatelet hier auf den Roman dieses Schriftstellers: le paysan parvenu, an, der so oft schon ins Teutsche übersetzt wurde, welchen aber erst Herr Mylius in Berlin für seine Landsleute durch eine treffliche Bearbeitung lesbar machte.

Anmerk. des Uebers.

mit seinem Pater Fontenelle zwey Stunden lang in den Thuillerien spatzieren. Da ich eben auf Fontenelle'n komme, so muß ich Ihnen sagen, daß Maupertuis sich zu den Polen hinbegeben will, um eine Ausmessung von unserer Erde zu veranstalten, und daß er mir versicherte: er wolle sich gleich nach meiner Abreise von Paris entfernen. Er hat einen unruhigen Geist, der ihn äußerst unglücklich macht und hinlänglich beweißt, daß es schlechterdings nöthig ist, mehr sein Herz, als seinen Verstand, zu beschäftigen; aber zum Unglücke ist es viel leichter, algebraische Berechnungen zu machen, als die Empfindungen der Liebe in seiner Seele zu wecken. Ich sage: die Empfindungen der Liebe, so wie ich sie selbsten fühle; denn ich muß mich bey Ihnen deutlich und bestimmt ausdrücken. Ich habe Dufey nach St. Maurus begleitet, wo ich acht Tage lang verweilte; wir haben unter Wegs über die Existenz des Ihnen Bewußten disputirt, und wirklich, ich schuf den Unglaubigen beynahe zu einem Proselyten um, und er hätte sehr wohl daran gethan: doch die Zeit verschwand, ohne daß ich die Sonne in ihrem Laufe aufhalten konnte, um noch länger Gelegenheit zu haben, meine Ueberzeugungsgründe vorzutragen. Wenn ich jemahls schlimme Folgen bey Ihnen wahrnehme, dann will ich Sie auch zu bekehren suchen; aber ich werde nie darinnen glücklich seyn, wofern dieses nicht zu Richelieu geschieht. Ich habe viel von Ihnen mit Ihrem Präsidenten gesprochen, das einzige Mahl, da ich ihn gesehen habe; ich erwähnte dieses bey Madame de Boufflers, die mir eine Wunderthäterin zu seyn scheint; ich würde Neigung zu ihr fühlen, wenn ich sie anders nicht so sehr fürchtete. Sie sagt: Sie hätten, ihrem Vermuthen nach, eine abscheuliche Plauderey gegen sie angesponnen, und gab mir den Auftrag, Ihnen solches zu melden, sie wollte mir aber nicht sagen, worinnen es bestünde; allein ich gab ihr die Versicherung, daß Sie unmöglich eine Plauderey aufspinnen könnten.

Der

Der neue P * * * ist jetzt mehr, als jemahls in Circe'n verliebt. Er ist sogar ihr beständiger Gesellschafter (il l'a même toujours sur le poing), sie entscheidet gegenwärtig über Werke des Geistes; aber sie hat mehr Pfinnen, als Peter je haben konnte, man sagt sogar, dieses käme von seinen sorgfältigen Bemühungen her. Wenn Sie mich nicht verstehen, so lesen Sie nur Petrons Satyricon. Ich war bey der Aufführung des Abensaids zugegen. Die Tollheit des Parterre's in Ansehung dieses Stücks kann nur mit derjenigen des Parterre's in der Oper für Mademoiselle le Breton verglichen werde. Was mich anbetrifft, so glaube ich, daß es nur aus Mitleid des Publicums gegen den Verfasser geschieht; aber dieses wird allen Sudeleyen den Weg öffnen, die sich sonsten nicht an das Tageslicht zu stellen wagten. Mir ist es leid, Ihnen zu sagen, daß es deßhalb viele Schwierigkeiten, aber eben so viele Meinungen gibt. Gewiß Heraclius ist nicht nach diesem Geschmacke bearbeitet; noch nie fand ich Corneille'n so erhaben, er riß meine Seele mit sich dahin. Das Gefühl der Bewunderung wird so selten erregt, daß es mir scheint, es wäre eines von denjenigen, die uns das größte Vergnügen machen. Ich gebe noch nicht gewonnen Spiel, wenn auch Voltaire auf demjenigen besteht, was er Ihnen gesagt hat, und wenn wir uns auch zu Cirey zwey oder drey Stunden lang wegen dieses Heraclius entzweyen sollten; denn ich unterscheide mein Gefühl von der unumschränkten Gewalt, die ich ihm über meine Seele gelassen habe. Meine Liebe, und selbst meine Bewunderung für ihn, fordern Gründe; man würde Unrecht haben, wenn man nicht welche von ihm verlangen wollte, denn er gibt öfters ganz vortreffliche an.

Der Herzog von Modena bleibt noch einen Monath hier; der König erlaubte ihm, den seiner Gemahlin gegebenen Befehl zu vollziehen. Die Herzogin von Orleans sieht diese Dame nicht mehr, und hat sogar ihren Töchtern verbothen, dieselbe zu besuchen. Allein man kann sich nicht mit größerer

Klugheit und Mäßigung betragen, als sie es zu Versailles gethan hat. Es entwischte ihr nicht ein verdrüßliches Wort, und dieses ist doch eine sehr seltene und verehrungswürdige Eigenschaft. Sie wird allgemein bedauert.

O! wie bin ich so ganz Ihrer Meinung! Ich glaube nicht, daß eine Folge von mittelmäßigen Schönheiten den Werth eines Gedankens ausmache. Es ist ein gewisses Gefühl des Erhabenen in den von Ihnen angeführten Versen des Maurice zu finden; aber dieß ist zugleich auch ein Gefühl des Erhabenen in Rücksicht des Herzens und Geistes, und Racine hat gewiß nicht das Gepräge davon. Sie sehen also wohl aus dem, was ich Ihnen vorhin von Voltaire gesagt habe, daß weder der Geschmack und die Gefälligkeit, noch selbst die unumschränkteste Gewalt meine Empfindungen dahin reissen; ich habe also das Verdienst, im Ganzen genommen eben so, wie Sie, gedacht zu haben, und ich bin stolz darauf.

O! lesen Sie doch Turenne's Leben, weil Sie sich gerne mit einem lehrreichen und nützlichen Zeitvertreibe beschäftigen. Es geschah nicht aus Begierde, Ihnen Verdruß zu machen, daß Becheran an Sie schrieb, es geschah bloß, um etwas von Ihnen öffentlich vorlesen zu können; die Verdrüßlichkeit war sicher nur ein Nebenwerk, und meine Abneignng dafür, ließ mich nur ein einziges Mahl vor meiner Abreise la Pierotte wieder besuchen. Gewiß! der Wohlstand, und nicht der Sommer, bewogen mich zu dieser Unbesonnenheit (m'ont arraché cette platitude).

Die letzten Worte Ihres Briefs, die mich eine Streitigkeit fürchten lassen, sind für Sie eine Verbindlichkeit mehr, warum Sie mir schleunige Nachrichten von Ihnen geben müssen. Denken Sie nur, wie sehr ich Sie liebe, weil ich sogar bey meiner Abreise nach Cirey Sie um diese Gefälligkeit bitte. Addressiren Sie Ihren künftigen Brief nochmahls nach Paris.

Wer würde es jemahls geglaubt haben, daß mich die Frau Herzogin von Richelieu sowohl, als Voltaire und Sie aus Freundschaft bemitleiden könnten? Kaum hoffte ich dieß von der Liebe. Man ist nur durch diese beyden Empfindungen glücklich. Ich gestehe, daß sie die Wonne meines Lebens sind, und daß ich von den Göttern — wenn es ja welche gibt — nichts weiter verlangen würde, als mein Leben in dieser Gesellschaft zuzubringen, wo es gleich angenehm wäre, der Dritte oder der Vierte zu seyn. Darf ich aber wohl von Glück reden? Meine Kleinodien befinden sich ja zu Luneville und Straßburg. Ich schleppe mein Leben dahin, entfernt von allem, was ich in dieser großen Stadt liebe, die in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden zu einer Wüste ward. Ich seufze eben so nach meiner Abreise, als wenn dadurch die Stunde meiner Erlösung herannahe, und doch bleibe ich ein Raub verdrüßlicher Geschäfte, die mich noch unsinnig machen. Ich kann Ihnen nur schwach das Vergnügen ausdrücken, das mir Ihr kleines Billet verursachte; denn ich bin nicht nur überzeugt, daß Ihre Freundschaft einen Theil meines Verdienstes in den Augen der Frau von Brancas ausmacht, sondern es vermehrt solches auch um ein Beträchtliches in den meinigen. Ich glaube, daß ich wirklich einen gewissen Werth habe, seitdem ich mir vorstelle: Sie fühlten eine unerschütterliche Freundschaft für mich, und ich bedarf vieler Erinnerungen an mich selbsten, um keine unerträgliche Eitelkeit zu begehen. Inzwischen fühle ich aber wohl, daß meine Empfindungen für Sie solche verdienen; doch ist es sicher mein Herz allein, das mich etwas eitel machen könnte, wenn ich je meine Gesinnungen entdecken würde. Ich glaube, Ihre Trennung von Ihrer Gemahlin wird mit der zärtlichsten Liebe geschehen seyn, und hoffe, Voltaire wird mit innigster Wehmuth Ihre Abreise gesehen haben; wenn sich aber nur allein die Freundschaft darein mengte, so könnte ich mit Zuversicht behaupten: beyde wären bey Ihrem Hinweggehen nicht so sehr gerührt worden, als ich, denn sie haben

bloß den einzigen Vortheil vor mir voraus, Ihnen solches sagen zu können, ohne ihre Ausdrücke nach dem Wohlstande abzuzirkeln. Doch Sie kennen mein Herz, und wissen, wie lebhaft dasselbe mit Ihnen beschäftigt ist. Ich wünsche mir selbsten Glück, in Ihrer Person den Freund meines Liebhabers und die einzige Person auf der Welt zu lieben, gegen die er Verbindlichkeiten, die mich nicht kränken, haben kann. Sie kennen ihn zu genau, um nicht überzeugt zu seyn, daß die Erkenntlichkeit seine Liebe für Sie nicht vermehren könne; allein dieses Gefühl würde noch die Anmuth vergrößern, die ich in Ihrer Freundschaft finde, wenn ich sie nicht selbsten vergiftet hätte. Er verzeiht mir es gar nicht, daß ich für Sie einige vorübereilende Empfindungen gehabt habe, so flüchtig sie auch immer gewesen sind; allein sicher soll der Charakter meiner Freundschaft diesen Fehler wieder verbessern, und wenn ich nur dem Letztern die Ihrige zu verdanken habe, so werde ich, ungeachtet meiner Gewissensvorwürfe, dennoch ausrufen: O felix culpa! Freylich würde es mir angenehmer seyn, dieselbe Ihrer Hochachtung zu verdanken zu haben, um mich ihrer freuen zu können, ohne daß ich jeden Augenblick vor meinem vertrauten Freunde erröthen dürfte; doch mein Verhängniß ist nun einmahl so, ich muß mich nur geduldig darein ergeben. Ich sollte diese Idee aus meinem Herzen zu verdrängen suchen, und meine Gewissensvorwürfe bringen sie immer in mein Gedächtniß zurück. Ohne dieß wäre ich sehr glücklich gewesen, und nur Ihre Gegenwart zu Cirey wird noch zu meinem Glücke fehlen. Ich hoffe, Sie werden dieses durch Ihre Briefe wieder ersetzen. Aber glauben Sie nicht, daß ich solche nach Art der meisten Leute zu Paris wünsche, bloß um sagen zu können: der Herzog von Richelieu meldet mir diese oder jene Nachricht. Ich verlange bloß Ihre eigenen Angelegenheiten zu wissen; insonderheit aber bedenken Sie, daß wenn dieses Kennzeichen der Freundschaft für die Anmuth meines Lebens zu Paris nothwendig ist, solches noch mehr zu meiner ländlichen

lichen Ruhe beytragen muß, indem ich sonsten durch niemanden, als durch Sie selbsten, Nachrichten von Ihnen erhalten kann. Die Freundschaft ist bey mir kein läppisches und schläfriges Gefühl; und selbst mein höchstes Glück, mit einem Lieblinge meine Tage zu verleben, soll mich nicht abhalten, für Sie zu zittern. Denn dieß ist ein Gefühl, das ich nie vor meinem Geliebten verbergen werde, und welches er sicher auch mit mir theilt. Ich bin seit acht Tagen hier und empfinde außerordentliche Langweile. Zwar reise ich zu allem Glücke morgen hinweg; aber die Langweile wird mich nur in Champagne verlassen. Doch werde ich nicht vor den 20. Junius daselbst eintreffen, ich hoffe indeß, noch vor dieser Zeit an Sie schreiben zu können. Ich bin in dem Zimmer des Ritters von Hautefort gewesen, welches mir über die Massen gefallen hat. Ich mache Sie deßhalb zu meinem Bevollmächtigten; denn ich glaube nicht, daß ich einigen Nutzen daraus ziehen kann, dafern der Vorwand Ihro Gnaden, des Herrn Chatelain, mich nicht dazu zwingt. Wenn man einmahl das Glück, mit seinem Liebhaber auf dem Lande zu leben, gekostet hat, so ist das Stadtleben ganz unerträglich, wofern man solches nicht mit dem Herzoge von Richelieu genießen kann. Madame de Brancas liebt mich seit Ihrer Abreise, so zu sagen, mit verdoppelter Leidenschaft; ich speißte bisher fast alle Tage bey ihr, ohne Zweifel aber hat Ihre letzte Unterredung diese Wirkung hervorgebracht. Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen jetzt weiter nichts zu schreiben, als daß Chalmasel nach der Entlassung des Herrn Chamarante's die Stelle des ersten Haushofmeisters der Königin erhielt; und Rambures Vermählung mit einem abscheulichen Weibe, — der Mademoiselle von Verrac — die ihn nur unter der Bedingung geheirathet hat, daß er die Frau von Beuvron verlassen sollte, die, zum Glücke für sie, über diesen Vorfall nur rasend, nicht aber bekümmert ist. Die Prinzessin von Charolois, die sich für die Freundin derselben ausgibt, spricht viel Gutes von ihr, es ist wirklich

hart

hart für ein ehrsüchtiges Frauenzimmer, die Bedingung bey einer solchen Ehe zu seyn. — Hier überschicke ich Ihnen ein Lied von dem Präsidenten Hainaut, das ich um seinetwillen eben so liebe, als wenn es von Pont de Vele wäre, und endlich die Grabschrift von Madame de l'Aigle, durch Herrn von Thibouville verfertigt. Sie soll an einem Schlage, den sie von ihrem berauschten Gemahl bekommen, gestorben seyn. Ich schreibe Ihnen in dem kleinen Gehölze von Chantilly, beym sanften Gemurmel einer Quelle, wie eine Romanheldin; allein der Tag ist zu allem Glücke nicht hinreichend für Sie, denn vielleicht würde dieser ungeheure Brief kein Ende nehmen, so vieles Vergnügen finde ich, wenn ich Ihnen meine Gedanken sagen und Sie versichern kann, daß Niemand eine zärtlichere und unwandelbarere Freundschaft für Sie fühlen werde!

N. S.

Sagen Sie dem Herrn du Chatelet, wenn Sie ihn sehen, kein Wort von dem Zimmer des Ritters von Hautefort. Ich habe Ihnen noch seinetwegen tausend Dinge zu melden, die ich aber für meinen nächsten Brief aufsparen will.

Chantilly den 21. März 1735.

Ende des zweyten Theils.

Inhalt

Inhalt des zweyten Theils.

Seite

Erstes Kapitel.

Ludwig XV geht nach Flandern. Einnahme von Cortrick. Krankheit des Königs zu Metz. Ungnade der Herzogin von Chateauroux. Richelieu's Betragen zu dieser Zeit. Tod der Frau von Chateauroux. Unser Held bringt nach seiner Zurückkehr aus Languedoc eine Nacht bey dem Könige zu, um mit ihm den Verlust dieser Günstlingin zu beweinen. 3

Zweytes Kapitel.

Liebschaft des Herzogs von Richelieu mit der Frau de la Popeliniere. Schlacht bey Fontenoi. Rückkehr des Herzogs nach Paris, wo er ein Haus, neben der Wohnung des Finanzraths, miethet und einen sogenannten Drehcamin machen läßt, durch welchen er in das Zimmer der gedachten Dame gelangt. Er läßt ein Mädchen in das Gefängniß setzen, weil dasselbe seinen Kammerdiener ihm vorgezogen hat. 36

Drittes Kapitel.

Richelieu wird zu Montpellier mit einer gewissen Frau Capon, der Gattin eines Consuls, bekannt. Er erhält Befehle, die Protestanten zu verfolgen. Sein kluges Betragen gegen dieselben, nebst einem zu Gunsten dieser Unglücklichen durch ihn an den König geschickten Memoire. 55

Viertes Kapitel.

Herr de la Popeliniere entdeckt das Geheimniß des Drehcamins und trennt sich deßwegen von seiner Gattin. Richelieu wird zum Befehlshaber bey der in England vorzunehmenden Landung ernannt. Absterben der Gemahlin des Dauphins. Der Herzog geht als außerordentlicher Abgesandter nach Dreßden, um dem Dauphin eine zweyte Gemahlin zu verschaffen. 69

Fünftes Kapitel.

Richelieu befindet sich bey dem Treffen von Lawfeld. Er wird von den Genuesern verlangt, um die Stelle des Herzogs von Boufflers zu ersetzen. Feldzug von Genua. Liebschaft unsers Helden mit Pelinetta Brignolet, der Schwägerin des Doge. 78

Sechs-

Seite

Sechstes Kapitel.

Richelieu wird zum Marschall von Frankreich ernannt. Seine Rückkehr nach Paris. Er empfängt den König und die Frau von Pompadour zu Gennevillers. Tod der Frau de la Popeliniere. 93

Siebentes Kapitel.

Richelieu's Liebschaft mit Anneten Brignolet. Frau von Pompadour gibt dem Könige zu Ehren einige Freudenfeste. Die Herzogin von Lauraguais wird die erklärte Mätresse des Marschalls. Hofintriken. 106

Achtes Kapitel.

Vermählung der Prinzessin von Richelieu mit dem Grafen von Egmont. Liebesintrike des Marschalls mit einer Nonne. Unser Held bekommt eine Art von Aussatz, vermöge dessen er sechs oder sieben Monathe zu Hause bleiben muß. Er wird zum Statthalter von Guyenne ernannt. 115

Neuntes Kapitel.

Der Marschall von Richelieu wird zum Oberbefehlshaber bey der zu Mahon vorzunehmenden Expedition ernannt. Belagerung und Einnahme der Festung. 123

Zehntes Kapitel.

Der Herzog von Richelieu erhält die Stelle des Marschalls von Estrees. Er macht ungeheure Fortschritte in dem Churfürstenthum Hannover. Durch das Cabinet von Versailles gehindert, muß er seine kostbare Zeit mit Negotiationen verschwenden. Er verliert seine Vortheile und zwingt dennoch den Prinzen Ferdinand zum Zurückzuge. 133

Eilftes Kapitel.

Der Marschall von Richelieu nimmt von seiner Statthalterschaft Besitz. Sein außerordentlicher Aufwand zu Bordeaux. Neue Intriken mit Frauenzimmern. Er läßt einer Wittwe, zu welcher er nicht selbsten gehen durfte, durch den Guardian der Capuciner verschiedene Liebesbriefe überbringen. 140

Zwölftes Kapitel.

Verfolg der Liebschaften des Marschalls. Er spinnt zu Paris eine neue Intrike mit einer Nonne an. Richelieu weigert sich nach dem Tode des Marschalls von Belle-Isle Minister zu werden. Der Friede wird geschlossen. Absterben der Frau von Pompadour. 164

Drey-

Seite

Dreyzehntes Kapitel.

Der Marschall von Richelieu nimmt eine Maitresse wieder an, die ihm durch den Erzbischof von Bordeaux war entrissen worden. Er besucht seinen Freund Voltaire. Die Herzogin von Lauraguais begleitet ihn bis nach Lyon. Unser Held wettet, eine Bethschwester bis zur Entwickelung der Intrike zu bringen und sie nachher zu verlassen. 174

Vierzehntes Kapitel.

Der Graf du Barry macht den Marschall mit seiner Mätresse, der Demoiselle Lange, bekannt. Richelieu gibt diesem Frauenzimmer zu Ehren ein Abendgastmahl in seinem Pavillon auf dem Boulevard. Du Barry theilt dem Marschall seine Entwürfe mit, der sich deßhalb über ihn lustig macht. Der Graf bringt es endlich so weit, daß es ihm gelingt, die Demoiselle Lange dem le Bel vorzustellen. Sie wird die Mätresse des Königs. Nun flößt ihr einen unversöhnlichen Haß gegen den Herrn von Choiseul ein. Absterben des le Bel's, verursacht durch einen Jähzorn Ludwigs XV. 191

Funfzehntes Kapitel.

Madame du Barry wird bey Hofe vorgestellt. Sie läßt am Tage ihrer Vorstellung auf sich warten. Der König geräth in eine unbeschreibliche Unruhe dadurch. Herr von Choiseul kömmt in Ungnade. Richelieu sucht in den Staatsrath zu gelangen, kann aber seinen Endzweck nicht erreichen. Inzwischen wünscht er doch jemanden aus seiner Familie in dem Ministerium zu sehen, und bringt es wirklich durch seine Bemühungen dahin, daß der Herzog von Aiguillon ein Departement erhält. Der Marschall ist einer der eifrigsten Diener der Favorite. 200

Sechzehntes Kapitel.

Aufhebung der Parlamenter. Ursache, die unsern Richelieu bewegt, diese Gerichtscollegien zu hassen. Er erhält den Auftrag, das Edict von der Abschaffung des Parlaments zu Bordeaux und der Steuerkammer (Cour des Aides) zu Paris einregistriren zu lassen. Verfolg seines Betragens am Hofe. 215

Siebenzehntes Kapitel.

Verfolg der Schilderung des Hofs. Absterben Ludwigs XV. Richelieu begibt sich in seine Statthalterschaft. 231

Seite

Achtzehntes Kapitel.

Proceß der Frau von St. Vincent. Schilderung dieses Streithandels. Man nimmt dem Marschall die Statthalterschaft von Guyenne, und der König verbiethet ihm, dahin zu gehen, wofern sich nicht der dasige Befehlshaber, der Marschall von Mouchi, daselbst befände. Richelieu schreibt an den Monarchen. Wiederherstellung der Parlamenter. Entscheidung des Processes des Marschalls. Geschichte eines gewissen Colin. 248

Neunzehntes Kapitel.

Unserm Richelieu gelingt es, sich Freunde am Hofe zu machen. Er wird minder ungünstig vom Könige aufgenommen, und schränkt seinen Ehrgeitz bloß auf die Direction des Italienischen Schauspiels ein. Schilderung seiner Vergnügungen. Er sieht seinen Freund Voltaire zu Paris wieder. Seine dritte Vermählung mit der Frau von Rothe. Erzählung der Begebenheit, die ihn zu dieser Heirath bestimmt. 265

Zwanzigstes und letztes Kapitel.

Der Marschall beschäftigt sich ganz mit dem Tribunal und der Komödie. Er verrichtet dieses Jahr seinen Hofdienst. Einige Zeit hindurch ist er der einzige Obristkammerherr, der im Stande ist, sein Amt zu bekleiden. Er ist seiner letzten Gemahlin ungetreu. Eine ehemahlige Mätresse von ihm setzt ihn zum Universalerben ein. Streitigkeiten mit den Herren von Noé und Arthur. Der Marschall verliehrt den Verstand. Man nimmt ihm das Tribunal. Er stirbt. 284

Anhang von Originalbriefen.

Briefe der Frau von Tencin. 305
Briefe der Frau du Chatelet. 336

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
1783. . .

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Faur, Louis François, 1746-1829 / Menzel, Johann Friedrich Leonhard / Valett, Johann Jakob Meno, 1758-1850

Geheime Lebensgeschichte des Marschalls von Richelieu oder Erzählung seiner Abenteuer, Liebschaften, Intriguen und all desjenigen, was auf die verschiedenen Rollen Bezug hat, die dieser merkwürdige Mann in einem Zeitraume von mehr als achtzig Jahren spielte
Bd.: 2

Bayreuth (1791)

Biogr. 972 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066198-0
VD18 90087739